This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 928,262

Der goldene Spiegel

Erzählungen in einem Rahmen

von

Jakob Wassermann

Berlin 1914
S. Fischer / Verlag

Luke 6.

PRESENTED BY
THE
GERMAN
DEPARTMENT

838
W32g
R1

Der goldene Spiegel

Erzählungen in einem Rahmen

von

Jakob Wassermann

Fünfte Auflage

S. Fischer * Verlag * Berlin
1911

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1911 S. Fischer, Verlag, Berlin.

120 Olay 13.5.e.

Ich widme dieſes Buch

meiner Frau.

O thou whose face hath felt the Winter's wind
Whose eye has seen the snow-clouds hung in mist,
And the black elm-tops 'mong the freezing stars,
To thee the Spring will be a harveſt time.
O thou, whose only book has been the light
Of supreme darkness which thou feddest on
Night after night when Phoebus was away,
To thee the Spring shall be a triple morn,
O fret not after knowledge, I have none,
And yet my songs comes native with the warmth.
O fret not after knowledge, I have none
And yet the evening listens.

He who saddens
At thought of idleness cannot be idle,
And he's awake who thinks himself asleep.

Keats.

248464

Franziska und die Freunde

Drei junge Leute von beſonderer Art lernten auf einem Ball im Künſtlerhaus ein ſiebzehnjähriges Mädchen kennen, das ſehr liebreizend war, Franziska hieß, die Schauſpielkunſt ſtudierte und das Leben liebte. Sie trug ihre Armut wie eine vorläufige Hülle, und die Daſeinsſtimmung, in der ſie ſich befand, wird am beſten verglichen mit der morgendlichen Munterkeit eines kräftigen und entſchloſſenen Bergſteigers.

Was die jungen Männer betrifft, ſo waren es Söhne aus reichen und geehrten Familien, und ſie ſtanden in der Reihenfolge der Jahre zwiſchen dreiundzwanzig und achtundzwanzig, die der Freundſchaft noch angemeſſen iſt. Eine Aufzählung im Steckbriefſtil mag die genauere Bekanntſchaft mit ihnen vorbereiten. Rudolf Borſati war Arzt, mittelgroß von Figur, ziemlich fett, doch immerhin elegant in der Erſcheinung, von Bart und Haar blond wie türkiſcher Tabak, von Gemütsart verträglich, ſchmiegſamen Geiſtes und in den Manieren von charaktervoller Liebenswürdigkeit. Die Klientel brachte ihm nur geringen Verdienſt, er ſelbſt war ſein treueſter Patient, denn er beobachtete mit aufmerkſamer Hypochondrie die Entſtehung und den Wechſel einer großen Zahl von Krankheiten in ſeinem eigenen Körper. Georg Vinzenz Lamberg, ein ſtatt-

licher, brünetter, paſſioniert ausſehender Menſch, der im Gang und im Gehaben etwas Fürſtliches hatte, eine raſche, aufſammelnde, entſcheidende und entſchiedene Selbſtherrlichkeit, war Archäolog ohne Amt, Privatgelehrter ohne beſtimmte Richtung, ein Sonderling mit leidenſchaftlichen Neigungen, der ſich zu den Dingen und den Kreaturen in ein Verhältnis voll Tyrannei und Abwehr begeben hatte. Am meiſten auf das Äußere der Welt und das Tätige des Lebens gerichtet war Cajetan von Prechtl, deshalb hatte er auch Franziska zuerſt für ſich gewonnen. Er war angehender Diplomat, hatte Ehrgeiz, und in ſeinem altſchmalen Geſicht ſaßen zwei dumpfglänzende Augen mit dem ſtarken und weithinausſchauenden Blick eines zielgewiſſen Schützen. Eine fantaſievolle Welterfahrung war ihm eigen, die ebenſogut auf einen Dichter wie auf einen künftigen Staatsmann ſchließen laſſen konnte und durch eine ſeltſame Verſchwiſterung politiſcher und romantiſcher Elemente jedenfalls bemerkenswert war.

Ihm glückte es, dem Direktor eines der erſten Theater für Franziska Teilnahme einzuflößen. Ihr Debüt war ein Triumph. Die Poeſie ihres Lächelns, ihrer Geberde, ihrer Haltung verlieh der mittelmäßigen Komödie einen Schein von Tiefſinn und Elan, und ſelbſt diejenigen, die ihre Schönheit auf Koſten ihrer Begabung lobten, räumten ein, daß hier perſönlicher Zauber wie Genie wirke. Borſati fand ſein Gemüt bewegter, als er dem jüngeren Freund geſtehen mochte, aber Cajetans wechſelſüchtiges Herz hatte ſich unlängſt für eine andere entzündet, und nachdem ſich die Beiden gegeneinander ausgeſprochen, gelang es Borſati bald,

Franziskas Gunſt zu erwerben. Er erhob ſie, indem er ſie trug, und förderte ſie, indem er ihr huldigte. Es war ein zartes Verhältnis und voll Kameraderie, doch konnte es den Lebensdurſt des jungen Mädchens weder befriedigen, noch verringern; ihr war immer, als ob ſie viel, als ob ſie alles verſäumte, und je mehr ſie zur Frau reifte, je ungeſtümer fühlte ſie ſich aufgefordert, dem Ruf ihrer geſtaltloſen, aber feurigen Träume zu folgen.

An einem beſtimmten Abend in jeder Woche fanden ſich Cajetan und Georg Vinzenz bei Franziska und Borſati ein, und bei gutem Eſſen und vortrefflichen Weinen verplauderten ſie oft die halbe Nacht. Eines Tages brachte Borſati einen fremden jungen Mann zu dieſem Sympoſion mit, einen Menſchen von nicht ſehr gepflegtem Äußeren und eckigem Betragen, der ſich Heinrich Hadwiger nannte und Ingenieur war. Von den befremdeten Gefährten ſpäter unter ſechs Augen zur Rede geſtellt, erklärte Borſati, daß er Hadwiger ſchätze, und daß ihn ihre hochmütige Zurückhaltung nur deſto ſchätzenswerter erſcheinen laſſe. Seiner Jugend und feindſeligen Widerſtänden zum Trotz hatte Hadwiger den Auftrag erhalten, eine der neuen Gebirgsbahnen im Süden des Reichs zu bauen, und ſein kühnes Projekt bildete das Staunen der Kenner. Aus den dürftigen Verhältniſſen eines weſtfäliſchen Kohlendorfes ſtammend, war alles was er beſaß und vorſtellte, Errungenſchaft eines ungeheuren Fleißes und einer beiſpielloſen Willenskraft. Anfänglich der ſchlecht beſoldete Beamte einer engliſchen Maſchinenfabrik, hatte er ſich zu einer heiklen Miſſion freiwillig gemeldet und wurde nach Ägypten und nach Bra-

ſilien geſchickt, um die damals neuen Dampfpflüge einzuführen, was erſt nach großen Schwierigkeiten und abenteuerlichen Mühſalen gelang. Ein Brückenbau im Staate Illinois hatte ihn berühmt gemacht, und er zählte nun zu den Erſten ſeines Fachs. Soviel wußte man von ihm, doch ohne Zweifel war in ſeiner Vergangenheit etwas, was er nicht mitteilen mochte und was ihn verfolgte, das verriet ſein Auge und ſein Schweigen.

Bald brauchte Hadwiger inmitten der Freunde nicht nur geduldet zu werden, er wurde Freund mit ihnen. Freilich war ſein Gefühl bisweilen beengt; ein Menſch, der einmal ums Brot gekämpft hat, trägt Narben im Gemüt, die im Kreiſe der Sorgloſen heimlich zu bluten beginnen. Seine ſchwankende Stimmung ließ auf eine unzufriedene Seele ſchließen, ſein raſcher Haß nötigte zur Vorſicht gegen ſein Urteil. Manchmal erregte er Gelächter, häufiger ein Lächeln. Wie die meiſten Emporkömmlinge war er naiv und ſelbſtgefällig, und er konnte ſich in einer ſo umfaſſenden Weiſe loben, daß den Zuhörern bei allem Reſpekt das Herz im Leibe lachte.

Auch Franziska fand ihn ſpaßhaft, doch ließ ſie ſich ſeine wachſende Verehrung immer lieber gefallen. Er gehörte nach ihrer Meinung nicht zu den Männern, die man liebt; ſeine tiefe Anhänglichkeit belohnte ſie durch Vertrauen. Als er des Bahnbaues wegen die Stadt verlaſſen hatte, blieb ſie im Briefwechſel mit ihm. Cajetan befand ſich um dieſe Zeit bei der Botſchaft in Waſhington, und Lamberg, deſſen Vater unlängſt geſtorben war, ging für einige Monate auf Reiſen. Inzwiſchen löſte ſich der Bund Franziskas mit Borſati ohne Lärm noch Kataſtrophe, etwa wie ein ſchöner

Spaziergang endet, und obwohl ſie nach der Rückkunft der andern Freunde gern und oft an den regelmäßigen Zuſammenkünften teilnahm, führte ſie ihr Leben fern von ihnen. Hie und da deutete ein Wort, ein Ausruf, eine Klage das Ermattende und Verzehrende ihrer Exiſtenz an, doch bewahrte ſie ſtets die ihr eigentümliche Heiterkeit und Leichtigkeit. Sie war ſchön; ſchön geworden, was mehr beſagen will, als ſchlechthin ſchön. Voller Beſeelung Auge, Hand und Schritt, voll Reife und Bewußtſein; Eitelkeit zeigte ſie nur im Kleinen und Scherzhaften, im Ganzen Maß und Haltung, erworbene Würde, natürlichen Adel. Sie war eine jener Frauen, bei deren Anblick einem Manne das Herz ſtill ſteht. Sie hatte etwas von der Wahrheit der Elemente, und etwas vom Glanz und der rührenden Einſamkeit der großen Kunſtwerke. Leben und Erlebnis hatte ſie geläutert und erhoben, ſo wie ſie manche Andere trüben und erniedrigen. Gleichwohl verſchwendete ſie ſich; zum Genuß vorbeſtimmt, genoß ſie umſomehr, je mehr ein begierdevolles Sinnenweſen ſich ihr unter verführeriſchen Formen nahte. Sie bewegte ſich in der großen Welt, als ob ſie darin geboren wäre; die Außenſeite ihres Daſeins war ohne Geheimnis, man erzählte ſich von ihr in allen Salons und Kaffeehäuſern; was ſie hinriß, was ſie ſpannte, bezauberte, in Atem hielt, war den Freunden, insbeſondere Borſati und Hadwiger, ein Rätſel und das Offenſichtliche wie das Verborgene gab ihnen Anlaß zu Befürchtungen aller Art, zumal es mit ihrer Geſundheit nicht zum Beſten ſtand. Als Hadwiger einſt ſie zur Beſinnung bringen wollte, verſicherte ſie ihm, daß ſie ſelbſt kaum wiſſe, wovon ſie ge-

trieben werde; vielleicht ſei es der Tod; jeder Gedanke an den Tod jage ſie wilder ins Leben hinein. Vor Jahren habe ſie auf einer Bauernhochzeit getanzt, während im Dorf die Häuſer zu brennen angefangen; Weiber und Männer ſeien fortgeeilt, doch ſie habe einem Geiger ein Goldſtück hingeworfen, damit er weiter ſpiele und mit ihrem Tänzer ſich noch herumgeſchwungen, bis der Feuerſchein dicht an den Fenſtern lohte.

So plauderte ſie beim Probieren eines Hutes, und Hadwiger ging von ihr, weil ſie ſo leer erregt zu ihm ſprach wie in der Pauſe zwiſchen zwei Tänzen. Dann rief ſie ihn wieder, in der Pauſe zwiſchen zwei Tänzen, ſchloß ſchweſterlich ihr Herz auf und nährte ſein verſchwiegenes Mitgefühl in ungewollter Grauſamkeit.

Eines Tages gab ſie die Rolle der Marianne in Goethes Geſchwiſtern. Lamberg war im Theater, und ihm ſchien es, als rede ſie von der Szene herab zu ihm allein. Eine gewiſſe hinſchleppende Müdigkeit verwiſchte das Liebliche der Figur und verlieh ihr einen unwillkommenen Zug von Wehmut. Darüber ärgerte ſich Lamberg. Nach der Vorſtellung erwartete er Franziska am Bühnenausgang. Ihr ſchuldbewußtes Lächeln machte ſeine Strafpredigt überflüſſig. Es war etwas Trauriges an ihr wie an einer Winterroſe, die das offene Fenſter ſcheuen muß. Lamberg führte ſie in ſein Haus, bewirtete ſie, und ſeine unerwartete Wärme ergriff Franziska. Es war eine ſchöne Sommernacht, ſie wandelten im Garten, ſcherzten und philoſophierten. Schließlich erzählte ſie ihm, daß der Fürſt Armansperg, Majoratsherr, Beſitzer eines Hundertmillionenvermögens, Herr auf

Sünderau, Weilburg und Schloß Samming, um ihre Hand angehalten habe. Seine Angehörigen, troſtlos über dieſen Entſchluß, ſetzten alles daran, ihn an der Ausführung zu hindern, und ſie ſelbſt ſei durch deren Ränke und Intrigen zu unverſchuldeten Leiden verurteilt. Lamberg erwähnte, daß er den Fürſten vom Sehen kenne; eines der Armanspergſchen Güter lag unweit von ſeinem Landhaus im Gebirge. Er ſchätze ihn auf ſechzig, traue ihm aber Entſchiedenheit genug zu, um einer Familien-Revolution die Spitze bieten zu können.

Noch einmal vergeſſen; um Eros willen noch einmal; die unbeſchwerte Seele dem Gott entgegentragen: kurze Stunden. Er mag die Stunden zählen und ſein heitres Antlitz verſchleiern, wenn der Morgen dämmert; dann ſende er den Schlaf, und die nüchterne Sonne erfüllte ihn mit Trauer um ſo viel Luſt, die geweſen iſt. „Wer weiß, ob ich dich überhaupt liebe," ſagte Franziska; „vielleicht wollt' ich mich nur überzeugen, ob ein wirkliches Menſchenherz in dir ſteckt." — „Kann man davon Gewißheit erlangen?" verſetzte er in ſeiner ſtets auf Entfernung bedachten Art. Und ſie wieder: „Blut und Atem ſind auch ſchon etwas, wenn man ſie ſpürt. Verbirg dich nicht ſo in deiner Kühle, denn du biſt nicht ſo ſtark wie du dich ſtellſt."

Kurz darnach tauchte in den höheren Zirkeln der Geſellſchaft ein Mann auf, der ſich Riccardo Troyer nannte, von vielen als ein Däne, von andern als ein Italiener bezeichnet wurde, und deſſen Reichtum durch eine verſchwenderiſche Lebensführung unbezweifelbar ſchien. Man rühmte ſeine verlockenden Umgangsformen, und der Eindruck ſeines

reckenhaften Körperbaues werde durch ein Gebrechen kaum verringert, hieß es; er hinke nämlich, wie Lord Byron, ſei aber, wie Lord Byron, dabei ein vollendeter Reiter, Schwimmer und Fechter. Wem der Hinweis auf ein romantiſches Genie von hundertjähriger Berühmtheit nicht zuſagen wollte, dem wurde verſichert, daß Riccardo Troyer an moderner Prägung nichts zu wünſchen übrig laſſe, da er durch Börſen- und Minenſpekulationen großen Stils zu ſeinem Vermögen gekommen ſei. Legenden von Ehebrüchen und Entführungen, denen eine mißtrauenswerte Gewöhnlichkeit anhaftete, wurden behend verbreitet, von Selbſtmorden junger Frauen und Mädchen mittelſt Waſſer, Gift, Fenſterſturz und Leuchtgas, und die obere Menſchheitsregion, die ſich ſo argwöhniſch gegen einen einheimiſchen Frack vom vorigen Jahre verhält, ſtand geblendet vor dieſem ausländiſchen der letzten Mode, der von einem Zauberkünſtler ohnegleichen getragen wurde; nicht einmal die Kunde von allerlei verwegenen Geldtransaktionen und Wechſelgeſchäften konnte die Glorie des Fremdlings beeinträchtigen.

Zur Zeit, als das Gerücht den Namen Franziskas mit dem des Abenteurers vorſichtig zu verbinden begann, weilte Lamberg ſeit Wochen auf dem Land. Er hatte die Freunde ermuntert, ihn zu beſuchen, und Ende Auguſt, da der läſtige Schwarm der Sommerfriſchler ſchon verſchwunden war, trafen alle ein. Cajetan war, drei Tage vor den andern, aus Rom gekommen und wohnte bei Lamberg, Borſati und Hadwiger logierten in einem entzückenden kleinen Hotel unten am Seeufer, eine Wegviertelſtunde von Lambergs Villa entfernt. Es war an einem Nachmittag, die

Freunde ſaßen teetrinkend im Gartenhaus unter mächtigen Ahornbäumen, und Cajetan hatte eben erzählt, daß er bei der Gräfin Seewald, der Schweſter des Fürſten Armansperg, eine Viſite gemacht und Franziska dort geſehen und flüchtig geſprochen habe, als ſie ſelbſt den Wieſenweg heraufkam, in ihrer herrlich aufrechten Haltung, mit dem blauſeidenen Überwurf und dem bunten Hut wie eine wandelnde Blume anzuſehn. Sie begrüßte die Freunde, ſie nahm Platz, begehrte Tee zu trinken und plauderte in der lebhaft erregten Art, die innere Unruhe und Haſt verbergen will. „Wie ſteht es nun? wirſt du uns alſo verlaſſen?" fragte Borſati mit zärtlichem Vorwurf. Franziska erwiderte weich: „Ihr ſollt ein Andenken von mir haben." — „Wir haben es immer," verſicherte Borſati galant. Sie ließ den erinnerungsvollen Blick in ſeinen Augen ruhen und wiederholte: „Ihr ſollt ein Andenken von mir haben." Sie hatte ſchon Abſchied genommen, flüchtiger als die Gelegenheit zu fordern ſchien, da kehrte ſie noch einmal zurück und ſagte: „Wollt ihr heute übers Jahr wieder hier verſammelt ſein? Wollt ihr das? Dann verſpreche ich euch, zu kommen." Die Freunde ſahen einander verwundert an, doch Franziska fuhr fort: „Heut iſt der erſte September, — alſo übers Jahr am gleichen Tage bin ich wieder hier, und vorher werdet ihr mich wohl kaum ſehen. Halten wir die Verabredung, machen wir's wie die Brüder im Märchen, ſagt ja und ich gehe froher von euch weg."

„Muß es denn am ſelben Tag ſein?" fragte Cajetan.

„Gewiß, nur dann iſt es bindend," verſetzte ſie.

Das Verſprechen ward von jedem in ihre Hand geleiſtet

und ſie ging. Alle ſchauten ihr betroffen und teilnahmsvoll nach, wie ſie faſt fliegend raſch den umgrünten Pfad hinunterellte. Sie fuhr am nächſten Tag in die Stadt zurück, und kaum eine Woche war vergangen, ſo brachten alle Zeitungen die Neuigkeit, daß Franziska, die ſchöne Schauſpielerin, mit Riccardo Troyer verſchwunden ſei. Die Nachricht verurſachte ſchon deshalb Beſtürzung, weil man die Heirat Franziskas mit dem Fürſten Armansperg als nahe bevorſtehend betrachtet und das Gewagte einer ſolchen Verbindung hatte vergeſſen wollen. Man wußte zu ſagen, daß der Fürſt außer ſich und nur mit Mühe verhindert worden ſei, den Abenteurer polizeilich verfolgen zu laſſen. Er war auf das Ereignis nicht im mindeſten gefaßt geweſen, einzelne Warnungen hatte er verächtlich aufgenommen, doch von der Stunde ab zog er ſich von der Welt zurück und lebte einſam.

Während alles dies ſich abſpielte, erhielt Lamberg ein Paket und einen Brief Franziskas. Der Brief berührte die eingetretene Schickſalswendung mit keiner Silbe und war ſo kurz wie er überhaupt nur ſein konnte. „Ich gebe euch, Georg Vinzenz, Heinrich, Rudolf und Cajetan zum Abſchied und zur Erinnerung den goldnen Spiegel der Aphrodite, den mir ein teurer und nun verſtorbener Freund geſchenkt hat. Ich hab euch einmal davon erzählt, ſchlecht wie mir ſcheint, ſonſt wäret ihr gekommen, um das wunderbare Ding anzuſchauen. Der Spiegel ſoll keinem gehören und jedem, keiner ſoll ein Vorrecht darauf haben, weil ihr mir alle gleich wert ſeid und es eine frohe Empfindung für mich iſt, ihn als ein Sinnbild meiner Liebe

und Dankbarkeit in eurem Beſitz zu wiſſen. Lebt wohl, vergeßt euer Verſprechen nicht und denkt zuweilen an euer Geſchöpf, eure Schweſter, eure ewig getreue Franziska."

Der Spiegel war in der Tat ein ausgezeichnet ſchönes Stück. Er war um das Jahr 1820 in den Ruinen eines kretiſchen Palaſtes aufgefunden worden, kam in die berühmte Sammlung Diatopulos und gelangte fünfzig Jahre ſpäter in die Hände des Herzogs von Caſale. Im Jahre 1905, nach dem Tod des Herzogs, wurde, um deſſen Schuldenlaſt zu tilgen, der Spiegel nebſt vielen andern Kunſtobjekten zu Paris verſteigert, und dort hatte ihn der unbekannte Verehrer Franziskas erworben.

Die Freunde einigten ſich dahin, daß jeder von ihnen den Spiegel für die Dauer von drei Monaten unter ſeinem Dach beherbergen ſollte. Wären ſie nicht Männer von Geſchmack und Geiſt geweſen, ſo hätte Franziskas Gabe leicht Ärgernis ſtiften können. Keiner hatte Sicherheit; an wen die Reihe kam, der war zum voraus verſtimmt über die Scheinhaftigkeit ſeines Rechts. Gemeinhin macht der Beſitz die Dinge fremder; hier, wo der Gewinn ſchon den Verluſt bedingte, hielt Ungewißheit das ſtets wieder entgleitende Gut doppelt lebendig. Hätte Franziska das Geſchenk einem unter ihnen zugeſprochen, ſo wäre für die andern keine Beunruhigung erwachſen, und der Erwählte hätte den Frieden der Gleichgiltigkeit nicht lange entbehrt. So wurde das Beſchenkt- und Beraubtwerden zur gleichviel bedeutenden Pein.

Franziska blieb wie verſchollen. Unter ihren zahlreichen

Bekannten hatte niemand von ihr gehört, und der Urlaub, den ſie vom Theater genommen, war längſt überſchritten. Es hieß, der Fürſt Armansperg habe über Riccardo Troyer weitläufige Nachforſchungen anſtellen laſſen, die zu einem bedenklichen Ergebnis geführt hätten. Auch davon wurde es allgemach ſtill. Im Juli hielt ſich Hadwiger einige Zeit in Paris auf und hörte, daß Troyer während des ſpaniſch-marokkaniſchen Kriegs als Agent einer engliſchen Gewehrfabrik in Madrid tätig geweſen, daß er Betrügereien verübt und aus dem Land geſagt worden ſei. Hadwiger konnte nicht vergeſſen; er war nicht fähig, ſich ins Unwiderrufliche zu finden. Er grollte der Fügung, ſein Gemüt war verdunkelt, und um der Gedankenſpiele enthoben zu ſein, arbeitete er Tag und Nacht.

So ging das kleine und das große Leben weiter. Im Juli bezog Lamberg ſeine Villa im Gebirg. Mit einer Köchin, dem Diener Emil und einem Affen verließ er die Stadt. Den Affen hatte er vor kurzem von einem holländiſchen Kaufmann erhalten und war förmlich verliebt in ihn. Es war ein junger Baam oder Schimpanſe, der die Größe eines achtjährigen Knaben hatte. Durch die Unterhaltungen mit dem ſich ſelbſt ernſt nehmenden Tier erlangte er Einblick in die Fülle ſchönen Humors, von welcher der ſich ſelbſt ernſt nehmende Menſch umgeben iſt.

In der letzten Woche des Auguſt trafen Hadwiger, Borſati und Cajetan ein. Sie wohnten diesmal alle drei in dem Gaſthaus am See, da Cajetan nicht begünſtigt zu ſein wünſchte und das lieblich barocke Hotelchen ebenſoviele Bequemlichkeiten bot wie Lamberg Junggeſellenheim.

Was über den Spiegel beſchloſſen wurde

Sieben Seen, zwiſchen Felſen und Wälder düſter gebettet die einen, im Schutz freundlicher Hänge leuchtend die andern, konnte das Auge des Betrachters von jedem beherrſchenden Gipfel aus erblicken. Wege zogen hügelauf- und abwärts; feſte weiße Wege; durchſchnitten und umgürteten die langgeſtreckten Dörfer, begleiteten lärmende Bäche, verloren ſich in Wieſen, ſchlüpften über Brücken und Stege und kommen windungsreich an den kraftvoll geſtalteten Bergen empor. Hier ein Garten, daneben eine Wildnis, da eine Ruine, drüben eine gewaltige Wand, im Norden kahle Steinrieſen, im Süden ein erhabenes Gletſcherhaupt; ſo wurde das Bild geſchloſſen, das harmoniſch im einzelnen wie groß im ganzen war.

Dem Gletſcher fern gegenüber, um die ganze Weite eines Tals, eines ausgedehnten Plateaus und einer tiefen Senkung hinter dem Plateau von ihm entfernt, lag die Villa Lambergs. Der Mond ſtand am Himmel, und durch die offenen Fenſter drangen die eifrig ſprechenden Stimmen in die Stille der Landſchaft, die durch die vereinfachenden Linien der Nacht geiſterhaft entrückt ſchien. Das Abendeſſen war vorüber, Borſati, Cajetan und Lamberg ſaßen noch am Tiſch, Hadwiger ging in ſichtlicher Aufregung hin und her. Er nahm es den Freunden übel, daß ſie ſo gleichmütig waren, — denn heute war der Tag, für den Franziska ſie alle zum Stelldichein gebeten hatte. Sie war nicht

gekommen, und es bestand wenig Grund zu der Hoffnung, daß sie noch kommen würde, jetzt, in den Stunden der Nacht. Wer weiß, wo sie ist; wer weiß, ob sie lebt, dachte er bekümmert. Dann grübelte er darüber nach, wie er es anfangen könnte, um das Gespräch auf die Erwägungen zu lenken, die ihn so schmerzhaft beschäftigten. Hatte er doch während der Dauer eines Jahres diesem Tag entgegengelebt, nichts weiter, und das Wort Franziskas war ihm für beide Teile als so unwiderruflich erschienen, daß kein Zweifel sich in sein Zutrauen mischte. Nun war es Abend, und es war ein Tag vergangen wie viele andere Tage vor ihm. Warum sprechen sie nicht von ihr? dachte er; ist es Verstellung oder Kälte? Das, was sie Haltung nennen oder jene Herzensglätte, die sie mir oft so fremd macht?

Er blieb vor dem goldenen Spiegel stehen, der auf seiner Runde seit einigen Wochen zu Lamberg zurückgekehrt war, und betrachtete in dumpfer Verlorenheit das Wunder aus alter Zeit.

Es war eine kreisrunde Scheibe aus ermattetem Gold; sie wurde mit hocherhobenen Armen von der Figur einer Göttin getragen, die auf einer köstlich gearbeiteten Schildkröte stand. Die Rückseite der Scheibe zeigte die Figur eines Jünglings, offenbar eines Narzissos, der in lässig schöner Art auf einem Felsblock saß, zwei lange Stäbe im rechten Arm und in kaum angedeutetem, nur mit wenigen Strichen graviertem Wasser die Umrisse seines Bildes beschaute. Tief am Rand war in griechischen Lettern das Wort Leäna eingeritzt, welches der Name der Hetäre sein

mochte, die einſt den Spiegel als Eigentum beſeſſen hatte. Das ganze Kunſtwerk war ungefähr zwei Handlängen hoch.

Caſetan erhob ſich, trat zu Hadwiger und legte den Arm mit ſovialer Geberde auf deſſen Schulter. „Die weibliche Figur ſteht unvergleichlich da", ſagte er. „Sie trägt wirklich; jeder einzelne Muskel ihres Körpers trägt. Finden Sie nicht, Heinrich? Dabei iſt doch Leichtigkeit in der Bewegung, wie man etwas hält, deſſen Beſitz die Kräfte erhöht."

„Es iſt eine edle Form", beſtätigte Lamberg, „und um zu ermeſſen, wie die Alten ſolche Dinge gearbeitet haben, muß man nur die Schildkröte anſehn. Welche Feinheit! Da fehlt kein Zug der Natur und doch gibt ſie vor allem die Idee eines Poſtaments."

„Man iſt überzeugt, daß die Laſt für dieſen Panzer gar nicht wiegt", verſetzte Caſetan.

„Mich dünkt bisweilen", warf Borſati ein, „daß ſich das Geſicht der Aphrodite durch einen fahleren Glanz von der Färbung des übrigen Suſſes abhebt."

Lamberg erwiderte, er habe es auch ſchon beobachtet. „Nur weiß ich eben nicht, was daran die Zeit verſchuldet hat", fuhr er fort. „Bekannt iſt jedenfalls, daß der Bildhauer Silanion Silber in das Erz miſchte, aus dem das Antlitz der Jokaſte beſtand, um durch die bleichere Schattierung den Tod anzudeuten. Und um die Raſerei des Athanas auszudrücken, tat Ariſtonidas Eiſen in die Maſſe, wodurch er eine charakteriſtiſche Roſtfarbe erzeugte. Sieht es nicht aus, als ob die Züge der Venus von einem imaginären Mond beſtrahlt ſeien?"

Hadwiger, der für dieſe Erörterungen wenig Intereſſe bewies, ſah nach der Uhr. Lamberg fing den Blick auf und lächelte. „Warum lächeln Sie?" fragte ihn Hadwiger ſtirnrunzelnd. — „Wo ich Ungeduld bemerke, muß ich ſtets lächeln", antwortete Lamberg mit herzlichem Ton. — „Und Sie empfinden keine? Sie erwarten nichts?" Lamberg ſchüttelte den Kopf. — „Und ihr erwartet auch nichts?" wandte ſich Hadwiger ſchüchtern und erſtaunt an die andern beiden. „Ich habe Franziskas Wunſch ſchon damals für eine Laune gehalten", bekannte Cajetan. — „Warum ſind Sie dann gekommen?" fragte Hadwiger faſt ſchroff. — „Erſtens, weil ich mit Vergnügen hier bin, zweitens, weil ich durch mein gegebenes Wort genötigt war, die Laune ernſt zu nehmen", war die Erwiderung. — „Und Sie auch, Rudolf?" — „Ich glaube nie an Programme und bin mißtrauiſch gegen Verabredungen, weil ſie feſſeln und meiſt einſeitig verpflichten", ſagte Borſati.

Cajetan brachte das Geſpräch auf Riccardo Troyer. Er war dem berüchtigten Ausländer mehrmals in der Geſellſchaft begegnet und rühmte ihn als einen Mann von großer Welt, der einer ſouveränen Macht über die Menſchen in jedem Fall und bis zur Frivolität ſicher ſei und, ob er nun geächtet oder bewundert werde, Merkmale einer dämoniſchen Beſonderheit ſo deutlich an ſich trage, daß man ſich ſeinem Einfluß nicht entziehen könne. Borſati tadelte das Wort von der dämoniſchen Beſonderheit als einen jugendlichen Salimathias; nach ſeiner Erfahrung ſeien die ſogenannten dämoniſchen Menſchen unverſchämte Komödianten, ſonſt nichts. Aber Cajetan fuhr unbeirrt fort und

ſagte, er habe das Weſen nicht begriffen, das um Franziskas letzte Liaiſon gemacht worden, zumal die Ehe mit dem alten Armansperg keineswegs zu gutem Ende hätte führen können.

„Aber nie zuvor hat ſie ſich weggeworfen", rief Hadwiger aus.

„Sie hat es auch in dieſem Fall nicht getan", antwortete Cajetan ernſt und beſtimmt. „Eine Frau wie ſie folgt untrüglichen Inſtinkten, und ſelbſt wenn ſie den Weg ins Verderben wählt, liegt mehr Schickſal darin als wir ahnen. Sie hat ſich niemals weggeworfen, das iſt wahr. Wer ſich hingibt, kann ſich nicht wegwerfen, und es exiſtiert eine Treue gegen das Gefühl, die von höherem Rang iſt als die Treue gegen die Perſon."

Es war elf Uhr geworden, und die drei Hotelbewohner verabſchiedeten ſich von Lamberg. Dieſer ſtand auf dem Balkon und lauſchte noch lange ihren in der Nacht verhallenden Stimmen. Weit drunten auf der Landſtraße raſſelte ein Wagen. Georg Vinzenz trat ins Freie, befühlte das Gras und, da er es trocken fand, prophezeite er im ſtillen für den morgigen Tag ſchlechtes Wetter. Er ging dann in das obere Stockwerk des Hauſes, öffnete die Tür zu einer dunklen Kammer und rief: „Quäcola!" Das war der Name, den er dem Schimpanſen gegeben hatte. Das Tier ließ einen freudigen kleinen Schrei hören. Lamberg riegelte den Käfig auf, und der Affe folgte ihm aus dem Gemach, die Treppe hinab, in das beleuchtete Speiſezimmer. Er ſetzte ſich mit ſchlau betonter Bravheit und blickte lüſtern nach einer mit Früchten gefüllten Schale, die auf

dem Tiſche ſtand. Lamberg nickte und der Affe langte zu, ergriff eine Pflaume und biß hinein. Indeſſen hatte ſich das Rollen jenes fernen Wagens genähert, Georg Vinzenz lauſchte, eilte ans Fenſter, hierauf vor die Türe, die Kutſche hielt, und Franziskas bleiches Geſicht ſah aus dem Schlag. Georg Vinzenz begrüßte ſie voll ſtummer Überraſchung, und, nachdem er den Diener gerufen, damit er das Gepäck verſorge, führte er ſie ins Haus. „Du biſt pünktlich wie ein Mitternachtsgeſpenſt", ſagte er lächelnd und forſchte in ihren Zügen, ob ſie zu einem ſo ſcherzhaften Geſprächsbeginn aufgelegt ſei. Sie erwiderte, an dem Geſpenſterhaften trüge nur die Eiſenbahn ſchuld, und da ſie eine weite Reiſe hinter ſich habe, ſei es unvermeidlich geweſen, daß ſie erſt in der Nacht ans Ziel gelangt ſei. „Aber warum haſt du mich nicht benachrichtigt?" fragte er, und als ſie verwundert ſchien, fügte er raſch hinzu: „Ich hätte dich ſonſt am Bahnhof erwartet."

Sie trug ein dunkles Gewand. Ihre Sprache war leiſer geworden, die Hand, die ſie beim erſten Gruß in die ſeine gelegt, ſchmäler, kälter und ſchwerer. Der Mund ſah wie von vielen vergeblichen Worten ermüdet aus, und unter den übermäßig ſtrahlenden Augen befanden ſich zwei fahle Schatten. Lamberg ſchaute ſie immer aufmerkſamer an, ſie wich unter ſeinem Blick, ſie erkundigte ſich, ob ſie einige Tage in ſeinem Hauſe bleiben könne, und nachdem er eifrig bejaht hatte, ergriff ſie mit beiden Händen ſeine Rechte und ſtammelte bittend: „Aber frag' mich nicht! Nur nicht fragen!"

Er merkte ſelbſt, wie wichtig es ſei, nicht zu fragen.

Das war nicht mehr Franziska; nicht mehr die ſchalkhafte, ſprühende Franziska, die lebenshungrige. Es war eine Satte, eine Siehe, eine Hinfällige, eine mit letzten Kräften ſich aufrecht Haltende, und ihr war eine Raſt notwendig. Wie ſie auf das Sopha hinfiel, den Kopf in die Arme wühlte und ſchluchzte! So hätte die unverwandelte Franziska niemals geweint; nicht durch Tränen, höchſtens durch Lachen hätte ſie Quácola, den Schimpanſen, zu einer beſtürzten Flucht in den Winkel des Zimmers veranlaßt.

Lamberg ging umher und dachte: hinter dieſem Jammer liegen dunkle Wirklichkeiten. Aber er fragte mit keinem Blick ſeines Auges. Es wird die Stunde kommen, wo es ihr Herz zerſprengt, wenn ſie ſchweigt, ſagte er ſich. Seinem ſanften Zuſpruch gelang es, ſie zu beruhigen.

Sie ſaßen noch lange beiſammen in dieſer Nacht. Der Heuduft von den Wieſen, die Harzgerüche aus dem Wald, das weitheraufklingende Rauſchen der Traun, all das trug dazu bei, daß ſie ſich ſammeln und beſinnen konnte, denn ſie glich einem Menſchen, der aus ſchweren Träumen erwacht iſt.

Lamberg teilte ihr mit, daß die andern Freunde hier ſeien, daß ſie den Abend bei ihm zugebracht. Franziska hatte den goldenen Spiegel von ſeinem Geſtell gehoben und blickte zerſtreut auf das matte Metall der Scheibe. Plötzlich trat eine erſchrockene Spannung auf ihre Züge, und ſie flüſterte beengt: „Werden ſie mich nicht fragen?" Lamberg, der zum offenen Fenſter gegangen war, entgegnete, ohne ſich umzukehren: „Nein, Franzi, ſie werden nicht fragen."

Franziska ſeufzte und ließ den Kopf ſinken. So blieben ſie eine Weile, die Frau mit dem goldenen Spiegel, der junge Mann, in den Mond ſchauend, und der Affe in taktvoll befliſſener Aufmerkſamkeit zwiſchen ihnen beiden.

Am folgenden Morgen ging Lamberg zu den Freunden ins Hotel, um ſie von der Ankunft Franziskas zu benachrichtigen und was er an Aufklärung für geboten hielt, mit der ihm eigenen Miſchung von Beſtimmtheit und Diskretion zu äußern. Es wurde vereinbart, daß die Freunde erſt am Abend kommen ſollten, damit Franziska den Tag über ruhen könne. Daß man ſie zu begrüßen hatte, als wenn nichts geſchehen wäre, ohne fordernde Neugier mit ihr ſprechen müſſe, war ſelbſtverſtändlich und die Art und Weiſe dem Takt jedes Einzelnen überlaſſen.

Mittags umwölkte ſich der Himmel, und als nach Anbruch der Dunkelheit die drei zu Lamberg kamen, regnete es ſchon ſeit einigen Stunden. Franziska ſpielte mit Quäcola Ball, der dabei eine erquickende Gravität entfaltete; ſo oft der Ball zu Boden fiel, fletſchte er wütend die Zähne und blickte ſeine Partnerin mit vorwurfsvollem Erſtaunen an. „Wir lieben uns, wir zwei", ſagte Franziska zu den Freunden, indes der Affe von Lamberg aus dem Zimmer geführt wurde; „Quäcola iſt mein letzter Anbeter."

Während des Abendeſſens ließ nur Hadwiger die wünſchenswerte Haltung vermiſſen. Stumm ſaß er da und betrachtete das hingewelkte Geſchöpf, ein Opfer unbekannter Schickſale, ſo daß Franziska, gerührt und verwirrt, ihm einmal lächelnd die Hand reichte. Doch gleich darauf nahm ſie an dem lebhaften Geſpräch der andern teil, ſprach von

Paris, von Marſeille, von Rom, als ob ſie allein dort geweſen und eine mißlungene Vergnügungsreiſe gemacht hätte. Als die Tafel aufgehoben war, legte ſich Franziska auf die Ottomane, und fröſtelnd bedeckte ſie ſich von den Füßen bis zum Hals mit einem dunkelhaarigen Schal.

Die jungen Männer hatten im Halbkreis um ſie her Platz genommen, und Borſati, der Franziskas Augen auf dem goldenen Spiegel ruhen ſah, bemerkte gegen ſie ſcherzhaft übertreibend, es hätte nicht viel gefehlt, ſo wäre um das Geſchenk Unfrieden entſtanden. Lamberg griff das Thema mit Behagen auf und ſchilderte Cajetans ſpitzleutſeliges Diplomatenweſen, Rudolfs choleriſche Ungeduld, die ſo oft ihre Hülle von abgeklärter Mäßigung zerriß und Heinrich Hadwigers finſtern Neid mit vieler Laune, denn er war witzig wie Figaro.

„Georg macht es wie gewiſſe Diebe", ſagte Cajetan lachend, „indem ſie fliehen, ſchreien ſie: haltet den Dieb. Wer war und iſt am meiſten in den Spiegel verliebt, mein Teurer? Im übrigen iſt meine Meinung noch immer die, daß es kindiſch iſt, eine ſolche Koſtbarkeit von Wohnung zu Wohnung zu ſchleppen," fügte er ernſt hinzu. „Jede Hausfrau wird zugeben, daß ihre Möbel durch häufigen Umzug beſchädigt werden, und mich dünkt, daß auch das ſchöne Kunſtwerk davon Schaden erleidet, vielleicht nur geiſtig, wenn ihr den Ausdruck erlaubt. Es gleicht beinahe einem Diamantring, der immer wieder an der Hand eines andern glänzt."

„Laſſen wir doch das Los entſcheiden", meinte Hadwiger plump, ein Wort, das der Entrüſtung Lambergs

und der ſchweigenden Verachtung der beiden andern anheimfiel.

„Ganz ohne Verdienſt hoffen Sie zum unumſchränkten Beſitzer werden zu können?“ fragte Lamberg mit vernichtendem Hohn.

„Meine Möglichkeit iſt nicht größer als die Ihre“, verſetzte Hadwiger beſtürzt. „Ohne Verdienſt? was heißt das? Soll der Spiegel eine Prämie für Leiſtungen werden? Wir können uns aneinander nicht meſſen.“

„Sagen Sie das aus Anmaßung oder aus Beſcheidenheit?“ erkundigte ſich Borſati lächelnd.

„Was denkt unſere ausgezeichnete Franziska über den Fall?“ fragte Cajetan.

„Als echte Frau müßte ſie den Spruch abgeben: wer mich am beſten liebt, ſoll den Spiegel behalten“, entgegnete Borſati.

„Alſo ein weiblicher König Lear“, ſagte Franziska ſanft. „Dabei kommt die Cordelia am ſchlechteſten weg. Wenn ihr euch in den Haaren liegt, meine lieben Freunde, ſo muß ich wirklich glauben, daß mein Geſchenk eine Torheit war. Aber ich kenne euch, ihr ſeid wie die Advokaten, die ſich vor Gericht mörderiſch beſchimpfen und dann gemütlich miteinander zum Frühſtück gehn. Soll ich einen Vorſchlag machen? Nun gut. Ihr habt doch ſo manches erlebt, ſo vieles gehört und geſehen, ihr habt doch immer, wenn wir zuſammen geplaudert haben, allerlei Amüſantes und Merkwürdiges zu berichten gewußt. So erzählt doch! Erzählt doch Geſchichten! Wir haben ja wenigſtens acht oder zehn Abende vor uns, ſo lang werdet ihr doch bleiben,

hoff ich, und wer die ſchönſte Geſchichte erzählt, oder die ſonderbarſte oder die menſchlichſte, eine, bei der wir alle fühlen, daß uns tiefer nichts ergreifen kann, der ſoll den Spiegel bekommen. Vielleicht liebt mich der am meiſten, der die ſchönſte Geſchichte erzählt, wer weiß. Und vielleicht, eines Tages, wer weiß, vielleicht gibt es eine Geſchichte, die auch mich zum Erzählen bringt —" Sie hielt inne und ſah mit zuckendem Geſicht empor.

Alle ſchwiegen. „Ich denk' es mir herrlich", fuhr Franziska mit einiger Haſt fort, als wolle ſie ihre letzten Worte übertönen; „immer ſpricht eine Stimme, ſpricht von der Welt, von den Menſchen, von Dingen, die weit weg und vergangen ſind. Ich liege da und lauſche, und ihr zaubert mir ſpannende Ereigniſſe vor, habt Freude daran, reizt einander, überbietet einander, — laßt euch doch nicht bitten, ſagt ja! Fangt an!"

Wieder entſtand ein Schweigen. „Ich halte das für ein verzweifeltes Unternehmen", murmelte endlich Hadwiger mit der Miene eines Menſchen, von dem Unmögliches gefordert wird.

„Nicht verzweifelt, aber etwas problematiſch", ſchränkte Borſati ein; „wer wird nicht dabei an den Spiegel denken?"

„Wer an den Spiegel denkt, kann uns nichts zu erzählen haben", antwortete Lamberg und fügte mit Bedeutung hinzu: „Bei ſolchem Anlaß darf man niemals an den Spiegel denken."

„Bravo, Georg!" rief Cajetan. „Ich ſehe, Sie fangen ſchon Feuer. In Ihren Augen malen ſich ſchon die Bilder aus wunderſamen Geſchichten. Nicht an den Spiegel den-

ken, das iſt es! Als Richter gleichen wir dann nicht den Zuhörern im Theater, denen ein müßiges Händeklatſchen über einen unklar geſpürten Eindruck hinweghilft, ſondern wir krönen den Verkündiger eines Schickſals als Tatzeugen. Ich ſehe keine Schwierigkeit, nicht einmal eine Verlegenheit. Es wird vieles ſein, was uns aneifert; das Wort iſt ja ein großer Verführer."

Der Diener Emil brachte den Kaffee, und nachdem jeder ſeine Taſſe ausgetrunken hatte, ſagte Borſati: „Wenn ich im Geiſt zurückſchaue, fällt mir ja dies und jenes auf, was des Berichtens wert wäre, aber wo ich ſelbſt beteiligt bin, ſtört mich die Nähe, und wo es nicht der Fall iſt, bin ich ungewiß, ob ich überzeugend oder wahr ſein kann."

„Wir ſind nicht einmal wahr, wenn wir Vorfälle aus unſerm eigenen Leben erzählen, um wie viel weniger, wenn es ſich um fremde Erlebniſſe handelt", erwiderte Lamberg. „Ja, man lügt mehr, wenn man über ſich ſelbſt die Wahrheit ſagt, als wenn man andere in erfundene Geſchicke ſtellt."

„Wir wollen Sachlichkeiten und keine Sentiments", verſetzte Cajetan mißbilligend. „Jeder iſt dann ſo wahr, wie ſeine Augen oder ſein Gedächtnis wahr ſind. Ich bin nicht größer als mein Wuchs. Wer ſich größer macht, wird ausgeziſcht. Die Welt iſt vom Grund bis zum Rand erfüllt mit den ſeltſamſten Begebenheiten, und die ſeltſamſte wird wahr, wenn man ein Geſicht ſieht, ein lebendiges Geſicht."

„Famos. Ich will möglichſt viel ſchöne Geſichter ſehn", ſagte Franziska und nahm eine Miene des Bereitſeins an.

„Jedes Geſicht iſt ſchön im Erleiden des beſondern Schickſals, zu dem ſein Träger beſtimmt iſt", entgegnete Lamberg.

„Darf ich etwas Ketzeriſches ſagen?" begann Franziska wieder; „ich finde, daß der Sinn für die Schönheit immer

geringer wird; man ſucht ſtets noch etwas Anderes daneben, Seele oder Geiſt oder Genie, etwas, das mit der Schönheit gar nichts zu ſchaffen hat und einem nur den Geſchmack verdirbt."

„Es ſcheint in der Tat, daß man in früheren Zeiten die Schönheit mehr um ihrer ſelbſt willen geachtet hat", antwortete Lamberg. „Auch wurde ihr eine höhere Wichtigkeit zuerkannt. So wird von einer vornehmen Marquiſe berichtet, deren Name mir entfallen iſt, und die im Alter von ſiebenundzwanzig Jahren an der Schwindſucht ſtarb, daß ſie die letzten Monate ihres Lebens auf einem Ruhebett zubrachte und beſtändig einen Spiegel in der Hand hielt, um die Verwüſtungen zu beobachten, die die Krankheit in ihrem Geſicht erzeugte. Schließlich ließ ſie die Fenſter dicht verhängen, kein Menſch durfte mehr zu ihr, und ſie duldete kein anderes Licht als die Lampe eines Teekeſſels."

„Sogar das Volk beſaß einen echten Enthuſiasmus für die Schönheit hochgeſtellter Frauen", ſagte Cajetan. „Im Jahre 1750 verdiente ſich ein Londoner Schuſter eine Menge Geld dadurch, daß er für einen Penny den Schuh ſehen ließ, den er für die Herzogin von Hamilton verfertigt hatte. Und als dieſelbe Herzogin auf ihre Güter reiſte, blieben vor einem Wirtshaus in Yorkſhire, wo ſie wohnte, mehrere hundert Menſchen die ganze Nacht über auf der Straße, um ſie am nächſten Morgen in ihre Karoſſe ſteigen zu ſehen und die beſten Plätze dabei zu haben."

„Demgemäß äußerte ſich dann auch die Verliebtheit der Männer", nahm Georg Vinzenz abermals das Wort; „ein

Jüngling in einer burgundiſchen Stadt war von der Schönheit ſeiner Geliebten ſo hingeriſſen, daß er nach dem erſten Stelldichein, das ſie ihm bewilligt hatte, in allem Ernſt erklärte, er werde ſich die Augen ausſtechen, wie es die Pilger von Mekka bisweilen tun, wenn ſie das Grabmal des Propheten geſehen haben, um ihre Blicke von nun ab vor Entweihung zu ſchützen."

„Das muß ein Bramarbas geweſen ſein", behauptete Borſati; „ich glaube ihm nicht eine Silbe."

„Warum?" verſetzte Cajetan. „Wir können uns kaum eine Vorſtellung von der Energie und Glut machen, mit denen man ſich damals einer Leidenſchaft hingab."

Borſati zuckte die Achſeln. „Mag ſein, daß er's getan hätte", ſagte er, „was wir erdenken können, kann auch geſchehn. Ich wehre mich nur dagegen, daß man aus unſerer Zeit die großen Empfindungen hinausredet, um eine nur durch die Ferne reizvolle Vergangenheit mit ihnen zu ſchmücken. Allerdings ſehen die Leidenſchaften, deren Zeugen wir ſelbſt werden, anders aus als die mit dem Galerieſtaub der Überlieferung, und ihre Verfeinerung oder Verdünnung auf der einen Seite bedingt meiſt ein finſteres und brutales Gegenſpiel."

Zum Beweis erzählte er folgende Geſchichte.

„Vor zwei Jahren war ich auf einem mähriſchen Gut zu Gaſt. Man kannte mich in der nahgelegenen Stadt, und weil der anſäſſige Arzt über Land gefahren war, wurde ich eines Abends, ziemlich ſpät, in das Wirtshaus gerufen, wo ein junger Mann lag, der ſich durch einen Piſtolen-

ſchuß in die Lunge tödlich verletzt hatte. Der Fall war hoffnungslos, Linderung der Schmerzen war alles, was zu tun übrig blieb. Am folgenden Morgen ſaß ich lange an ſeinem Bett, er hatte Vertrauen zu mir gefaßt und enthüllte mir, was ihn zu der Tat getrieben. Er war Student, fünfundzwanzig Jahre alt, Sohn vermögender Eltern. Bis zu ſeinem einundzwanzigſten Jahr hatte er, ich gebrauche ſeine eigenen Worte, gelebt wie ein Tier; leichtſinnig, verſchwenderiſch und in gewiſſenloſer Verpraſſung von Zeit und Kräften. Sein Gemüt, urſprünglich zarter Regungen durchaus fähig, war verhärtet und abgerieben durch den beſtändigen Umgang mit Dirnen. Die Atmoſphäre gemeiner Kneipen war ihm Bedürfnis und die Zudringlichkeit käuflicher Weiber Gewohnheit geworden. Er wußte kaum, wie anſtändige Frauen ſprechen, und in unreifer Überhebung ſah er in dieſem Treiben die Krone der Freiheit. Da geſchah es, daß er auf einer Ferienreiſe in ein vielbeſuchtes Hotel kam und auf dem Schreibtiſch ſeines Zimmers einen Brief fand, der unter Löſchblättern lag, unvollendet und ſicher dort vergeſſen worden war. Er gab mir den Brief zu leſen, den er wie einen Talisman von der Stunde ab immer bei ſich getragen, der ſein Leben verändert und zuletzt noch ſeinen Tod verſchuldet hatte. Wie der Inhalt zu ſchließen erlaubte, war das Schreiben von einem jungen Mädchen und an einen Freund gerichtet. Man kann ſich etwas Ergreifenderes nicht denken. Furcht vor Armut und Schande, vor völliger Verlaſſenheit, Beteuerung vergeblicher Anſtrengungen, Züge menſchlicher Habſucht, Härte und Niedertracht, entdeckt von einem Weſen,

das gläubig war und das noch immer, obwohl mit ſchwindendem Gefühl, auf eine wohlmeinende Vorſehung baute, das war der Text in dürren Worten, die nichts von der tiefen und natürlichen Beredſamkeit eines verzweifelnden Herzens ahnen laſſen. Die Frage nach der Unbekannten war umſonſt, ſie war nicht einmal gemeldet worden, die Bedienſteten des Hauſes konnten ihm keinerlei Auskunft geben und wieſen auf den großen Verkehr nächtigender Säſte hin. Anhaltspunkte über Namen und Wohnort enthielt der Brief nicht, und dem jungen Mann war zumut, als hätte er eine Stimme von einem unerreichbaren Stern vernommen. Es ergriff ihn eine brennende Unruhe, und durch Sehnſucht wurde er geradezu entnervt. Daß der Brief zu ihm gelangt war, erſchien ihm als Fügung und Aufforderung zugleich; daß es eine Frau in der Welt gab, die ſo beſchaffen war, ſo zu empfinden, ſo zu leiden vermochte, war ihm neu und erſchütterte die Fundamente ſeines Lebens. Er ſtudierte den Brief wie ein Egyptolog einen Papyrus, ſuchte Hindeutungen auf einen beſtimmten Dialekt, auf eine beſtimmte Sphäre der Exiſtenz. Jede Silbe, jeder Federzug wurde ihm allmählich ſo vertraut, daß ſich ein Charakterbild der Schreiberin immer feſter geſtaltete, daß er ein Antlitz ſah, die Geberde, das Auge, daß er die Stimme zu hören glaubte, eine Stimme, die ihn ohne Unterlaß rief. Er reiſte von einer Stadt in die andere, wanderte tagelang durch Straßen, um Geſichter von Frauen und Mädchen zu finden, die dem erträumten Geſicht der Unbekannten ähnlich ſein konnten, ging zu Wahrſagerinnen und Kartenlegerinnen, veröffentlichte Inſe-

rate in den Zeitungen und entfremdete ſich ſeinen Freunden, ſeinen Eltern, ſeiner Heimat, ſeinem Beruf. In fataliſtiſchem Wahn ſagte er ſich: unter den Millionen, die dieſen Teil der Erde bevölkern, lebt ſie; es iſt meine Beſtimmung, ſie zu treffen; warum ſollte ich nicht, wenn ich alle meine Sinne in der Begierde ſammle? Unter den Tauſenden, an denen ich täglich vorübergehe, weiß vielleicht einer von ihr; mein Wille muß ſo ſtark, mein Gefühl ſo elementar, mein Inſtinkt ſo untrüglich werden, daß ich den einen ſpüre und mir durch die Millionen einen Weg zu ihr bahne; mißlingt es, ſo bin ich ein Zwitterding und nicht wert, geboren zu ſein. Im Verlauf der Jahre wurde er ſchwermütig, auch ermattete wohl das Ungeſtüm ſeines Verlangens; es läßt ſich ja denken, daß ſich die Natur einer ſo beſtändigen Anſpannung der Seelenkräfte widerſetzt. Nur ſein Wandertrieb wurde nicht geringer, und ſo kam er denn auf einer Fahrt vom Norden her in jenen mähriſchen Ort, wo er den Zug verließ, weil ihm plötzlich vor der abendlichen Ankunft in der großen Stadt, vielem Licht, vielem Lärm und vielen Menſchen graute. Während er traurig und müde durch die dunklen Gaſſen ſchlich, gewahrte er am Fenſter eines ziemlich abgelegenen Hauſes ein altes Weib, das den Sims belagert hielt und ihn einzutreten bat. Er folgte willenlos und ohne Bedacht, als ſei er an dem Punkt ſeines Lebenskreiſes angelangt, von dem er einſt ausgegangen. In der Stube ſah er ſich einigen Mädchen gegenüber, denen er ohne Anteil beim Wein Geſellſchaft leiſtete, und unter denen eine durch ſtumme Lockung ihn ſeiner Apathie zu

entreißen vermochte, ſo daß er mit ihr ging. Es war alles ſo ſtill in mir, ſagte er, und als ich die elende Treppe hinaufſtieg, war es, wie wenn dies nur eine Sinnestäuſchung ſei und ich in Wirklichkeit hinuntergezogen würde, immer tiefer bis ans letzte Ende der Welt. Als er das Mädchen bezahlen wollte, entfiel ſeiner Ledertaſche der Brief; ein totes Ding, das leben und ſprechen wollte, das den Augenblick der Entſcheidung abgewartet hatte wie ein geheimnisvoller Richter. Das Mädchen bückt ſich, nimmt den Brief in die Hand, wirft einen neugierigen Blick darauf, ſtutzt, wiederholt den Blick, ſchaut den jungen Mann an, eine Frage drängt ſich auf ihre Lippen, ein Schatten auf ihre Stirn, er will ihr den Brief entreißen, da erweckt ihr Benehmen ſeine Aufmerkſamkeit, er wird gleichſam wach, erkundigt ſich in überſtürzten Worten, ob ſie die Schrift kenne, ſie entfaltet das Papier, lieſt, Erinnerung überzittert ihre Stirn, durch Schminke, Elend und den Aufputz des Laſters hindurch zuckt eine Flamme von Bewußtſein, ſie ſtürzt auf die Kniee, lachend ringt ſie die Arme, und die ganze Unwiederbringlichkeit eines reinen Daſeins ſchreit aus einem zertrümmerten und verfaulten als Gelächter empor. Nur noch vier Worte: Du biſt's? Ich bin's! Dann eilte der junge Menſch hinweg und kurz darauf fiel der tötende Schuß."

Die Zuhörer blickten vor ſich nieder. Nach einer Weile ſagte Cajetan: „Schade, daß ich den Brief auf Treu und Glauben hinnehmen muß. Könnt' ich ihn leſen oder hören, ſo würde mir der junge Menſch verſtändlicher werden. Es

hat ſein Mißliches, lieber Rudolf, bei ſo wichtigen Dokumenten auf den Kredit zu bauen, den man genießt. Freilich bleibt ja die Verkettung der Umſtände noch immer erſtaunlich genug —"

„Es will mir nur nicht in den Sinn", unterbrach ihn Franziska, „daß eine Perſon, die einen derartigen Brief zu ſchreiben imſtande iſt, in drei oder vier Jahren ſo tief ſinken kann."

„Drei oder vier Jahre Not?" rief Hadwiger. „Das verwandelt, Franzi, das verwandelt! Ich habe in London eine Frau gekannt, die ihren Mann, ihre Söhne und ihren Reichtum verloren hatte. Zu Anfang eines Jahres hatte ſie in einem der Paläſte am Trafalgar-Square gewohnt, im Herbſt desſelben Jahres wurde ſie in einer unterirdiſchen Morphiumhöhle, einer ſchauerlichen Katakombe des Laſters, erſtochen."

„Ja, was iſt dann das, was man Charakter nennt?" fragte Franziska kopfſchüttelnd.

„Die Tugend der Ungeprüften", verſetzte Hadwiger ſchroff.

„Nun, ſo in Bauſch und Bogen möcht ich dieſen Ausſpruch doch nicht gelten laſſen", fiel Borſati vermittelnd ein. „Es gibt —"

„Was? Eine Tugend? Gibt es eine Tugend, wenn man hungert? In den großen Städten nicht. In den Romanen vielleicht. Not bricht Eiſen, heißt es. Aber ſie bricht auch, und viel bälder noch, das Herz und den Verſtand."

„Und doch gibt es Seelen, die ſich bewahren", ſagte Borſati ruhig. „Und es muß ſie geben, ſonſt würde ja die Idee der Sittlichkeit zur Lüge."

Plötzlich erſchallte aus dem oberen Stockwerk ein kreiſchendes Geſchrei, dem ein Gepolter wie von umſtürzenden Stühlen und das dumpfe Brummen einer Männerſtimme folgte. „Quäcola verübt Unfug", ſagte Lamberg lächelnd und erhob ſich, um der Urſache des Lärms nachzuforſchen. Cajetan begleitete ihn aufregungsluſtig.

Dem Affen war es zur Nachtruhe zu früh geweſen, und da er die Tür ſeines Käfigs unverſperrt fand, hatte er ſich ins erleuchtete Badezimmer begeben, war in die Wanne geſtiegen, hatte den Hahn geöffnet und zu ſeinem Entſetzen eine Waſſerflut auf den Pelz bekommen. Emil eilte mit dem Beſen herbei, um ihn zu züchtigen, Quäcola war triefend und zitternd vor ihm geflohen, und nun ſtanden Tier und Menſch einander gegenüber, jenes zähnefletſchend und ſchuldbewußt, die Backen in poſſierlicher Schnellbewegung, dieſer mit der Würde des gekränkten Hausgeiſtes, rachſüchtig und entſchloſſen. Als Lamberg auf den Plan trat, wandte ſich der Schimpanſe mit höchſt entrüſteten und den Diener anklagenden Gebärden zu ihm, Emil jedoch gab ſeinem Unwillen durch Worte Ausdruck. „Gnädiger Herr, mit der Beſtie iſt nicht zu wirtſchaften", ſagte er. — „Sie müſſen ihn belehren und erziehen", antwortete Lamberg gefaßt. — „Da iſt Hopfen und Malz verloren, ſo lang ihn der gnädige Herr ſo verwöhnen", war die Entgegnung. „'s iſt ein falſcher, treuloſer Geſelle, das iſt er, ich verſtehe mich auf —" Schon wollte er ſagen: auf Menſchen, verſchluckte aber die unpaſſende Bezeichnung und ſtarrte melancholiſch auf ſeinen Beſen.

Lamberg ſchlichtete den Streit. Er überredete Quäcola,

dem Diener die Hand zu reichen, der aber wich zurück wie ein Offizier, dem man das Anſinnen ſtellt, mit ſeinem Degen eine Maus aufzuſpießen. Heftig geſtikulierend ließ ſich der Schimpanſe in den Käfig führen; er wurde mit Leintüchern trocken gerieben, und nach einer Viertelſtunde war Frieden. Cajetan hatte ſich über die Szene ſehr ergötzt, und Georg gab, als ſie zu den andern zurückgekehrt waren, eine ſo vortreffliche nachahmende Schilderung von dem Benehmen des Tieres, daß alle in lautes Gelächter ausbrachen.

„Nicht immer ſpielen Affen eine ſo heitere Rolle", ſagte Lamberg ſchließlich. „Das Volk ſcheint ſie ſogar als verderbliche Dämonen zu betrachten. Ich lebte einmal einige Sommerwochen auf der Malſer Heide, und ein junger Förſter, mit dem ich häufig im Gebirg wanderte, erzählte mir die Geſchichte eines Liebespaares aus jener Gegend, bei der ein Affe zur Verkörperung des Fatums wurde."

„Laß hören", rief Franziska, und Lamberg begann:

Im Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts war der Vintſchgau ein nicht viel einſameres und karger bevölkertes Tal als heute. Die begrenzenden Bergwände ſind ſteil und waldlos; durch die zahlreichen Seitentäler blicken hochgetürmte Gipfel: Mut- und Rötelſpitze, Texel, Schwarz- und Trübwand, Lodner und Tſchigat und der majeſtätiſche Laaſer Stock. Braunes und gelbes Felsgeſtein iſt allenthalben emporgezackt, auf den Hangwieſen leuchten die Blumenſterne alpiner Flora, ſchwarze Ziegen graſen bis hoch hinauf in den Mulden, ſchmalhüftige Rinder brüllen über

die ganze Weite der Senkung einander zu, giſchtweiße Waſſerfälle donnern in die Etſch, das aufgeriſſene Dunkel langer Engpäſſe und gewundener Schluchten läßt im Innern der Gebirge tiefere Abgeſchiedenheit ahnen, und auf dem zerklüfteten Geſtein ſieht man von Meile zu Meile uralte Schlöſſer. Der Sommer bringt den Mandelbaum und die Edelkaſtanie zum Blühen, und bis zu der Stelle, wo das Schlandernauntal mündet, ſchlingt ſich die Weinrebe um die ſchwärzlichen Moränen. Aber der Winter iſt ſelbſt im untern Tal hart; es heißt, daß die krankhafte Langeweile vom Oktober bis zum April faſt alle Regierungsbeamten zu Morphiniſten macht. Die Poſtſtraße von Finſtermünz übers Stilfſer Joch iſt acht Monate hindurch verſchneit; nur nach Meran führt ein bequemer Weg, aber dort wohnt leichtes Volk, das viel lacht und wenig denkt. Im Vintſchgau denkt man viel; ſeine Menſchen ſind hager, ſchweigſam, wachſam und ſeit dreihundert Jahren in ihrem Weſen kaum verwandelt.

Man ſollte glauben, daß Jugend und Schönheit nicht von Belang ſind in einer Welt, wo die herriſche Natur während der längſten Dauer des Jahres ihre Geſchöpfe in ſo ſtrenger Zucht bindet. Trotzdem hat ſich bis heute die Nachricht von einer leidenſchaftlichen Begebenheit erhalten, vielleicht der außerordentlichen Umſtände wegen, die damit verknüpft waren. Die Geſchichte ſpielt zwiſchen den feindlichen Familien Ladurner und Tappeiner, die bei Schlanders in zwei Dörfern rechts und links der Etſch wohnten, die Ladurner in Goldrein, unterhalb Kaſtell Schanz und Schloß Annaberg, die Tappeiner in Morter an der

Mündung des reißenden Plimabachs. Die Zwietracht bestand schon seit mehreren Geschlechtern und niemand kannte die Ursache; einige sagten, eine böswillig zerstörte Brücke sei der Anlaß gewesen, andere behaupteten, Uneinigkeiten über Jagdbefugnisse. Ich will mich nicht dabei aufhalten, jedenfalls war es der richtige scheele, eiserne Bauernhaß, wo Blut gegen Blut steht.

Man hat oft erfahren, auch die Dichtung bezeugt es, daß gerade die überlieferte Feindseligkeit zwischen nah beieinanderwohnenden Familien plötzlich und in natürlichem Widerpart gegen eingefleischte schlechte Instinkte einen Bund zweier Herzen hervorbringt und das Element der Liebe sich gegen das des Hasses stellt. Und wenn hier die Lösung der Geschehnisse den Hassern aus der Hand gerissen wurde, geschah es nicht, weil die Liebe stärker war, sondern weil eine allgemeine Vernichtung den Untergang der Liebenden begleitete.

Am Pfingstsonntag des Jahres 1614 hatte auf dem Marktplatz in Schlanders eine Truppe von Gauklern ihr Zelt aufgeschlagen. Es waren Italiener, die einen Taschenspieler, einen Seiltänzer, einen Wunderdoktor, einen Athleten und vor allem eine Gorilla-Äffin bei sich hatten. Diese Äffin erregte teils Neugier, teils Furcht, da sie ungeachtet ihrer Menschenähnlichkeit in Gebärden und Verrichtungen doch eine unsägliche Wildheit merken ließ. Jene Leute selbst waren des Tieres, das sie erst vor kurzem von maurischen Kaufleuten in Venedig erhandelt hatten, noch keineswegs sicher und legten es bei Nacht in Ketten.

Im Gedränge um den abgesteckten Platz waren drei La-

durnerburſchen und der junge Franz Tappeiner, der ſich in Geſellſchaft einiger Kameraden aus Morter befand, aneinandergeraten, und es ſah aus, als ob es nicht bei drohenden Mienen und Augenblitzen ſein Bewenden haben ſollte, als die junge Romild Ladurner ihrem Vetter die Hand auf den Arm legte und zum Frieden mahnte. Als Franz Tappeiner das Mädchen gewahrte, das feſte Schultern und Zähne wie ein junger Hund hatte, trat er einen Schritt auf ſie zu, denn er hatte ſie vorher nie geſehen, und ihre Erſcheinung rief auf ſeinem friſchen Geſicht ein unendliches Erſtaunen hervor. Sie hielt ſeinem Betrachten ſtand, und ihre Augen blickten ſtarr wie die des Adlers, bis ſie der Vetter, der Unheil witterte, bei der Hand packte und hinwegzog. Der junge Tappeiner drängte den Ladurnern nach, indem er ſich wie ein Schwimmer durch die Menge arbeitete, und als er hinter Romild wieder an dem Strick angelangt war, der die Zuſchauer von dem fahrenden Volk trennte, produzierte ſich gerade die Gorilla-Äffin im Gewand eines vornehmen Fräuleins, wandelte knixend auf und ab und wehte mit einem florentiniſchen Fächer ihrem haarigen Geſicht Kühlung zu.

Die Bauern kicherten und grinſten vor Verwunderung. Auf einmal hielt die Äffin inne, ließ die glühend unruhigen Augen über die verſammelten Köpfe ſchweifen, und in ihren Mienen war die diaboliſch freche Überlegenheit eines Weſens, das, einer Rieſenkraft bewußt, es dennoch vorzieht, ſich in ſpieleriſcher Tücke zu verſtellen. Da blieben ihre Blicke auf dem Antlitz der jungen Romild haften; das zarte Menſchengebild ſchien es ihr anzutun, ſie fletſchte in

grauenhafter Zärtlichkeit die Zähne, verließ mit einem Sprung das Podium, wobei der ſeidene Rock an einem Nagel hängen blieb und zerfetzt wurde, und ſtreckte den überlangen Arm aus, um das Mädchen zu betaſten. Mit einem einzigen Schreckensſchrei wich die ganze Menſchenmaſſe zurück, nur Romild verharrte wie eingewurzelt auf der Stelle; in derſelben Sekunde griff eine Fauſt nach dem Handgelenk des Gorilla; es war Franz Tappeiner, der trotz ſeiner knabenhaften Jugend als ein Menſch von großer Stärke galt und den knöchern-ſchmächtigen Arm des furchtbaren Tieres leichterdings meiſtern zu können glaubte. Aber ſogleich ſpürte er den eigenen Arm ſo gewaltig umklammert, daß er ſtöhnend in die Kniee brach. Im Nu war ein leerer Raum um ihn und Romild entſtanden, den die Äffin durch heiſer bellende Schreie vergrößerte, und Männer und Weiber begannen in faſt lautloſem Gewühl zu fliehen. Die beſtürzten Gaukler, die ſich um ihren Verdienſt gebracht ſahen, liefen beſchwörend hinterdrein, nur der Seiltänzer hatte Geiſtesgegenwart genug, den dicken Strick, der unter den Röcken der Äffin am Knöchel eines Fußes befeſtigt war, zu packen und um einen Pflock zu ſchlingen. Aus einem Fenſterchen des Reiſewagens der Bande ſchaute das bleiche Geſicht eines jungen kranken Frauenzimmers in die helloſe Verwirrung. Wahrſcheinlich kannte ſie ein beeinfluſſendes Zeichen, denn kaum hatte ſie den Mund zum Ruf geöffnet, ſo drehte ſich das Gorillaweib um, trottete wie ein geſcholtener Hund auf die Eſtrade zurück, kauerte mit gekreuzten Beinen nieder und ſtierte, die Kinnladen leer bewegend, in boshafter Nachdenklichkeit am Firſtkranz der

Häuſer empor. Indeſſen ging der Wunderdoktor auf Franz zu, hieß ihn den Rock ausziehen, wuſch das Blut von der Wunde, die ſich oberhalb des Ellenbogens zeigte und ſchmierte eine nach Honig riechende Salbe darauf. Romild war verſchwunden. Das heftige Durcheinander-Reden ſeiner Begleiter, die ſich wieder zu ihm gefunden hatten, hörte Franz kaum, ſondern wartete nur auf eine Gelegenheit, um ſich ihrer zu entledigen. Doch mußte er ſich gedulden, bis die Dunkelheit angebrochen war, dann eilte er wie fliehend an Gärten und Schänken vorüber, wo überall an raſch gezimmerten Tiſchen und Bänken die Vintſchgauer beim Wein ſaßen und das aufregende Ereignis beredeten. Die Soldreiner Leute waren gewöhnlich im Poſtwirtshaus, und wie er dort am Tor ſtand und in die fackelbeleuchtete Halle ſpähte, fiel ein Schatten über ihn, und aufſchauend ſah er Romild neben ſich. Das glitzernde Augenpaar eines alten Bauern von der Ladurner Sippe verfolgte die Beiden in blödem Entſetzen, als ſie ſchweigend den Torweg verließen und im Abend, rätſelhaft geſellt, verſchwanden.

Sie gingen am Hang der ſchwarzgeballten Berge talabwärts, Romilds Dorf entgegen; ſie hatten die gleiche Empfindung von Gefahr, und als ſich zur Linken eine Schlucht öffnete, folgten ſie ohne gegenſeitige Verſtändigung einwillig dem wirbelnden Bach nach oben. In der Höhe hellte ſich die Nacht, in der Tiefe verſank die Etſch als ſchimmerndes Band, und das Firmament wehte wie eine beſtickte Fahne über ihren Köpfen. Anrückende Felſen machten den Uferpfad ungangbar, und ſie ſchlugen die Rich-

tung nach einem kleinen Joch ein, wo das Kirchlein von St. Martin am Kofl ſtand. Vor der Kapelle ließen ſie ſich nieder und beten, darnach küßten ſie einander und nannten ſich zum erſtenmal bei Namen. Statt ins Dorf zurück, marſchierten ſie tiefer ins Gebirge hinein, um ſich ein Hochzeitslager zu ſuchen, und Romilds ſtolzer Gang und die gerade Haupthaltung, die bei den Mädchen dieſer Gegend vom Tragen ſchwerer Waſſergefäße herrührt, verwandelten ſich in frauenhafte Läſſigkeit und lauſchendes Anſchmiegen. Als die bläulichen Ferner des Angelusgletſchers über dem Tannen- und Felſendunkel aufrückten, ward ihnen faſt heimatfremd zumute, und ſie ſchloſſen ihre Augen einer Welt, die ſo berückend und traumhaft ſein wollte, wie ſie ſelbſt einander waren.

Die am Morgen aus dem Tal heraufdönenden Kirchenglocken trieben ſie zur Flucht vom Lager, und ſie kamen zu einer Sennhütte, wo ſie Milch und Brot empfingen. Dann wanderten ſie weiter, und mittags und abends ſtillten ſie den Hunger von dem Vorrat, den ihnen der Senner gegeben, und den ſie an den folgenden Tagen erneuerten. Wenn die Nacht kam, glaubten ſie Himmel und Sonne nur einen Augenblick geſehen zu haben, weil ihnen die Finſternis erwünſcht und natürlich war. So lebten ſie, ich weiß nicht wie lange, gleich verirrten Kindern, völlig ineinander geſchmiedet, ohne Erinnerung an Vergangenes, ohne Erwägung der Zukunft, leidenſchaftlich in Trotz und Furcht, denn die Angſt vor dem, was ſie bei den Menſchen erwartete, hielt ſie in der Einſamkeit feſt. Eines Tages nun kam ein Hirt auf ſie zu, der ſie ſchon von weitem mit

Verwunderung betrachtet hatte. Er erkannte ſie, ſtand ſcheu vor ihnen und machte ein böſes Geſicht. Sie fragten ihn, was ſich drunten im Gau ereignet habe, und er erzählte, daß die Goldreiner ſchon am Pfingſtmontag über den Fluß gegangen ſeien, um die in Morter wegen der entführten Jungfrau zur Rechenſchaft zu ziehen. Die aber hätten die Beſchuldigung zurückgewieſen und im Gegenteil die andern verklagt, daß ſie an dem jungen Tappeiner ſich vergangen hätten. Die Redeſchlacht habe ſo lange gedauert, bis die von Morter zu Hirſchfängern und Flinten gegriffen, um die Eindringlinge zu verjagen. Am nächſten Tag ſei das Gerücht gegangen und wurde bald Gewißheit, daß zu Schlanders die Peſt ausgebrochen ſei; der Affe, den die welſchen Gaukler mit ſich geführt, habe die Krankheit eingeſchleppt. Ein großes Sterben habe begonnen; von feindlichen Unternehmungen zwiſchen beiden Dörfern ſei nicht mehr die Rede, und man glaube, die Äffin habe die beiden jungen Leute auf geheimnisvolle Weiſe verhext. „Folgt meinem Rat", ſo ſchloß der Alte, „und geht hinunter zu den Euern, damit der Zauber geendet wird."

Franz und Romild gehorchten. Schaudernd machten ſie ſich auf, um heimzuwandern. Alles Glück hatte ſich in Traurigkeit verkehrt, und das längſt; ſeit der erſten Umarmung hatten ſie keine Freude genoſſen, aus der nicht grauenhaft das Bild der Äffin aufgetaucht wäre. In der Dämmerung langten ſie unten an; noch ein Umſchlingen, ein Druck der heißen Hände, noch ein Anſchauen und Zurückſchauen, dann ging jedes ſeinen Weg.

Auf den Fluren war tiefe Stille. In keinem Haus brannte

Licht, und alle Tore waren verſchloſſen. Als Franz das Dorf betrat, grüßte ihn kein vertrautes Geſicht, überall war die gleiche Dunkelheit und Ruhe. Er klopfte ans Haus, nichts rührte ſich. Erſt als er den bekannten Pfiff erſchallen ließ, raſchelte es hinter den Läden. Das Fenſter wurde geöffnet, und das fahle Geſicht ſeiner Mutter blickte ihn an. Ihr Schrei rief Vater und Bruder herzu, man ließ ihn ein, aber da er auf alle Fragen nur halbe Antwort gab und ſchließlich verſtummte, betrachteten ſie ihn ängſtlich wie ein Geſpenſt. Die neueſte Kunde war, daß die Äffin den Gauklern entlaufen ſei, und ſich im Tal herumtreibe; wer ihr nah komme, der werde von der Peſt ergriffen, die von Naturns und Kaſtelbell bis Eyrs hinauf Hunderte von Menſchen ſchon hinweggerafft habe. Schweigend lauſchte der Heimgekehrte, und dieſe anſcheinende Teilnahmsloſigkeit brachte den Bruder in Wut. Er ſchrieb ihm alle Schuld zu; „hätteſt du das Affenweib nicht berührt, ſo wäre das Land verſchont geblieben", rief er, „und weil du mit einer Ladurnerin davon gegangen biſt, darum iſt ein Fluch auf dir, und wir müſſen verderben". Plötzlich ſtieß die Schweſter einen gellenden Angſtruf aus und ſtammelte, ſie habe die grinſende Affenfratze am Fenſter gewahrt, das noch offen war. Die Mutter warf ſich Franz zu Füßen und beſchwor ihn, von dem Mädchen zu laſſen. Er wandte ſich bebend ab, verſtand kaum den Zuſammenhang, wollte hinwegeilen und hielt ſchon die Klinke in der Fauſt, da rief ihn die Schweſter fieberhaft bettelnd zurück, und er nahm wahr, daß die Krankheit ſie gepackt hatte, denn ihr Geſicht ſah bleiern aus wie das jenes Frauen-

zimmers, das aus dem Wagen der Saukler geſchaut. Er ſetzte ſich an den Tiſch und weinte. Am Morgen hatte ſie die Beulen unter den Armen, das Fleiſch zerging unter der Haut, und als ſie ſtarb, hatten ihre Züge den Ausdruck der Gorilla-Äffin.

In den Ställen hungerten Kühe und Ochſen; ihr Gebrüll war der einzige Laut des Lebens. Nachbarn hüteten ſich, einander vor die Augen zu kommen. Der Himmel ſchien erblindet, die Luft verweſt. Gefürchtet war der Tag, Schatten und Abend gemieden, Waſſer und Wind totbringend. Von Dorf zu Dorf zogen die Mönche vom Karthäuſerkloſter in Neuratheis, ſegneten die Leichen vor den Haustoren und tröſteten die raſenden Kranken. Es ging kein Wanderer mehr auf der Landſtraße, es tönte kein Poſthorn mehr, die Hirten blieben auf den Almen, kein Glockenecho brach ſich an den Bergen. Aus Furcht vor dem Affen wurden die Fenſter verhängt und die Türen verriegelt, ſo daß in den ungelüfteten Stuben die Seuche doppelt leichtes Spiel hatte. Nach der Schweſter ſah Franz den Bruder erliegen, und am Dreifaltigkeitsſonntag ſpürte der Vater den erſten Froſt. Als die Sonne untergegangen war, pochte es ans Fenſter, die Mutter ſchlug vor Grauſen die Hände zuſammen und kreiſchte: „Das Tier! Das Tier!" Es pochte abermals, da öffnete Franz den Laden und erblickte eine Geſtalt, die jetzt unter dem Ahornbaum am Brunnen ſtand. Er erkannte Romild, die aus dem zinnernen Becher mit der Gier einer Gehetzten Waſſer trank. Drei Sprünge, und er war draußen, der Hofhund winſelte matt um ſeine Knie. Schluchzend vor Jubel, daß

er noch lebte, zog ihn das Mädchen bis zum Rand des ausgetrockneten Bachs. Sie hatte noch immer die herrisch-gerade Haltung, doch ihre azurgeäderte Haut war entfärbt von überstandenen Leiden vieler Art. Die Ihrigen hatten sie beschimpft wie eine Ehrlose, der Vater hatte sie geschlagen, aber nun kam sie von einem Haus der Toten und Todgeweihten; der Liebeswille hatte sie getrieben, den schauerlichen Gang übers Tal zu wagen, und da stand sie, flüchtig und zitternd, dennoch beglückt. „Wir wollen uns ein Zeichen geben", schlug sie vor; „wenn die Nacht kommt, steckst du eine brennende Fackel übers Dach, ein gleiches will auch ich tun, so wissen wir doch täglich voneinander, daß wir leben". Franz war damit einverstanden; die Häuser beider Familien waren so gelegen, daß ein Feuersignal von einem zum andern wahrgenommen werden konnte.

So geschah es. Jeden Abend um die zehnte Stunde flammte von Soldrein und von Morter aus ein brennendes Scheit übers Tal: wie zwei irdische Sterne, die einander grüßen. Aber schon am vierten Tag fühlte sich Franz sterbensmatt, und bevor er im Fieber die Besinnung verlor, zwang er der Mutter, deren Herz schon erstorben und hoffnungslos war, das Versprechen ab, an seiner Statt das Flammenzeichen zu geben. Die Greisin übte diese Pflicht treu, und nur der Untergang einer Welt vermochte ihr Gewissen zu betäuben, denn was lag jetzt noch an Zuchtlosigkeit und Entehrung. Aber als der Einzige und Letzte des Stammes langsam zu genesen anfing, fand sie sich belohnt, und sie bekehrte sich zu der Meinung, daß Gott diesen Bund begünstigte, denn es gab nur wenige, die,

von der Peſt einmal erfaßt, wieder ins Daſein treten durften. Am neunten Tag war er imſtande, das Bett zu verlaſſen; zwei Tage ſpäter verſuchte er, nach Goldrein zu wandern, doch am Fluß überfiel ihn die wiederkehrende Schwäche des Kränklings, und er mußte von ſeinem Vorhaben abſtehen. Nachdem er den erſten Schein des nächtlichen Fackelbrandes vom Ladurnerhof gewahrt, indes die Mutter willig über ſeinem Haupt die Lohe hinausreckte, fiel er in einen geſundenden Schlaf. Und wieder zwei Tage ſpäter machte er ſich kraftvoller auf den Weg, und er wählte den Abend hiezu, weil er ſich bei hellem Licht der Beachtung der feindſeligen Sippe nicht ausſetzen wollte. Er wußte nicht, daß es keine Feinde mehr dort drüben gab und daß der Gau entvölkert war.

Die Dunkelheit war längſt eingebrochen, als er über die Brücke ging, und er entnahm dem Ausſehn des Sternenhimmels die Stunde. Noch ſah er die Fackel nicht, ſo daß er wähnte, die nahen Häuſer des Dorfs entzögen ſie ſeinem Auge. Aber plötzlich flammte ſie auf; die Straße noch, der Platz, und nun das Haus. Er pochte; er rief, erſt leiſe, dann laut. Da ihm keine Stimme antwortete, auch kein Schritt hörbar wurde, öffnete er ungeduldig die Türe und eilte ermattend durch den finſtern Gang, der ihn zu einer niedrig gewölbten Küche führte. An der linken Seite befand ſich ein vergittertes Fenſter; durch dieſes Fenſter wurde die Fackel hinausgehalten, und ihr Schein erhellte düſter und mit beweglichen Schatten rückſtrahlend den Raum. Aber es war nicht Romild, in deren Händen das Holz brannte, ſondern es war die Gorilla-Äffin. Das Tier kau-

erte am Fenſter, zähnefletſchend und mit den Lippen in gräßlicher Poſſierlichkeit ſchmatzend. Die Gebärde ſinnloſer Nachahmung, die ſich im Hinausſtrecken des Armes mit dem brennenden Scheit kundgab, war noch ſchrecklicher als der Anblick des entſeelten Mädchenkörpers, der knapp vor den Beinen des Gorilla über die Herdſteine hingebreitet lag, die Gewänder halb vom Leib geriſſen, die ſchneeige Haut blutbeſudelt, der Hals wie gebrochen zur Seite geneigt, die toten Augen weit geöffnet und von der Kohlenglut unterm Roſt mit täuſchendem Leben beſtrahlt. Franz Tappeiner ſtürzte nieder wie einer, dem der Schädel geſpalten wird. Der Affe ſchleuderte die Fackel weg, packte den Wehrloſen und zerbrach ihm mit einer ſpielenden Gleichgiltigkeit das Genick. Dann begann er abermals, ſtumpfſinnig wie die Nacht, die Bewegungen der ſchönen Romild nachzuahmen, die er überfallen haben mochte, während ſie, im Fieber vielleicht, dem Geliebten das ſehnſüchtig erwartete Zeichen gab. Es war aber in ſeinen großen Urwaldaugen die inſtinktvolle Melancholie der Kreatur, die von weiter Ferne ahnt, was Verhängnis und Menſchenſchmerz bedeuten, jedoch in ihren Handlungen nur das willenloſe Werkzeug eines unerforſchlichen Schickſals bleibt.

Die Peſtplage ſoll damit ihr Ende erreicht haben.

Sicher iſt, daß die Äffin, als kurz hernach Regengüſſe eintraten, während welcher ſie, von Bauern und Hirten verfolgt, durchs Martelltal irrte, bei einem Ausbruch des Stauſees am Zufallferner von den eiſigen Fluten erfaßt wurde und elend erſoff.

„Den Affen lob ich mir, das iſt ein Affe nach meinem Herzen, ſo einen Affen möcht ich haben," ſagte Cajetan, indem er ſich die Hände rieb, „der macht einen doch ordentlich gruſeln, iſt nicht ſo harmloſer Philiſter wie gewiſſe Quäcolas."

„Die Sorillas gelten ja für ſo gefährliche Tiere, daß man die Männchen gar nicht in der Gefangenſchaft halten kann," ſagte Hadwiger. „Ich habe ein einziges Mal ein gefangnes Männchen geſehen; es war dermaßen wild, daß mich eine Gänſehaut überlief, als ich in ſeine infernaliſche Fratze blickte."

„Das Geheimnisvollſte auf der Welt iſt für mich ein Tier", äußerte ſich Borſati. „Wenn mich ein Hund anſchaut, iſt mir, als ob ſämtliche Philoſophen bloß Schwätzer geweſen wären. Beobachtet doch das Pferd, das mit einer unergründlich tiefen Geduld ſeinen Karren zieht; oder die erhabene Gleichgiltigkeit, mit der eine Katze an euch vorüberſchleicht; oder die Kuh, wie furchtlos verwundert euch das braune Auge mißt! Wart ihr einmal Zeuge, wie ein Kalb zur Schlachtbank gezerrt wurde? Wenn ich für das Wort Verzweiflung ein Bild geben ſollte, ich könnte kein anderes wählen als dieſes Schauſpiel. Während meiner Studienjahre befand ſich auf der pſychiatriſchen Klinik ein Knabe namens Martin Egger, den ein wahrhaft indiſches Gefühl für Tiere in den Wahnſinn getrieben hatte. Dem Willen ſeines Vaters gehorſam, hatte er die Metzgerei erlernen müſſen. So lange er das Fleiſch nur auszutragen

hatte, ging es leidlich; er hatte ein angenehmes Betragen, ein friſches, rotbackiges Geſicht, freundliche blaue Augen, und alle Kunden hatten ihn gern. Als er zum erſtenmal ſchlachten ſollte, vermochte er den Hieb nicht zu führen und brach in Tränen aus. Er wurde gezüchtigt, entlief von der Lehrſtelle und beſchwor den Vater, daß er ihn ein anderes Handwerk treiben laſſe; ſeinen Lieblingswunſch, ſtudieren zu dürfen, wagte er gar nicht zu verraten. Aber er mußte zurück, mit Schimpf und Spott nötigte man ihn ins Schlachthaus, und er wurde gezwungen, ein Kälbchen zu ſchlagen. Sie führten ihm den Arm und er ſchlug zu, ungeachtet ihn das Tier um Erbarmen flehte, denn er war überzeugt, daß eine Seele in der Kreatur wohne, und das brechende Auge bezichtigte ihn des Mordes. Da man ihn von ſeiner Torheit heilen wollte, ward ihm keine Ruhe vergönnt und Tag für Tag mußte er nun ausführen, was ſo zerſtörend auf ſein Gemüt wirkte. Die ganze Erde wurde ihm zur Blutbank, er konnte nicht mehr eſſen und nicht mehr ſchlafen, ſeine Wangen wurden bleich, ſein raſcher Knabenſchritt hinfällig, er ſpürte Ekel, wenn er ſich ſelbſt berührte, dünkte ſich überall verfolgt von dem vorwurfsvollen Glanz brechender Tieraugen, und in ſeiner Bedrängnis wußte er keine andere Hilfe mehr als den Branntwein. Unter elendem Geſindel ſaß er nächtelang in den Schnapsbutiken der Vorſtadt, bald kindiſch ſchluchzend, bald trübſinnig vor ſich hinſtarrend. Sein Geiſt blieb für immer umnachtet."

„Daraus könnte man eine Legende machen", ſagte Georg Vinzenz, „und ich würde ſie ‚der junge Hirt' nennen. Wie

rein und wie edel zeigt ſich hier die Menſchennatur! Vielleicht hätte eine Belehrung, ein befreiendes Wort genügt, um den Knaben aus ſeiner Verſtrickung zu retten. Wie gering wir auch ſind, wir können immer noch für Geringere zur Vorſehung werden."

Borſati ſchüttelte den Kopf. „Das glaube ich ſo ohne weiteres nicht", erwiderte er. „Wenn der vorgezeichnete Weg uns nicht in die Exiſtenz des Nebenmenſchen führt und uns ſelbſt zu Schickſalsbeteiligten macht, können wir keinen Einfluß haben. Worte ſind Luft."

„Mir fällt es auf, daß der Knabe ſtudieren wollte", ſagte Cajetan. „Studieren, das war für ihn doch keine Wirklichkeit, ſondern das Symbol für ein höheres Leben. Ich denke mir in ſolchen Menſchen eine fantaſtiſche Sehnſucht, die in einem Begriff Ruhe findet, deſſen armſeligen Sinn ſie nicht ſpüren."

„Und doch könnte ein Arago oder Newton oder Helmholtz an dem Knaben zu grunde gegangen ſein", verſetzte Hadwiger.

„Möglich; aber keimen denn alle Samenkörner, die auf den Acker geworfen werden? Die Natur verfährt darin mit einer Willkür, deren Sinn uns nie enträtſelt werden wird. Aus einem leidenſchaftlichen Liebesbund läßt ſie eine Krämerſeele entſtehen, und aus einer Dutzendehe erzeugt ſie mitten unter vierzehn Kindern einen großen Mann. Überall gibt es unentwickelte und im Anſatz verdorbene Eroberer, Erfinder und Entdecker. Im Dunkel der Irrungen ſammeln ſich die Kräfte für den Erwählten. Es wimmelt rings um uns von Suchenden, die ihr Ziel nicht erreichen. Wer weiß, wie vielen Tamerlans und Attilas ich täglich

begegne. Dieſelben Elemente, die den Helden erhaben machen und das Angeſicht der Zeiten durch ihn verwandeln, wirken bei ihren zwerghaften Ebenbildern niedrig und verbrecheriſch. Erinnert ihr euch an das Eiſenbahn-Unglück bei Porto-Clementino? Es paſſierte, während ich in Italien war, und wurde auf die Tat eines bürgerlichen Nero zurückgeführt."

Da niemand die Begebenheit kannte, begann Cajetan zu erzählen.

Auf einer unbedeutenden Station zwiſchen Piſa und Rom, an der Eiſenbahnſtrecke, die durch die gemiedenen Maremmen führt, lebte ein gewiſſer Antonio Varga als Amtsvorſtand. Er war durch die vorübergehende Protektion eines Priors zu dieſem Poſten gekommen, und als er ihn einmal innehatte, blieb er dort vergeſſen. Sein Vater war Türhüter im Vatikan; nicht einer von den ſtrahlenden Schweizern, ſondern ein beſcheidenerer Würdenträger, obſchon hinreichend farbig angetan und ſtattlich zu betrachten. Wenn der junge Antonio ſeinen Vater beſuchte, ging er voll Ehrfurcht durch die Hallen, blieb aufgeregt vor den Portalen ſtehen, um vornehme Leute an ſich vorüberwandeln zu laſſen, und einſt wurde er erwiſcht, als er ſich in ein Prunkgemach geſchlichen hatte und mit Entzücken den Möbelſtoff eines Seſſels betaſtete. Wenn er vor einem Haus eine Karoſſe warten ſah, verweilte er, bis der Herr oder die Dame erſchien, und zu allen Tageszeiten trieb er ſich in der Nähe der großen Hotels herum, auch vor den Muſeen und Kirchen, um die Fremden zu betrachten, die

er mit erfundenen Namen und Titeln belegte, keineswegs um zu prahlen, denn es gab keinen Menſchen, den er jemals eines vertraulichen Wortes würdigte, ſondern um ſich in eingebildete Beziehungen zu einer Welt zu ſetzen, nach der er das glühendſte Verlangen hegte. Ob es nun die Säle des Vatikans oder die königlichen Gärten oder die nächtlich erleuchteten Fenſter eines Palaſtes am Corſo oder die Ringe an der Hand einer ſchönen Frau oder die Orden auf der Rockbruſt eines Generals waren, ſtets empfand er beim Anblick von Dingen, die an Macht, Herrſchaft und Reichtum erinnerten, den Groll eines Menſchen, der um den rechtmäßigen Genuß ſeines Eigentums betrogen wird. Er hatte keinen Freund, an allen Männern ſtieß ihn die Genügſamkeit und Ergebenheit ab; keine Geliebte, da ihm die Mädchen aus dem Volk durch Tracht und Weſen verächtlich waren und er ſich in den verwegenſten Träumen gefiel, in denen er nur mit Gräfinnen und Herzoginnen, und zwar in einer grauſamen, kalten und ſtolzen Weiſe verkehrte. Er hatte die Manie, bunte Stoffe, Hutbänder, Photographieen von Leuten der großen Geſellſchaft, ferner Viſitenkarten mit erlauchten Namen, Spitzenreſte, Stiche aus Modenblättern und einzelne Handſchuhe, die er vor einem Ballſaal oder einem Bazar aufgeleſen, zu ſammeln, und durch dieſe Schwäche verwandelte er das billige Mietszimmer, das er bewohnte, in eine Schaubude, einen Triumph der Abgeſchmacktheit.

Die Sumpföde der Maremmen, wohin er ſich im Alter von dreißig Jahren verſetzt ſah, raubte ihm die Möglichkeit, ſeine bisherigen Neigungen zu befriedigen, und

drängte den ohnehin finstern und reizbaren Mann so tief in sich selbst zurück, daß er auch in seiner dienstfreien Zeit verschmähte, die traurige Wüstenei zu verlassen. Er durchstreifte die menschenleere Gegend, lag stundenlang am Meeresufer und heftete die Blicke, die voll von unerforschlichen Wünschen und Vorsätzen waren, ins Weite hinaus. Abends beschäftigte er sich mit seiner seltsamen Sammlung, breitete die Stücke auf einen Tisch vor sich aus und betrachtete die nichtigen Gegenstände mit der Freude eines Geizhalses, der vor seinen Schätzen und Wertpapieren sitzt.

Es verkehrt auf dieser Bahnlinie ein Luxuszug, der eine Verbindung zwischen Paris und Neapel herstellt und am Morgen nach Süden, am Abend nach Norden fährt. Eines Tages ereignete es sich, daß ein Streckenwärter diesem Zug das Haltesignal gab; sein Weib hatte in der Nacht vorher ein Kind geboren, lag in einem tödlichen Fieber, und da meilenweit im Umkreis keine ärztliche Hilfe zu haben war und der Posten behütet werden mußte, so griff er zu dem verzweifelten Mittel, den Zug zum Stehen zu bringen, weil er hoffte, daß unter den Passagieren ein Arzt sein würde. Aber das Wagnis war umsonst, die Fahrgäste durften nicht gestört werden, der Beunruhigung war ohnehin schon zu viel, und es schien ein Glück, daß der Zugführer eine menschliche Regung verspürte und es dabei bewendet sein ließ, den Vorfall schriftlich an den Stationschef Varga zu melden, wobei er den Wächter, dessen Frau nach einigen Stunden starb, am meisten geschont zu haben wähnte. Dies war ein Irrtum. Antonio Varga raste, und seiner Darstellung wie seiner Forderung bei der Behörde

war es zuzuſchreiben, daß der Unglückliche binnen kurzer Friſt von Haus und Brotſtelle gejagt wurde.

Man hatte natürlich angenommen, daß er den Frevel eines pflichtvergeſſenen Beamten geſtraft wiſſen wollte. Solches konnte er glauben machen, aber der geheime und ſchreckliche Grund ſeines Wütens war, daß der Wächter etwas getan, wozu er ſelbſt ſich täglich und von Tag zu Tag unwiderſtehlicher verſucht fühlte. Der Luxuszug hielt nicht bei der kleinen Station; zur vorgezeichneten Minute tauchte er fern in der Ebene auf, die Schienen knatterten, der Boden zitterte, donnernd fuhr er in einem Luftwirbel daher und vorüber, um alsbald im Dunſt der Ferne zu verſchwinden. Erregender war es am Abend; die gleißend hellen Fenſter durchblitzten für die Dauer von fünf Sekunden den einſamen Perron und ließen die Öllampen in den Laternen doppelt jämmerlich erſcheinen; ſchwarze Menſchenkörper bewegten ſich geiſterhaft, träg und ſchnell zugleich, hinter den Scheiben, und Antonio Varga dachte an Perlenketten und Geſchmeide, die ſie trugen, an die rauſchenden Gewänder in ihren Koffern, an ihre hochmütigen Blicke, ihre gepflegten Hände, an ihre Feſte, ihre Liebeleien, ihre Spiele, ihre geſchmückten Häuſer, und die Erbitterung über dieſe glänzende und ſatte Welt, die ſo unhemmbar an ihm vorüberrollte, ihn ſo durftig ſtehen ließ, wuchs mit ſolcher Gewalt, daß er den Gedanken einer Rache nicht mehr verdrängen konnte. Gereinigt von ſeinem düſtern Trieb ſagte er ſich: kann ich nicht zu euch gelangen, ſo will ich euch zu mir zwingen, und wie Knechte und Bettler ſollt ihr vor mir liegen. Eines Abends war der

Güterzug aus Genua verſpätet eingetroffen und mußte, um dem Luxuszug die Fahrt freizugeben, auf ein totes Geleiſe rangiert werden. Bevor die Verſchiebung beendet war, kam der andere Zug in Sicht. Nun ſollte das Halteſignal geſtellt werden, und da die Hilfsbeamten auf dem Bahnkörper beſchäftigt waren, eilte Antonio Varga in das Offizio. Anſtatt ſo ſchnell zu handeln wie es die Situation gebot, zögerte er am Apparat. Er hob den Arm und ließ ihn wieder ſinken; er ward ſich deſſen bewußt, wie viel Leben und Schickſal an der einzigen Bewegung ſeiner Hand hing, und eine nie empfundene aber vorgeahnte Luſt erfüllte ihn. Sein Herz klopfte reiner, ſein Blut floß kühler, und als das unheimlich krachende Getöſe der aufeinanderſtürzenden Wagen erſchallte, verließ er den Raum, ſchritt durch die fliehenden und wehklagenden Bedienſteten und ſtand alsbald mit verſchränkten Armen neben dem ungeheuren Trümmerplatz. Emporpraſſelnde Flammen beleuchteten die letzten Zuckungen derſelben Menſchen, deren Leben er Jahr um Jahr mit ſeinem Haß und ſeiner vergeblichen Begierde verfolgt hatte. Während er den Anblick genoß wie ein Feldherr die Ruinen einer erſtürmten Feſtung und drüben beim Stationshaus Arbeiter und Beamte noch wie gelähmt verharrten, traf eine rührende Stimme ſein Ohr. Den Lauten nachgehend, gewahrte er nach wenigen Schritten ein Mädchen von außerordentlicher Schönheit, das Geſicht von jener Lieblichkeit des Schnitts und jener Zartheit der Färbung, wie man es faſt nur bei den Engländerinnen findet; ihr Leib war zwiſchen Metall- und Holzteilen ſo eingepreßt, daß der keuchende Atem mit Blut vermiſcht

aus dem Munde drang und die ſchönen Augen bald gebrochen ſein mußten. Mit einer Geſte trunkener Angſt, in einem holden Wahnſinn des Schmerzes ſtreckte das Mädchen die Arme aus, als ob es ſagen wollte: umfange mich, halte mich, gib mir, was meine Jugend entbehren mußte; in ihrem Blick war eine Glut, die die ſtrengen Züge und die adeligen Lippen Lügen ſtrafte und dem Tode ſelbſt noch ein kurzes Stück Leben abzuringen ſchien. Antonio Varga ſchauderte, und indem er das Haupt der Sterbenden ſanft auf ſeine Kniee bettete, mehr vermochte er zu ihrer Erleichterung nicht zu tun, ergriff ihn zum erſtenmal in ſeinem Leben ein Bedürfnis nach dem andern Menſchen, nach Hingabe, eine Ahnung von Liebe. Als das Mädchen tot war, entzog er ſich dem Gewühl der um Hilfe und Rettung bemühten Leute, ging in ſeine Stube, verfaßte eine Beichte ſeiner Untat, ein ziemlich pedantiſches Schriftſtück, und nachdem er die Rechnung mit der Menſchheit in gewohnter Sorgfalt aufgeſtellt hatte, beglich er ſie ſogleich und erhängte ſich. Das macht die großen Verbrecher am Ende doch klein, daß ſie unter ihren Handlungen zuſammenbrechen, nicht bloß, weil ſie das irdiſche Gericht fürchten, ſondern weil ihr Geiſt zu ſchwächlich iſt, um das Antlitz einer Wirklichkeit zu ertragen und ihre Seele zu verkümmert, um einer Verantwortung gewachſen zu ſein.

„Ich möchte von einem ſolchen Scheuſal am liebſten nichts hören", ſagte Franziska; „wie ungerecht geht es doch zu in der Welt! Der arme Streckenwächter darf nicht den Arzt finden, der ihm ſein kleines häusliches Glück erhalten

könnte, und dieſer Unhold zaubert durch ein Werk des Grauens ein Geſchöpf an ſeine Seite, deſſen Zärtlichkeit zwiſchen Tod und Leben mich beinah weinen macht, weil ſoviel wahres Frauentum darin liegt."

„Und ein tiefer Sinn", fügte Lamberg hinzu; „Luzifer wird durch den Engel erlöſt."

„Man erkennt aus alledem, wie verworren angelegt und wie unergründlich die Charaktere ſind, die man in oberflächlichem Sinn als einfache bezeichnet", bemerkte Borſati. „Der ſogenannte einfache Menſch ſteht dem Schickſal am nächſten, iſt ihm wie auch den verborgenen Kräften und Inſtinkten ſeiner eigenen Natur am hilfloſeſten verfallen. Der höher geartete ſpielt ſchon, kombiniert, iſt vorbereitet durch Erkenntnis oder ermüdet durch ſeine Fähigkeit zum Miterleben. Er ſammelt die Erfahrungen derer, die eingreifen und zermalmt werden."

„Gerade im kleinen Beamten ſtecken oft die niedrigſten und gefährlichſten Leidenſchaften", verſetzte Cajetan; „welche Verworfenheit zeigt ſich oft an einem ſimplen Dorfſchullehrer, was für eine berechnete Tücke an manchem Gerichtsfunktionär auf dem Land! Stellen wir uns vor, daß der biedere Herr mit dem roten Kopf und den haſtigen Augen, der da im Wirtshaus ſitzt und ſeine Zehnhellerzigarre zerbeißt, weil das bloße Saugen des Gifts ihm nicht genügt, ſtellen wir uns vor, daß plötzlich die ſoziale Kette, die ſich um ihn ſchlingt, abfiele, ſeine Machtgelüſte ungehemmt ſich betätigen dürften, — das Land würde rauchen von den Opfern, die ſeine Eitelkeit, ſeine Dummheit, ſein Ehrgeiz und ſein Fanatismus fordern würden."

„Es gibt ein Beiſpiel von einer derartigen Entfeſſelung eines gemeinen Strebers", ſagte Lamberg; „Collot d'Herbois war ein mittelmäßiger Schauſpieler in Lyon. Er wurde in jeder Rolle, die er auf dem Theater ſpielte, erbarmungslos ausgeziſcht. Nun ſind ja ſchlechte Komödianten, die ausgeziſcht werden, keine Seltenheit, aber in den meiſten Fällen müſſen ſie ihre Erbitterung und Enttäuſchung ertragen lernen. Mit Collot d'Herbois aber wollte das Geſchick offenbar einmal demonſtrieren, was ein durchgefallener Mime zu tun imſtande iſt, wenn er für die erlittenen Niederlagen Rache nehmen darf. Beim Ausbruch der Revolution ging d'Herbois nach Paris und wurde in den Nationalkonvent gewählt. Sobald es anging, ließ er ſich nach Lyon verſetzen, und dort begann er nun ſein Strafgericht. Er brachte ſämtliche Kritiker und Zeitungsredakteure aufs Schafott, verſchonte nicht ſeinen früheren Direktor, ſeine Kollegen, die die Gunſt der Theaterbeſucher erfahren hatten, die einflußreichen Perſonen der Geſellſchaft, Leute, die ihm irgend einmal durch Wort oder Blick ihr Mißfallen bezeigt hatten, und mit dem Souffleur und dem Kaſſierer des Theaters ließ er am ſelben Tag einen Freund hinrichten, der ihm während ſeiner Bühnenlaufbahn bisweilen Ratſchläge erteilt und nützliche Winke gegeben hatte. Bei den Sitzungen und der Verkündigung der Verdikte trug er ein majeſtätiſches Benehmen zur Schau, und ſeine Tiraden waren ebenſo talentlos wie jemals auf der Szene, nur war er gegen das Ausgeziſchtwerden vollkommen geſichert."

„Dem iſt einmal in Erfüllung gegangen, wovon ſonſt

Millionen ihre geheimſten Wünſche nähren", rief Lamberg lachend.

„So ſchlecht denkſt du von den Schauſpielern, Georg?" fragte Franziska traurig.

„Nein, meine Liebe, überhaupt!" antwortete Lamberg. „Zweifellos iſt jedenfalls, daß ein Menſch, deſſen Ehrgeiz größer iſt als ſeine Begabung, laſterhaft werden muß."

„Dieſer Collot d'Herbois erinnert mich an die Rache eines Invaliden aus dem deutſch-franzöſiſchen Krieg, der auch die erhoffte Anerkennung ſeiner Verdienſte nicht finden konnte", ſagte Borſati. „Bei Mars la Tour rettete er als gemeiner Soldat eine ganze Batterie, indem er, mehr aus Angſt denn aus Mut, mit einer Kanonenputzſtange wie toll um ſich hieb und die Angreifer ſo lange in Schach hielt, bis Verſtärkung kam. Er wurde ſchwer verwundet, und da ſeine Tat die höchſte militäriſche Belohnung forderte, wurde er für bewieſene Tapferkeit vor dem Feind mit einer Medaille ausgezeichnet, deren Rang bedingt, daß alle Poſten vor dem Träger ſalutieren und alle Wachen ins Gewehr treten. Als Krüppel in die Heimat zurückgekehrt, bewarb er ſich um die Stelle eines Nachtwächters. Wie verſtändlich, wünſchte man nicht einen Nachtwächter, der nur im Beſitz eines einzigen Beines war, und wollte ihm ein minder anſtrengendes, ja ſogar würdevolleres und einträglicheres Amt verſchaffen. Aber nein, er hatte den Ehrgeiz, Nachtwächter zu werden, denn er hatte eine ſchöne Baßſtimme und gefiel ſich in dem Gedanken, das Liedchen von der Zeitlichkeit und Ewigkeit und drohenden Gefahren mit jeder Glockenſtunde melodiſch zu Gehör zu bringen.

Ärgerlich über die Verweigerung lag er tagsüber in den Bierhäuſern und zog zu allgemeinem Verdruß acht- bis zehnmal, immer an der Spitze eines unflätig brüllenden Pöbelhaufens, an der Hauptwache vorbei, wo dann der Poſten die Soldaten ins Gewehr rufen mußte, um dem hochdekorierten Querulanten die vorſchriftsmäßige Ehrung zu erweiſen. Die Sache ging durch viele Inſtanzen, man konnte ſich aber ſchließlich doch nicht anders helfen, als daß man dem rebelliſchen Kriegsmann ſeinen Willen erfüllte. Und ich glaube, er tutet und ſingt noch jetzt allnächtlich zum Vergnügen der Bürger und zur Zufriedenheit der hohen Behörde."

Borſatis ruhige Art, die ohne vordringende Ironie war, vermochte den Zuhörern ſelbſt mit einer ſo ſimplen Begebenheit noch ein Lächeln abzuſchmeicheln. Es kam dann die Rede wieder auf die Ehrgeizigen, da Franziska, als hänge ſie nicht nur mit geiſtiger Teilnahme an dem Thema, noch einige Fragen ſtellte. Beim Austauſch der Meinungen fiel Hadwigers Schweigſamkeit mehr auf als am Beginn des Abends, und obwohl er in einer beſcheidenen Haltung ſchweigſam war, laſtete ſeine Abkehr vom Geſpräch auf den Freunden, und ſie hatten nicht ſo ſehr das Gefühl, einen ſtummen Kritiker fürchten zu müſſen, als das andere, daß er ſich die Bequemlichkeit des Zuhörens gar zu billig verſchaffte. Nur Franziska ahnte in ſeinem Verhalten achtenswertere Gründe, empfand einen heimlichen Schmerz mit ihm, eine Sorge, ein ſchwermütiges Zurückſchauen, ja, böſes Gewiſſen gegenüber der leichten Stunde, und ſie faßte den Vorſatz, ihn ſo mild wie möglich aus

ſeiner Stille zu treiben, allerdings nicht mehr heute; heute war ſie müd.

Cajetan hatte eine einleuchtende Darſtellung vom Weſen des Ehrgeizes gegeben, denn die menſchlichen Eigenſchaften waren für ſein Auge, was dem Chemiker ein Präparat unter dem Mikroſkop iſt. Zum Schluß ſprang er auf, klatſchte in die Hände und ſagte entzückt, er habe auf einer Reiſe in Mexiko, die er vor zwei Jahren von den Staaten aus unternommen, eine Geſchichte gehört, in der ein ehrgeiziger Charakter durch wundervolle Fügung zur Einſicht in das Trügeriſche ſeiner Ziele kommt. Er habe die Geſchichte, die ihm ein ſehr gebildeter junger Kreole erzählt, nie vergeſſen können, „und wenn es erlaubt iſt," ſchloß er mit drolliger Koketterie, „will ich ſie morgen an den Mann bringen, — Verzeihung, auch an die Frau."

Lamberg richtete ſich auf und ſagte langſam und mit Gewicht: „Man lobe die Geſchichte erſt, nachdem ſie erzählt iſt; man lobe ſie auch nicht ſelbſt, ſondern laſſe ſie von andern loben, vorausgeſetzt, daß ſie es verdient."

In beſter Laune trennten ſich die drei Hotelbewohner von Lamberg und Franziska, und da es inzwiſchen zu regnen aufgehört hatte, tauſchten ſie unterwegs ihre Anſichten über die Freundin aus. Keinem erſchien ſie als die, die ſie ehedem geweſen, alle waren mitbedrückt von den Erlebniſſen, welche ſie ſo angſterfüllt verbarg. Mit liebevoller Politik, meinte Cajetan, müſſe dieſer Zuſtand von Scheu und Leiden beſeitigt werden, und es gelte nur, den Augenblick zu finden, in deſſen Macht ſie Herrin des Vergangenen werden und neues Vertrauen zu ſich ſelbſt gewinnen

könne. Hadwiger entgegnete, daß ihn ihr Ausſehen, ihre körperliche Verfaſſung bekümmere. Hierzu nickte Borſati und fragte, ob man nicht den Fürſten, der doch am Ort ſei, von ihrer Anweſenheit verſtändigen ſolle, da vielleicht die beſondere Art dieſes Mannes eine Ermunterung für Franziska herbeiführen könne, am Ende auch eine willige Rückkehr in eine ehemals begehrte Welt. Sehr bedächtig antwortete Cajetan, darin müſſe man mit Vorſicht zu Werk gehen. Er habe der Gräfin Seewald ſeinen Beſuch zugedacht und werde bei dieſer Gelegenheit erſpähen, welchen Schritt man wagen und wie weit man gehen dürfe.

Am folgenden Morgen war leidlich gutes Wetter; als Cajetan zur Villa Lamberge ging, traf er Georg und Franziska, die eben von einem kleinen Spaziergang aus dem Wald zurückkamen. Franziska war totenbleich und ſchleppte ſich an Lambergs Arm mühſelig dahin. Cajetan ſtützte ſie gleichfalls, und ſo gelangten ſie bis zum Haus. Quäcola ſaß vor der Türe, blätterte mit konfuſen und wichtigtueriſchen Geberden in einer Zeitung, und vor ihm lag ein in Fetzen geriſſenes Buch. Emil, die Hände in den Hoſentaſchen, betrachtete das Tier mit ingrimmigem Mißfallen, woraus ſich aber der Schimpanſe nicht im mindeſten etwas machte, ſondern fortfuhr, in wüſter Geſchwindigkeit das Zeitungspapier zu wenden. Ein mattes Lächeln erſchien auf Franziskas Geſicht, und ſie ſagte: „Wenn das mit den beiden gut ausgeht, dann haben wir Glück gehabt, Georg.“ Kaum wurde Quäcola ihrer anſichtig, ſo erhob er ſich, verbeugte ſich und gab dem Diener mit einer frech vornehmen Handbewegung zu verſtehen, daß er ſich entfernen ſolle. Emil

ſchüttelte den Kopf, und ſeine Miene zeigte den Ausdruck ungeheuchelten Kummers.

Als Franziska ſich zu Bett begeben hatte, teilte Cajetan dem Freund mit, daß er zu Armansperg gehen wolle und fragte, ob er vor dem Fürſten erwähnen ſolle, daß Franziska hier ſei. Lamberg bat ihn, es vorläufig zu unterlaſſen. Franziska fühle ſich in der Schuld des Mannes, ſie habe von einem herrlichen Brief erzählt, den der Fürſt vor Monaten an ſie gerichtet, als er durch geheime Sendlinge ihren Aufenthalt erfahren hatte, und ſie ſei durch den bloßen Gedanken beunruhigt, daß ſie ſich einſt doch noch werde ſtellen müſſen, wenn ſie in mutigeren Stimmungen mit einer Zukunft überhaupt rechnen zu dürfen glaubte. Es ſei zwiſchen den beiden Menſchen irgend etwas Undurchſchaubares, und ein fremder Wille könne da nur zerſtörend eingreifen.

Eine Stunde ſpäter fing es wieder aus endloſen Wolkenmaſſen zu regnen an. Grauer, zerfaſerter Flaum umſchwamm die Häupter und Rücken der Berge, die harten Wege wurden weich, als ſeien ſie aufgekocht worden, die talwärts rinnenden Waſſer ſchwollen an, und alles war ſo klein, ſo naß, ſo dürftig, wie wenn die Natur auf Prunk und Feiertäglichkeit für immer hätte verzichten wollen, um ſich frierend und gleichgiltig den unfreundlichen Elementen zu überliefern.

Geronimo de Aguilar

Franziska erholte ſich im Verlauf des Tages, und als alle bei der abendlichen Lampe wieder verſammelt waren, begann Cajetan ſeine verſprochene Erzählung wie folgt.

Zur Zeit, als das Auftauchen unbekannter Welten die Geiſter des alten Europa bewegte, lebte in Spanien ein verarmter Edelmann namens Geronimo de Aguilar, ein ruheloſer Charakter, der, ſeit die Taten des Chriſtoph Columbus und anderer Helden von ſich reden gemacht, nur den einzigen Willen hatte, es jenen Männern gleichzutun. Aber da war guter Rat teuer. Als Matroſe oder Soldat oder ſelbſt als untergeordneter Offizier auf einem Schiff zu dienen, erlaubte Geronimos Stolz nicht, und um die Leitung auch nur der kleinſten Expedition zu bekommen, mußte man entweder Geld oder mächtige Gönner haben. So blieb nichts übrig, als ſich in Geduld zu faſſen, obgleich Geronimo ſich mit Recht ſagte, daß jede Stunde koſtbar ſei und jeder verſtrichene Tag ihn einer unwiederbringlichen Möglichkeit beraube. Er brachte ſeine ſchlafloſen Nächte über alten Folianten und neuen Landkarten zu, halb raſend vor ohnmächtiger Ruhmſucht und Tatbegier, und von morgens bis abends beſchwatzte er Freunde und Bekannte, ſaß in den Vorzimmern hoher und höchſter Herren, reichte Bittſchriften und gelehrte Auseinanderſetzungen ein, und mit jeder fehlgeſchlagenen Hoffnung wurde er rabiater, mit jeder läſſigen Vertröſtung um ſo leidenſchaftlicher beſeſſen.

„Beim Herzen Marias", ſagte er, „was der Glückspilz

Columbus erreicht hat, ist noch nichts, und wenn man mich gewähren läßt, will ich zeigen, daß es nichts ist; ich will euch die Atlantis der Alten wiederfinden, will Länder erobern, in denen es mehr Gold gibt als bei uns Pflastersteine, und bringe eure Schiffe so mit Schätzen beladen zurück, daß ihr den Kindern Kleinodien zum spielen geben könnt, wie sie jetzt im königlichen Tresor bewacht werden. Aber säumt nicht länger, denn die Zeit ist trächtig."

Derlei glühende Reden führte er häufig, bei denen seine schwarzen Augen brannten, als ob der ganze Mensch mit Feuer angefüllt sei. Viele hielten ihn natürlich für einen Prahler, andere glaubten ihn vom Teufel behext, aber es gab auch Leute, die der Meinung Ausdruck gaben, daß es den Versuch wohl lohnen könnte, ihn übers Meer zu schicken, und daß ein Mann, der die Kraft zu großen Geschäften in sich spüre, nicht mit der Bescheidenheit eines Schulmeisters davon zu sprechen nötig habe. Eines Tages ließ ihn der Graf Callinjos, ein ehemaliger Kämmerer, der vom Hof verbannt war, ein reicher Herr und Sonderling, zu sich kommen, und indem er auf einen mit Goldstücken bedeckten Tisch hinwies, sagte er: „Hier sind zehntausend Pesetas. Ich habe, Sennor de Aguilar, von Ihren Plänen und Absichten vernommen und bin gewillt, diese Summe zu opfern. Rüsten Sie damit die Brigantine Elena aus, die mein Eigentum ist und im Hafen von Cadix vor Anker liegt. Ich gebe Ihnen eine Frist von drei Jahren. Höre ich bis dahin nichts von Ihnen, so erachte ich Schiff, Geld und Mannschaft für verloren. Kommen Sie aber unverrichteter Dinge zurück, so sind Sie durch den Verlauf des

Unternehmens nicht nur als lächerlicher Rodomont entlarvt, ſondern ich werde auch Mittel finden, Sie für Ihren Übermut und Dünkel zu beſtrafen."

Bei jedem andern Anlaß hätte eine ſolche Sprache Geronimos Blut in Wallung verſetzt; in dieſem Augenblick empfand er nur überſchwängliche Freude; er nahm ſtumm die Hand des Grafen, beugte ſich nieder und drückte ſie an ſeine Lippen. Und ſo redſelig, aufgelöſt, hitzig und wild man Geronimo bisher geſehen hatte, ſo ſchweigſam, kalt, geſammelt und maßvoll zeigte er ſich jetzt. Bei der Bemannung und Befrachtung des Schiffes wußte er zu nutzen, was ſeine Vorgänger durch Erfolge wie Mißlingen ihn gelehrt, und in allem bewies er ſo viel Vernunft und Tüchtigkeit, daß des verwunderten Lobes über ihn kein Ende war. Zu Anfang des Herbſtes waren die Vorbereitungen beendet, und an einem klaren Oktobermorgen lichtete die Brigantine die Anker und ſtach in See, begleitet von den Zurufen des am Hafen verſammelten Volks. Geronimo ſtand am Heck des Schiffes, und er zuckte auf wie eine Flamme, als ihm das Vaterland den letzten Gruß ſchickte. Er ließ kein Herz zurück, kein Gut, keinen Freund, nicht einmal einen Hund. Er war allein, er wußte es, und er bedauerte es nicht. Eingeſponnen in ſeine berauſchenden Viſionen, hatte er ſeit langem nichts mehr übrig für Beziehungen zärtlicher Art.

Die Brigg lief trefflich vor dem Wind, und mit wachſender Erwartung lenkten alle den Blick nach dem geheimnisvollen Weſten. Selbſt die rohen Matroſen ſpürten einen abergläubiſchen Schauder, als jene Sterne niedriger ſtiegen

und dann verſchwanden, mit denen ſie ſeit ihrer Kindheit vertraut waren, und ſie wurden durch den Anblick des neuen Himmels, ſeiner unbekannten Bilder und phosphoreſzierenden Wolken lebhaft an die Gefahren ermahnt, denen ſie entgegengingen. Nur Geronimo dachte lediglich an den Ruhm, der ſeiner wartete, und, ein wahrer Midas des Traums, verwandelte er in Gold, was in den Bereich ſeiner Ahnungen und Hoffnungen kam, denn er wußte, daß die Reichtümer, die er gewann, das einzige Mittel zum Ruhm und die ſicherſte Bürgſchaft dafür waren. Es befand ſich ein Mönch auf dem Schiff, der ſchon zum zweitenmal die Fahrt über den Ozean machte, und auf der Inſel Hiſpaniola geweſen war, um im Auftrag ſeines Ordens für das Chriſtentum zu wirken. Er erzählte oft und mit trauriger Miene, wie grauſam die Spanier in jenen paradieſiſchen Ländern gehauſt, wie ſchnöde ſie das Vertrauen der unſchuldigen Eingeborenen hintergangen und in nimmerſatter Habgier blühende Gegenden verwüſtet hätten. Was könne das Wort des Heilands fruchten, wo Verrat, Mord und Plünderung die Religion der Bekehrungseifrigen als verabſcheuenswerte Heuchelei erſcheinen laſſe?

Geronimo hörte gleichgiltig zu. Wurde aber der Name des Columbus oder einer der ihm folgenden kühnen Seefahrer genannt, ſo ballte ſich ſeine Fauſt, und Bläſſe überzog das lange Oval ſeines Geſichts. Denn dieſe Namen hatten eine ſelbſtverſtändliche Leichtigkeit des Klanges und der Bildung, während ſein eigener Name leblos tönte und völlig an die leibhafte Erſcheinung gebunden war.

Nun erhob ſich in der ſechſten Woche ein gewaltiger

Sturm, der viele Tage lang anhielt und das Schiff aus ſeinem Kurs weit nach Nordweſten trieb. Die Maſtbäume hatten gekappt werden müſſen, das Steuer war zerbrochen, hilflos ſchwankte das Fahrzeug in der Strömung unbefahrener Meere. Als eines Morgens ein Matroſe den langerſehnten Landmelderuf ausſtieß, glaubten ſie ſich ſchon gerettet, doch blickten ſie voll Bangigkeit gegen die Küſte, da ſie nicht wußten, wo ſie ſich befanden und welches Los ihnen dort bevorſtand. Näherkommend gewahrten ſie eine Schrecken einflößende Brandung, und ehe ſie noch beraten konnten, wie das drohende Verderben abzuwenden ſei, ſtieß das Schiff gegen eine Felſenklippe. Der Rumpf füllte ſich ſchnell mit Waſſer, die meiſten Leute wurden in der erſten Verwirrung von den Wogen gepackt und fortgeſpült, andere büßten das Leben ein bei der Bemühung, ein Boot klar zu machen, und binnen kurzer Friſt war die Brigg ſamt ihrer Mannſchaft vom Meer verſchlungen.

Vielleicht iſt es der ungewöhnliche Lebens- und Tatenwille, gegen den ſelbſt die Elemente machtlos ſind, der ſolche Männer wie Geronimo aus Gefahren rettet, die alle Schwächeren rings um ſie vernichten. Er wurde von einer rieſigen Welle durch einen Kanal zwiſchen den Riffen geſchleudert und ans Land geſpült. Als er aus einer tiefen Bewußtloſigkeit erwachte, ſah er ſich von ſeltſam gekleideten Menſchen umgeben. Einer gab ihm aus einem kupfernen Gefäß zu trinken, ein anderer half ihm, ſich aufzurichten, und ſie führten ihn zu einem großen Dorf. Durch Geberden erkundigten ſie ſich nach ſeiner Herkunft; er deutete nach Oſten. Es traten feierlich ſchreitende Perſonen auf

ihn zu, die Prieſter ſein mußten, und mit Blumen und koſtbaren Stoffen geſchmückte, die er für Häuptlinge halten durfte. In melodiſchen Lauten ſprachen ſie ihn an. Er antwortete in der Zunge ſeiner Heimat, mit ausdrucksvollen Geſten bald zum Himmel, bald auf das Meer, bald auf ſeine abgeriſſenen Gewänder weiſend. Am andern Tag wurde er in eine Stadt gebracht, deren prächtige Straßen und Märkte, Gärten, Paläſte, Baſteien und Treppentürme ſein Staunen erweckten. Er ward vor den Thron eines jungen Fürſten oder Kaziken geleitet, der einen weiß und blauen, mit Smaragden beſäten Mantel und an den Füßen gold-verzierte Halbſchuhe trug. Mit Freundlichkeit ſah er ſich von dieſem begrüßt und mit kindlich anmutiger Neugier betrachtet. Was er vom Leben und Treiben des Volkes wahrnahm, gab ihm die Vorſtellung geſitteter Zuſtände, des Reichtums und der Schönheit. Man ließ ihn verſtehen, daß man ihn nicht als einen Gefangenen, ſondern als einen Gaſt zu behandeln wünſche und führte ihn in ein neben dem Palaſt des Kaziken gelegenes Haus, wo er wohnen ſollte.

Geronimo wußte natürlich nicht, daß er ſich in dem ungeheuren Reich der Azteken befand, von dem jede Provinz, auch die, an deren Küſte er Schiffbruch gelitten, ein Königreich für ſich bildete, denn keines Europäers Fuß hatte vor ihm dieſes Land betreten. Auch wußte er kaum, unter welchem Himmelsſtrich er war, und bisweilen hatte er das Gefühl, auf einen andern Stern verſetzt zu ſein. Alles war ihm neu und fremd, die Luft, die er atmete und das Kleid, das ſie ihm geſchenkt hatten, jeder Baum und

jedes Tier, jedes Auge, das auf ihm verweilte, jeder Laut, den er vernahm. Ganz zu ſchweigen von der tiefen Einſamkeit, der er ſich preisgegeben ſah, der Einſamkeit eines denkenden Menſchen, ſo ſchien es ihm, unter Barbaren, zehrte die Qual an ſeinem Gemüt, durch unüberbrückbare Meere von der Heimat getrennt zu ſein. Er umfing all das märchenhafte Leben und Weben mit der Gier des Eroberers, beſchaute das Wunderland mit den Sinnen und Blicken von drüben, mit der ſelbſtſüchtigen Genugtuung des zurückkehrenden Siegers. Für ihn allein war es nichts, ein Traum, ein Spottbild. Obſchon er am Ziel war, trug ihm dies keine Früchte, und die Welt, die er gefunden, war ſo lang eine Chimäre, bis er ſeinen Landsleuten und ſeinem Kaiſer davon Nachricht geben konnte. Er hielt ſich für den rechtmäßigen Eigentümer von allem, was er ringsum ſah, Volk und Fürſt betrachtete er insgeheim als ſeine Sklaven, und das heimtückiſche Schickſal, im Beſitz unermeßlicher Schätze tatenlos den Verlauf der köſtlichen Zeit abwarten zu ſollen, verſetzte ihn in ſolche Verzweiflung, daß er ſich ganze Nächte lang in ohnmächtiger Wut auf ſeinem Lager wälzte und Gebete zum Himmel ſchickte, die mehr Läſterungen als fromme Worte enthielten.

Bald nahm er wahr, daß unter den Eingeborenen ein Streit über ſeine Perſon herrſchte. Bei aller Freundlichkeit, die man ihm erwies, ſah er ſich doch ohne Unterlaß belauert, und jeder Schritt, den er tat, wurde ſorgſam überwacht. Aufmerkſam, wie er war, und ſcharfſinnig geworden durch die Not, lernte er manches von der Sprache des Volks verſtehen; ein paar Jünglinge, die zu ſeiner Be-

dienung beſtellt waren, erleichterten ihm dies, und eines Tages entdeckte er, daß wunderliche Dinge im Werk waren und ein Verhängnis über ihm ſchwebte.

Es gab nämlich bei den Mexikanern eine altüberlieferte Weisſagung, derzufolge ein Sohn der Sonne, ein Gott oder Halbgott alſo, dereinſt von Oſten kommen würde, um das Reich zu unterwerfen. Nun waren bei der Ankunft Geronimos viele aus dem Stamm des Glaubens geweſen, dieſer Fremdling ſei die langverkündete Erſcheinung. Daher hatte er in manchen Mienen eine Furcht und ſcheue Demut bemerkt, die ihm mehr zu denken gegeben hätten, wenn ihn ſein eigenes Unglück weniger beſchäftigt hätte. Nur die Prieſter bekämpften die Meinung über den Schiffbrüchigen mit Heftigkeit, und ihr vornehmſter Gegengrund war, daß der Sonnenſohn in jedem Falle glänzender und feierlicher aufgetreten wäre als dieſer hilflos Verlaſſene. Es wurde eingewandt, dies möge eine Liſt des Göttlichen ſein, um ſie in Sicherheit zu wiegen, aber die Prieſter beharrten bei ihrer Anſicht, Geronimo ſei der Angehörige eines unbekannten Volkes, von ausgezeichneter Bildung freilich und ſchönen Leibes, von dem man jedoch Verrat befürchten müſſe, von deſſen Stammesbrüdern Gefahr drohe, und ſie forderten, daß der Mann geopfert und ſein Herz auf dem Jaspisblock zu Ehren des Kriegsgottes verbrannt werde.

Der Fürſt und ſeine Edlen widerſetzten ſich ſchon im Gefühl verpflichtender Gaſtfreundſchaft dem Ratſchluß ihrer Prieſter, und der Streit währte ſo lang, bis der Kazike eine Anzahl von denen, die in ſeinem Machtbezirk Rang und Stimme hatten, zu ſich rief und folgendermaßen ſprach:

„Wir wollen über den Fremdling nicht mit Ungerechtigkeit richten. Iſt er von göttlicher Herkunft, ſo muß er auch imſtande ſein, uns ein Zeichen ſeiner Göttlichkeit zu geben. Was aber, denkt ihr, zeugt am meiſten für die Eigenſchaften eines Gottes? Ich denke, die Kraft iſt es, womit er dem gegenüber unempfindlich bleibt, was uns Menſchliche alle unterwirft, die Liebe zum Weib, die Verführung der Sinne. Prüfen wir ihn; fällt er in der Verſuchung, ſo ſollen die Prieſter Recht behalten, bewährt er ſich, ſo laßt ihn friedlich bei uns wohnen."

Mit dieſer Rede des ſanften und klugen Fürſten erklärten ſich alle einverſtanden, und ſie waren überzeugt, daß er ſein Vorhaben aufs Verſtändigſte ausführen würde. Geronimo, obgleich er nicht erfahren konnte, was man mit ihm anſtellen wollte, ahnte wie geſagt ein Unheil und ſeine Schlauheit gab ihm ein, an den Kaziken ein Verlangen zu richten, um aus der Antwort irgend einen Hinweis zu erhalten. Er warf ſich alſo dem Fürſten zu Füßen und bat in den ſpärlichen Worten, deren er mächtig war, ein Schiff bauen zu dürfen. Er wußte, daß dies faſt unmöglich war, da die Mexikaner nicht die geringſte Kunde vom Schiffsbauweſen hatten, obwohl ſie mit ihren unvollkommenen Werkzeugen aus Obſidian und Feuerſtein in anderer Weiſe wahre Wunder zu ſtande brachten. Aber in ſeiner geſteigerten Ungeduld und Pein dachte Geronimo doch bisweilen daran, mit einem, wenn auch noch ſo gebrechlichen Boot eine der neuſpaniſchen Inſeln zu erreichen.

„Wozu willſt du ein Schiff haben, Malinche?" fragte der Fürſt heiter und vertraut. Malinche war der Schmei-

chelname, den die Mexikaner für den düſtern Fremdling erfunden hatten, und den ſie ſpäterhin, freilich oft flehend und bekümmert, den ſpaniſchen Heerführern gegenüber gebrauchten. — „Um in meine Heimat zu fahren", antwortete Geronimo. — „Ein ſolches Schiff können wir nicht machen, das dich ſo weit trägt", ſagte der junge Herrſcher. — „Befiehl nur deinen Zimmerleuten, daß ſie tun, was ich ſie lehre, und das Schiff wird gebaut werden", gab Geronimo, bleich vor Erregung, zu verſtehen. — „Vielleicht, wenn der Mond ſich erneut", entgegnete der Fürſt rätſelvoll und mit ſeiner mädchenhaften Liebenswürdigkeit; „heute nicht, aber vielleicht, wenn der Mond ſich erneut."

Daraus entnahm Geronimo von ungefähr die Friſt, die ihm verſtattet war, denn der Mond ſtand jetzt in ſeinem Anfang. Er bereitete ſich zu unabläſſiger Wachſamkeit vor, aber wer weiß, wie es ihm trotzdem ergangen wäre, wenn er nicht eines Tages, als er mit zweien der ihn bewachenden Diener durch die Gärten des Königs ging, einen Knaben aus den Klauen eines Puma errettet hätte. Das Tier war ausgebrochen und hatte den Knaben, der ſchon aus vielen Wunden blutete, überfallen. Mutig ſtürzte Geronimo hinzu, ermunterte ſeine Begleiter, ihre Waffen zu gebrauchen und vertrieb den Puma durch ſein Geſchrei. Am andern Tag kam der Vater des Knaben, ein alter und ſehr koſtbar gekleideter Mann, in ſein Haus, dankte ihm bewegt, ſah ihn tief und lange an, neigte ſich plötzlich zu ſeinem Ohr und flüſterte: „Wenn du ein Weib berührſt, Fremdling, biſt du verloren." Nachdem der Greis den alſo gewarnten Geronimo verlaſſen hatte, gab er ſich ſelbſt den

Tod, weil er das Bewußtſein nicht ertragen konnte, ſeinen Fürſten verraten zu haben. Einige Tage ſpäter kam ein Abgeſandter des Kaziken und fragte den Geronimo im Namen ſeines Herrn, ob er ſich nicht mit einer von den Töchtern des Landes verbinden wollte. Geronimo machte eine tiefe Verbeugung und als Antwort ſchüttelte er nur ernſt und verneinend den Kopf. Wenige Stunden hernach ſtellte ſich ein zweiter Sendbote ein und verkündete, das ſchönſte und reichſte Mädchen, edelgeboren und von reinen Sitten, begehre, von ihm zum Weib genommen zu werden; der Fürſt werde ſicherlich erzürnt ſein, wenn er dieſe Ehre ausſchlage. Durch die offenbare Abſichtlichkeit und Beharrlichkeit doppelt zur Vorſicht gemahnt, wiederholte Geronimo ſeine Weigerung in gleicher Form.

Als er in der nächſten Nacht vom Schlaf erwachte, war er nicht wenig erſtaunt, ſich in einem andern Raum zu finden als der war, worin er ſich zur Ruhe begeben. Es war ein von oben matt erhellter Saal, voll von einer bläulichen Dämmerung. Der Fußboden und die Wände waren von einem Teppich lebendiger Blumen bedeckt. Der Geruch, den dieſe Blumen ausſtrömten, hatte die eigentümliche Folge für Geronimo, daß er ſeine Gedanken lähmte und zugleich eine fieberiſche Begehrlichkeit in ihm aufregte. Die Mexikaner beſaßen eine der Magie verwandte Kunſt in der Vermiſchung der Blumendüfte, und ſie brachten damit Wirkungen hervor, die ſonſt nur von Giften und narkotiſchen Getränken erzeugt werden. Auch liebten ſie die Blumen über alles, und ſie veranſtalteten beſondere Blumenfeſte, wo Männer, Weiber und Kinder, mit

Blumen geſchmückt, in Prozeſſionen durch die Landſchaft zogen.

Geronimo erblickte ſechzehn Jünglinge, die durch das geweitete Portal ſchritten und ſich ihm näherten. Sie trugen ſchöne Gegenſtände in den Händen: goldgewirkte Stoffe, goldgeſtickte Schuhe, Waffen, die reich verziert waren, ein Gefäß voll farbiger Edelſteine, ein anderes, das mit Perlen gefüllt war, ferner wunderbare Figürchen aus Achat und aus Silber, eine goldene indianiſche Ähre, von breiten ſilbernen Blättern umgeben, und die beiden letzten ſtellten einen Springbrunnen vor ihn hin, der einen funkelnden Goldſtrahl emporwarf, während Tiere und kleine Vögel, ebenfalls aus Gold, an ſeinem Rand ſaßen. In atemloſem Staunen betrachtete Geronimo dieſe Dinge, und als ihm der älteſte der Schätzebringer bedeutete, daß alles ihm gehöre, ſagte er ſich, daß man mit ſolchen Herrlichkeiten eine ganze ſpaniſche Provinz reich machen könne. Dennoch verzog er keine Miene; er hielt die geballten Fäuſte auf der Bruſt und ſpürte ahnungsvoll die verborgene Gefahr. Nach einer Weile erhob er die Augen und ſah an der Längswand des Raumes zwölf junge Mädchen mit ebenholzſchwarzen Haaren; je zu dreien geſellt, kauerten ſie auf dem Boden, und ihre Hände waren in flinker Arbeit geſchäftig; dabei lächelten ſie, als ob ihr Tun nur auf eine Täuſchung ziele. Es waren drei Korbflechterinnen, drei Kranzwinderinnen, drei Stoffwirkerinnen und drei Perlenputzerinnen. Bisweilen ſtand eine auf und tanzte lautlos umher, entblößte die olivenfarbige Bruſt, und die andern ſchauten mit falſchem, lockendem Lächeln zu. Dann ſangen ſie im

Chor beinahe flüſternd eine dumpfe Melodie, bei der ſie im Wechſel den Namen Tochrua gellend und ſehnſüchtig hinausſchrieen. Plötzlich ſchwiegen ſie, die ganze Schar kauerte ſich dicht zuſammen und kroch wie ein einziger Körper zu ſeinem Lager her und ſie ſtreckten ſchmeichleriſch die Arme aus und zwölf Lippenpaare öffneten ſich in einer ſinnlichen Weiſe, und die Leiber ſchienen ſich den Gewändern wie einer neblig trüben Flüſſigkeit zu entwinden, das Fleiſch leuchtete in ſattem Karmin und ſtrömte einen roſenartigen Geruch aus, und ſie girrten wie die Tauben und drängten ſich immer enger aneinander und fingen leiſe zu lachen an, als ob ſie gekitzelt würden, und ihre Hände berührten ihn wie weiche kleine Tiere, da ſchloß er die Augen, wandte ſich ab und wühlte das Geſicht in die Kiſſen. So wollte er bleiben, was auch kommen mochte, und da es nun ruhig ward, verfiel er in Schlaf. Als der Morgen kam, lag er wieder im Gemach ſeines Hauſes. Er fühlte ſich matt und zerſchlagen und ſuchte der Schwäche dadurch Herr zu werden, daß er ſeine Gedanken hartnäckig über den Ozean in die Heimat ſchickte.

In der folgenden Nacht erwachte er abermals in jenem Blumenſaal. Er begriff nicht, wie es zuging, und vermutete, daß ſie ihm betäubende Mittel in die Speiſen oder ins Waſſer miſchten. Während die Blumenwände geſtern hauptſächlich aus blauen und weißen Blüten beſtanden hatten, waren es heute dunkelrote, aus denen wie Augen vereinzelte gelbe Dolden blickten. Er vernahm ein Geräuſch, ähnlich fernem Trommelwirbel, dann erſchallten die hellen Klänge eines Beckens, dann aufregende Luftſchreie, dann

ein Gelächter, dann ein gezogener Flötenton, alles in der Finſternis, denn das Dämmerlicht von oben war erloſchen. Geronimo grübelte, wie er es anſtellen könnte, ſich zu ſchützen, da wurde es hell, und fünf zierliche Mädchen traten an ſein Lager. Jedes trug einen Smaragd von märchenhafter Größe und unvergleichlichem Glanz. Der erſte Smaragd hatte die Form einer Schnecke, der zweite die eines Horns, der dritte ſtellte einen Fiſch mit goldenen Augen dar, der vierte war höchſt kunſtvoll zu einem Reif verarbeitet, der fünfte und ſchönſte bildete eine Schale mit goldenen Füßen. Dieſe fünf Edelſteine boten ſie ihm knieend dar und ſagten mit Zikadenſtimmen: „Das ſchenkt dir Tochrua, und das, und das, und das, und das.“ Jetzt ſchritt durch ihren Kreis eine in purpurne Schleier gehüllte Frauengeſtalt. „Tochrua!“ riefen ihr die Mädchen zu, und ſie grüßte die Knieenden mit einer bezaubernden Stimme voll Metall und an den Endungen der Worte austönend wie in einem Schluchzen. Um den Hals und um die Brüſte hatte ſie Perlenketten geſchlungen, die durch den Flor ſchimmerten, und ſie kam nahe heran und ſagte zu Geronimo: „Malinche, nimm mich zu dir.“ Geronimo verſtand es wohl, aber er antwortete nicht, auch regte er ſich nicht. Sie breitete die Arme aus und die Mädchen zogen ihr liebkoſend den Schleier vom Haupt, da gewahrte Geronimo, daß ſie ſchön war wie ein Wunder, rot wie Zedernholz die Haut, die Augen ſchwermütig flehend, der Mund wie ein aufgeſchnittener Pfirſich. „Malinche, nimm mich zu dir,“ ſagte ſie, und immer wieder, in immer neuer Muſik der Stimme.

Geronimo kehrte ſich erbleichend hinweg, doch jetzt drang dumpfer Geſang von allen Seiten, von unten, von oben an ſein Ohr. Er ſuchte ſich abzulenken mit Bildern, die ihm ſeine Wünſche vorgaukelten, mit den Bildern ſeiner Heimkehr und ſeines endlichen Triumphes, aber vergeblich kämpfte der gebundene Wille gegen das Blutfieber. Das wieder abnehmende Licht des Raumes zeigte ihm Tochrua als einen Schatten, jede ihrer langſamen Geberden erweckte eine quälende Neugier in ihm, und faſt verlor er unter den rätſelhaften Lauten, die aus der Dunkelheit drangen, Erinnerung und Beſinnung. Der Morgen fand ihn auf ſeinem gewöhnlichen Lager erſchöpft, beunruhigt und traurig. Faul ſchlich der Tag dahin, niemand beſuchte ihn, ſchweigend eilten die Diener durch das Haus, Markt- und Straßenlärm erſtickten auf der Schwelle, ſtets glaubte er Tochruas Augen auf ſich geheftet, und ein Verlangen, das von Angſt begleitet war, brannte unſtillbar in ſeiner Bruſt. Als es Abend wurde, kam ein weißhaariger, magerer und finſterer Prieſter in ſein Gemach, ſtarrte ihm eine Weile forſchend ins Geſicht und ſagte: „Merk auf, Fremdling! Tochrua muß ſterben, wenn du ſie verſchmähſt.“ Damit entfernte er ſich und überließ Geronimo ſeiner Beſtürzung.

In der folgenden und in der zweitfolgenden Nacht geſchah nichts. Geronimo wurde deſſen nicht froh, er erkannte die tiefe Liſt darin, und ſeine Ohnmacht verurteilte ihn zur Geduld. In der dritten Nacht erwachte er unter einer hochgewölbten Kuppel, und ſein erſter Blick fiel auf ein Liebespaar, das ganz oben zu ſchweben ſchien und ſich umſchlungen hielt. Die Kuppel ſtand auf Säulen in einem von

blauen Flämmchen geiſterhaft erleuchteten Garten, von dem man nur ſchwarze Laubmauern ſah, und im Laub drinnen kauerten weiße ſtille Vögel, während auf den Wegen kupferfarbene Schlangen krochen oder auch ſtille dalagen. Geronimo gewahrte eine Frauenſchulter, ein herauf- und hinabtauchendes Geſicht, das gleichſam mitten aus einer Verzückung geflohen war, dann nackte flüchtige Körper, die vorüberwirbelten wie Fackeln. Nichts mehr als dies, und es war eine ſtundenlang dauernde Pein. Seine Adern glühten, eine ſeltſame Vergeſſenheit überfiel ihn, er wünſchte, daß Tochrua käme, rings um ſein Lager häuften unſichtbare Hände Reichtümer über Reichtümer, die Luft war voll von Seufzern, aus der Tiefe ſtreckten ſich zahlloſe Arme nach ihm, Tänzerinnen ſchwebten mit ſchwalbenhaftem Zwitſchern vorbei, Jünglinge huſchten um die lautlos ſich ergebenden, und die Ungreifbarkeit und ſchwüle Haſt des ganzen Treibens verſetzte Geronimo in feurigen Schrecken. Es fruchtete nicht, daß er die Lider zudrückte, er ſpürte die Geſtalten durch die Haut, er atmete den verführenden Dunſt, ihre Tritte raſchelten, ihre Gewänder kniſterten, auch ertönten karge Saiteninſtrumente, ſeine Fantaſie kam der Wirklichkeit zuvor, er zitterte vor Grauen und Begier, und ſo ſchaute er denn.

Da war ein Kranz zuckender Figuren, Haupt an Haupt, Lende an Lende, ungenügendes Licht machte ſie weſenloſer, und auf einmal erſchien vor den hold Zurückweichenden Tochrua gewandlos und marmorhaft. Geronimo richtete ſich empor; es war, als ob nichts mehr ihn verhindern könne, die herrliche Geſtalt an ſich zu reißen, doch wunder-

lich, ihr Antlitz war ernſt und betrübt; ein aufrichtiges Gefühl und edle Teilnahme war in ihren Mienen und verkündeten dem erlahmenden Geronimo das nicht abwendbare Verhängnis: Tod für ihn, wenn er ſie nahm, Tod für ſie, wenn er ſie ließ. Da wurde er in letztem Zuſammenraffen der Gefahr inne, ſchlug die Hände vors Geſicht, ſank aufs Lager zurück und verblieb regungslos. Als die Nacht zu Ende ging und er noch einmal mit erleichtertem Sinn zu ſchauen ſich entſchloß, wandelte ein Zug von Mädchen und Knaben in weißen Gewändern, weiße Blumen in den Haaren, durch den Raum. Nicht zu mißkennen, daß es ein Trauergeleite war, auch ſangen ſie eine Weiſe, die einem Totenlied ähnelte, und klagende Stimmen riefen: „O Malinche! O Malinche!“

Der unglückliche Geronimo ſah ſich dem Grenzenloſen preisgegeben, und der aufgereizte Zuſtand ſeines Innern verwandelte ſich in eiſige Erſtarrung, als ſie in der nächſten Nacht, diesmal hatten ſie ihn in ſeinem Haus gelaſſen, den Leichnam der ſchönen Tochrua hereintrugen. Ein Sklave hielt auf einer Schüſſel aus blauem Stein Tochruas Herz, das noch zu ſchlagen ſchien, und friſch leuchtete das Blut auf dem glänzenden Mineral. Kaum geſpürte Tränen floſſen über Geronimos Wangen, und es war ihm, als ob alle Triebe ſeines leidenſchaftlichen Willens plötzlich gebrochen wären. Jede Wolluſt ſchwand aus ſeiner Bruſt, auch die Wolluſt des Ehrgeizes, und er empfand Gleichgiltigkeit gegen alles, was ihm bisher erſtrebenswert geſchienen. Es kam ihm vor, als ſei er nur ein Ding, fern vom Leben und vom Tod. Es wurde ihm bewußt, daß er durch die

vergangenen Tage und Jahre wie ein Menſch ohne Seele geraſt war, und daß er nichts auf der Welt beſeſſen, weil er nichts auf der Welt geliebt. Und welche Künſte ſie von nun ab erſannen, ob ihre biegſamen Körper durch den duftenden Opalſchatten des Gemachs ſchwammen wie Fiſche in lauer Flut, ob ſie lautlos oder ſingend ihre elfenhaft lockenden Tänze ausführten, es erregte mit nichten ſeine Begierde, weil der Tod ſich in das beziehungsvolle Spiel gemengt, und auch deshalb, weil ſie alle ſo lieblich waren, Männer und Frauen, und das reine Wohlgefallen den Brand der Sinne auslöſchte.

In einer Nacht weckten ihn Jünglinge und führten ihn ins Freie. Alsbald ſtand er am Fuß eines Treppenturmes, deſſen breit anſteigende Stufen ſich erſt im dunklen Äther zu verlieren ſchienen. Geronimo ſtieg hinan, und wie er ſo die balſamiſche Nacht mit ſich in die Höhe trug und ſein befreites Auge weitum ſchweifen ließ, da hatte er das Gefühl, von einer ſchweren Krankheit geneſen zu ſein, und das berückende Schauſpiel, das ſich ihm bot, verwandelte vollends ſein Herz.

Nun müßt ihr euch eine mexikaniſche Nacht vorſtellen: einen Himmel von überwältigender Sternenpracht, den Horizont beglüht vom Feuer der Vulkane, in geahnter Nähe das Meer, Palmen, aus der Dunkelheit ſtrebend, den blaugrünen Schimmer des Kaktusgeſtrüpps, Feuerfliegen und Feuerkäfer durch die Zweige des Mangodickichts ſchwirrend, aus den Wäldern die Stimmen kreiſchender Vögel, das heiſere Kläffen des Tukans, den Schrei des Baumpanthers und von den Tiefen der Selvas Töne kommend, die ſelbſt

den Eingeborenen fremdartig klingen. Als ihm auf der Plattform des Turmes vor einem Tempel zwei Prieſter entgegentraten und ſich vor ihm, zum Zeichen, daß er die Probe beſtanden, zur Erde beugten, da war es unumſtößlicher Beſchluß in Geronimo, nichts zu unternehmen, was den Europäern Kunde von dieſem Land geben konnte.

Wer durfte ihn zur Rechenſchaft fordern? In der Heimat mußte man glauben, daß ihn das Meer verſchlungen habe, und Jahrzehnte, Jahrhunderte mochte es dauern, ſo dachte er, bis ein anderer Seefahrer an dieſe Küſte verſchlagen wurde. Wie ſonderbar! Einer entdeckt ein neues Land und faßt den Plan, ſeine Entdeckung zu verheimlichen, als ob es ſich um einen Gegenſtand handle, den man im Schrank verſchließen kann. Geronimo glich einem Mann, der, zur Ehe mit einer ungeliebten Frau gezwungen, plötzlich Vorzüge des Geiſtes und des Körpers an ihr findet, die ihn veranlaſſen, eine geheimnisvolle Abgeſchiedenheit mit ihr aufzuſuchen, um ſein unerwartetes Glück eiferſüchtig zu verbergen. Nun liebte er dieſe blühende Erde, dieſen indigoblauen Himmel mit einer nie gekannten Inbrunſt; er liebte die Berge, die aus gelbem Marmor gebaut ſchienen, die undurchdringlichen Urwälder, den Bananenbaum, den Heuſchreckenbaum, den Armadill, das Jaguarrohr, das über vierzig Fuß hoch wächſt, und die Lianen, die ihre Ranken von Wipfel zu Wipfel ſchlingen. Die Unſchuld der Eingeborenen rührte ihn umſo tiefer, wenn er ſie mit der Laſterhaftigkeit ſeiner Landsleute verglich, ihr anmutiges Schreiten, ihre Freundlichkeit und all das Triebhafte, das zwiſchen Tier und Engel iſt, mit der ſtolzen Verdroſſenheit und

zweckbeladenen Schwere, die er in der Heimat gewohnt war zu ſehen. Er erinnerte ſich der Unbill, die er von Jugend auf in einem durch Neid, Ohnmacht und Haß verſchlungenen Gewebe der Exiſtenzen hatte ertragen müſſen; und daß er dorthin hatte zurückkehren wollen, wo eine wunderloſe Zeit und Natur ihre Geſchöpfe aus Krampf und Fieber zeugte und zu unbeſeeltem Halbleben verdammte, dünkte ihn kaum noch begreiflich.

Der Fürſt und ſeine Edlen, die nun die göttliche Art des Fremdlings nicht mehr bezweifelten, überhäuften ihn mit Geſchenken, und Geronimo hinwiederum zeigte ſich durch ſinnreiche Ratſchläge und allerlei Unterweiſungen des Rufes würdig, den er als eine ungewöhnliche Erſcheinung unter ihnen genoß. So vergingen Monate und Jahre, in denen Geronimo faſt jedes Andenken an ſein früheres Leben austilgte, als eines Tages das Gerücht eintraf, es ſeien an einem fernen Punkt der Küſte viele große Schiffe gelandet und Männer mit feuerſpeienden Waffen, auf grauenhaften Untieren ſitzend, zögen der Hauptſtadt des Kaiſers zu. Geronimo erſchrak, und eine tiefe Traurigkeit bemächtigte ſich ſeiner. Er beſchwor den Kaziken, ein Heer auszurüſten und die Eindringlinge zu bekämpfen. „Ich danke dir für deinen Rat, Malinche," ſagte der Fürſt, „aber nun künde uns doch, ob dieſe Fremden deine Brüder, ob ſie gleichfalls Söhne der Sonne ſind, und was es für Tiere ſein mögen, mit denen ſie verwachſen ſcheinen."

Den Mexikanern waren nämlich die Pferde unbekannt, und beſonders die Reiter darauf erregten ihr Entſetzen.

Geronimo beruhigte ſie nach Kräften, aber es war ihm klar bewußt, daß ſie alleſamt Verlorene waren, dieſe lieblichen, ängſtlichen und abergläubiſchen Kinder, die bis jetzt in einer Verborgenheit gewohnt, welche der Gartenheimat des Menſchengeſchlechts glich. Acht Tage ſpäter überſchritt er mit dem Heer des Kaziken den Gebirgshochpaß, der ſie noch von dem Tal trennte, in dem die Spanier lagerten. Inzwiſchen hatte der Anführer der kleinen ſpaniſchen Schar, Don Fernando Cortez, von einigen Mexikanern, die ſeine Bundesgenoſſen waren, die Nachricht erhalten, daß einer ſeiner Landsleute bei dem Kaziken weilte, ob als ein Gefangener oder als Gaſt konnte er der Mitteilung nicht entnehmen. Er ſandte Botſchaft und ließ dem Fürſten ein Löſegeld bieten. Da ſagte Geronimo zu ſeinen Freunden, ſie möchten ihn ziehen laſſen, er wolle die Spanier in ihre Gewalt geben. Im ſpaniſchen Lager angelangt, wurde er vor das Zelt des Fernando Cortez gebracht, und dieſer ſelbſt trat auf ihn zu, ein mächtig anzuſchauender Mann, blond von Haar und Bart und mit Augen, in denen jeder begegnende Blick zerbrach. Geronimo war erſchüttert, ſich wieder bei den Seinen zu finden, und der Anblick der ſtolzen und trotzigen Erſcheinung ihm gegenüber benahm ihm den Mut. Er wußte nicht, wie ihm geſchah, plötzlich beugte er ſich in ſeinem mexikaniſchen Kleid nieder und begrüßte ſeinen Landsmann ſo, wie es die mit ihm gekommenen Eingeborenen taten, indem er mit der Hand den Erdboden und darnach die Stirn berührte. Hierauf wandte er ſich ab und weinte. Cortez umarmte ihn huldvoll, viele von den Rittern ſprachen ihm kameradſchaftlich zu, aber was ſein

eigentliches Herzleid ausmachte, konnten ſie natürlich nicht wiſſen; für einen Zwieſpalt wie den in ſeiner Bruſt gab es keine Heilung mehr.

Da er die Mutterſprache faſt vergeſſen hatte, vermochte er ſeine merkwürdigen Erlebniſſe anfangs nur ſtockend zu berichten. Um nicht das Ziel des Neides zu werden, ſchenkte er den neuen Gefährten vieles von ſeinen mitgebrachten Reichtümern, indeſſen ſtachelte er damit doch nur ihre Habſucht an, auch Cortez ſagte ſich wohl: wo Datteln verſchenkt werden, ſind die Palmen nicht weit. Deshalb lieh er den Einflüſterungen Geronimos ein williges Ohr und zog mit ſeiner Mannſchaft über das Gebirge. Nun war er nebſt allem andern ein Meiſter des liſtigen Wortes und der umgarnenden Rede, und während er erwog, wie er das Heer des Kaziken, das ihm den Weg nach der Hauptſtadt verlegte, unſchädlich machen könnte, wußte er unter der Maske des Wohlwollens für den jungen Fürſten Geronimo dahin zu beſchwatzen, daß dieſer ſich bereit erklärte, den Kaziken bei Zuſicherung freien Geleites und ehrenvollen Empfangs in das ſpaniſche Lager zu führen. Geronimo ließ ſich täuſchen. Er ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, daß Cortez, wenn er die Feinde in ihrer Übermacht erblickte, der Vernunft gehorchen und umkehren würde und daß ihm ſelbſt die Verſchuldung eines Blutbades und mörderiſchen Anſchlags am Ende erſpart blieb. So ging er alſo zu den Mexikanern, und ſeinem beteuernden Zuſpruch, wobei er die eigene Perſon als Geiſel anbot, gelang es, den zögernden Fürſten von der Gefahrloſigkeit und Nützlichkeit eines ſolchen Schrittes zu überzeugen. Kaum jedoch

war der Fürſt bei den Spaniern, ſo enthüllte ſich der Betrug. Sein Zelt wurde mit Wachen umgeben, und niemand durfte ihm nahen außer Cortez und Geronimo, der bei den Geſprächen als Dolmetſcher dienen mußte. Aufs äußerſte beſtürzt, konnte ſich Geronimo nicht entſchließen, an ſo viel Heimtücke zu glauben, auch verſicherte ihm Cortez immer wieder, daß es nur eine einſchüchternde Maßregel ſei, um die Barbaren im Zaum zu halten. In der Tat wagten die Mexikaner nichts zu unternehmen, ſolange ihr Herr in der Gewalt des Spaniers war.

Eines Abends zu ſpäter Stunde ging Geronimo heimlich in das Zelt des Kaziken, den er wie einen Bruder liebte. Der junge Fürſt kauerte auf dem Boden; ſeit zwei Tagen aß und ſprach er nicht mehr, und als ihn Geronimo ermuntern wollte, ſchaute er ihn nur kummervoll an wie ein Reh, wenn der Winter kommt. „Rede doch, Malinche, deinem Gebieter zu, daß er mir die Freiheit gibt," ſagte er endlich, „ich will ihm alle Schätze meines Palaſtes dafür ausliefern." Trotz der vorgerückten Stunde ſuchte Geronimo noch den Befehlshaber auf und fand ihn zu ſeinem Erſtaunen völlig geharniſcht und zur Schlacht gerüſtet. Er teilte ihm die Worte des Gefangenen mit und flehte dringlich, Cortez möge den Fürſten entlaſſen. „Eine ſolche Bitte iſt ein Verrat an Ihrem Vaterland, Don Aguilar," erwiderte Cortez hart. Da ſchwieg Geronimo betroffen. Verräter hier, Verräter dort; kein Ausweg. So war er denn verloren und verdammt. Zum zweiten Mal ging er in das Zelt des Kaziken und warf ſich vor ihm nieder. Der unglückliche Fürſt wußte nun genug. „Sieh, Malinche," ſagte

er ſanft und düſter, indem er ſein Kleid auftat und ſeine nackte Haut ſehen ließ, „ich bin doch nur ein Menſch, was könntet ihr billig verlangen, ihr Göttlichen, von uns, die wir bloß Menſchen ſind?"

In dieſem Augenblick erſcholl die ſpaniſche Schlachttrompete; Geronimo eilte hinaus, ſchon waren die Ritter hingeſtürmt gegen das aztekiſche Lager. Auf eine nächtliche Überrumpelung nicht gefaßt und durch das Schnauben, Wiehern und Galoppieren der Pferde in den ungeheuerſten Schrecken verſetzt, flohen die Mexikaner ordnungslos und wurden von den Verfolgern zu Tauſenden niedergemacht. Als Geronimo zur Walſtatt kam, war alles ſchon entſchieden, und die Ritter ſammelten auf, was ſie an Sold und Kleinodien erraffen konnten. Die Erde troff von Blut, die Leichen der Erſchlagenen waren nur ſo ineinandergewühlt und Geronimo, von einem leidenſchaftlichen Gram überwältigt, verwünſchte ſich und ſein ganzes Leben. Als er aber ins ſpaniſche Lager zurückkehrte und das Zelt des gefangenen Fürſten betrat, da lag dieſer tot auf einem Teppich hingebreitet; ein langer Dolch hatte ſein Herz durchbohrt.

Cortez ſtellte ſich ſehr erzürnt über dieſe Tat, doch Geronimo durchſchaute die Heuchelei und, vor Schmerz zitternd, warf er ihm einen Blick zu, vor dem ſich ſelbſt dieſer Eherne verfärbte. Er fing an, dem Geronimo zu mißtrauen, und hätte ihn gern aus ſeiner Nähe entfernt. Nun erfuhr Geronimo, daß Cortez den Plan hegte, Leute nach Weſten zu ſenden, die in möglichſter Heimlichkeit und Stille das Land durchziehen ſollten, um das Ufer des jenſeitigen Meeres

zu ſuchen, von dem ihm dunkle Kunde geworden war. Geronimo machte ſich erbötig, die ſchwierige Aufgabe durchzuführen, Cortez ging mit Freuden auf ſeinen Vorſchlag ein und beſtimmte drei Söldner zu ſeiner Begleitung. Am Tag vor ſeiner Abreiſe verteilte Geronimo alles, was er noch an Schätzen beſaß, unter ſeine Kameraden. Einem gewiſſen Pedro de Alvarez aber, einem ritterlichen Mann, vertraute er einen Edelſtein im Wert von mehr als zwanzigtauſend Peſetas an und ſprach: „Wenn ihr nach Spanien kommt, ſo gebt dies Kleinod dem Grafen Callinjos in Cordova. Sagt ihm, daß er keinen Undankbaren gewählt hat. Sagt ihm, daß ich kein Verräter bin, wie unſer Führer argwöhnt. Sagt ihm, daß ich dieſes wunderbare Land als erſter Spanier betreten habe, aber daß ich auf den Ruhm verzichte, der eine ſolche Tat ſonſt krönt. Ja, ich verachte den Ruhm, da er nichts weiter iſt als die Einbildung und Qual eines liebloſen Herzens."

Dieſe Botſchaft gelangte nicht an ihr Ziel. Don Alvarez fand in den Kämpfen der ſogenannten traurigen Nacht den Tod, und der Graf Callinjos lag längſt unter der Erde. Indeſſen zog Geronimo mit ſeinen Begleitern unverdroſſen durch das Land nach Weſten, über Bäche, Flüſſe und Gebirge. Sie wanderten nur des Nachts und ſchliefen bei Tag an ſchwer zugänglichen Orten. Geronimo war ſtets ſchweigſam, und die Soldaten begannen ihn dieſer Schweigſamkeit wegen und weil er auf keinen ihrer rohen Scherze, keine ihrer Prahlereien und Lügen einging, zu haſſen, ſo wie ſie ihrerſeits ihm ſo tief verächtlich wurden, daß er ſich weit fort von ihnen wünſchte. Ihre Geſichter, Worte

und Geberden erweckten ihm Ekel und Widerwillen, die andachtsloſe, augenloſe Art, wie ſie durch die zauberiſchen Gegenden ſchritten, umdüſterte ſein Gemüt. Als ſie nun nach vielen Wochen an die Küſte eines neuen, ungeheuren Meeres kamen, da faßte Geronimo einen ſeltſamen Entſchluß, den er mit großer Vorſicht ausführte. Gegen Abend, als ſeine Gefährten noch ſchliefen, ſtand er heimlich auf, ging ans Meeresufer, wo eine Siedlung von Fiſchern war, löſte ein Kanu los, belud es mit einem waſſergefüllten Kürbis und einem Säckchen voll Datteln, ſtieg hinein, ſchlug das brandende Waſſer kräftig mit den Rudern und fuhr hinaus.

Als die drei Spanier erwachten, ſahen ſie, daß er fort war. Während ſie ſich noch verwunderten, gewahrte einer das Boot, das höchſtens eine Meile entfernt war und auf den von der untergehenden Sonne geröteten Wellen tanzte. Sie eilten an den Rand des Waſſers und riefen ſo laut ſie konnten. „Geronimo!" riefen ſie wohl ein dutzendmal, „Geronimo!" Er hörte nicht und antwortete nicht. Bald wurde es dunkel, und ſie fragten einander mürriſch und beſtürzt: „Was mag das ſein? wohin mag er ſteuern?"

Ja, wohin mochte er ſteuern? Nach einem andern unentdeckten Land? nach einer glücklichen Inſel? Oder nur ziellos in die Nacht und ins Unbekannte? Er fuhr gegen Weſten, der Sonne nach, ganz allein auf dem einſamen Ozean. Wie lange und wie weit er gefahren iſt, das weiß niemand.

Ein langes Schweigen, die vor Spannung größer gewordenen Augen der Freunde und die vor Mitgefühl feuchten Franziskas belohnten den Erzähler.

„Die Geschichte hat mir viel Vergnügen bereitet", sagte endlich Georg Vinzenz. „Außerdem habe ich eine Vorliebe für alles, was von Schiffbrüchigen und von Reisen handelt. Man versetzt sich gern in die Zeit zurück, wo für den Seefahrer die Länder jenseits des Ozeans noch traumhafte Gebilde waren. Ich beneide einen Magelhaens um die Empfindung, als er nach den Bemühungen eines halben Lebens das südliche Amerika umsegeln konnte und endlich den Ozean jenseits des Kontinents erblickte. Welches Staunen, welche Freude, welche mystische Furcht! Oder wie mag dem Kapitän Cook zumute gewesen sein, als er zum erstenmal eine der herrlichen Inseln Polynesiens betrat! Wie riesenhaft geweitet muß diesen Männern das Bild der Erde erschienen sein, und wie seltsam muß sich Ahnung und Gegenwart in ihrer Phantasie verwoben haben."

Hadwiger schüttelte den Kopf. „Ich glaube, Sie täuschen sich", antwortete er. „Man tut gut daran, wenn man derart sachlichen Naturen, sachlich im schlimmsten wie im besten Sinn, so wenig wie möglich poetische Erregung zutraut. Wer in einer Arbeit steckt, für den gibt es keinen Märchen- oder Schönheitsreiz, davon wissen bloß die Zuschauer und die Dilettanten zu reden. Das wird bei den Entdeckern so sein wie bei den Ingenieuren und bei den Künstlern."

„Trotzdem denk' ich mir manchmal", entgegnete Cajetan,

„ob nicht Chriſtoph Columbus eine ähnliche Verwandlung erlitten haben kann wie dieſer Geronimo de Aguilar; müde und angeekelt von ſeiner Heimatwelt, ſatt der Kriege, des Blutvergießens, der wucheriſchen Geſchäfte, der Ränke und Lügen, war er vielleicht dem Entſchluß nahe, die herrlichen weſtindiſchen Länder ſeinem König vorzuenthalten und zu verheimlichen. In einer tropiſch kühlen Mondnacht ſeh ich ihn entzückt und ſchuldbewußt unter Baſileen und Thalien und Heliconien am Meeresſtrand ſchreiten. Er ahnt alle Folge, Zerſtörung und Gewalttat; auch weiß er, daß ſeine Leute, die vom Milchglanz der Perlen und vom Feuer des Goldes geblendet ſind, ihn zur Rückkehr zwingen werden. Doch über dem gemeinen Muß der Stunde erkennt er noch eine höhere Notwendigkeit, und indem er der Pflicht gehorcht, hört er auf, ein glücklicher Menſch zu ſein. Von Ferdinand Cortez wird berichtet, daß ihn auf ſeinem Totenbett das böſe Gewiſſen über die Gräuel, die er verurſacht, beinahe wahnſinnig gemacht habe. So geſchah es dem Columbus vielleicht, als er in Spanien im Kerker und in Ketten ſchmachtete."

„Eine etwas eigenwillige Idee von Columbus", bemerkte Borſati. „Empfindſame Fälſchung hiſtoriſcher Fakten; ſehr zeitgemäß. Man nennt es Auffaſſung, ſcheint mir."

„Sie ſind ein Naturaliſt, lieber Rudolf; alle Ärzte ſind Naturaliſten", verſetzte Cajetan eifrig. „Ich laß' es mir nicht ausreden, daß die meiſten Tatmenſchen heimliche Schwärmer waren. Betrachtet doch einen Kerl wie den Franzesco Pizarro! Mit einer handvoll Leute, dem Abſchaum der damaligen Welt, zieht er aus, um das mächtige

Reich der Inkas zu erobern. Wenn das nicht Schwärmerei ist, was sonst?"

„Es ist ihm gelungen, damit hört es auf, Schwärmerei zu sein", warf Hadwiger hin.

„Auch deswegen gelungen, weil jenes Volk dem Untergang geweiht war", sagte Lamberg. „Was für Bilder belasten das Gedächtnis der Menschheit! Gibt es eine Seelenwanderung, so bin ich in irgend einer Gestalt Zeuge gewesen, wie der meuchlerisch überwältigte Inka in einem alten Haus gefangen saß, stumm in sein unbegreifliches Unglück ergeben, und wie er wartet, bis seine Untertanen als Lösegeld für ihn eine ganze Halle mit Schätzen angefüllt haben. Die Peruaner schleppten herbei, was an edlem Metall im Lande zu finden war: goldne Ziegel und Platten aus den Palästen, Becher, Wasserkannen, Kredenzteller, Zieraten, die man von den Tempeln gerissen hatte, und so wurde das Leben eines großen Fürsten wie auf einer Wage abgewogen. Als nun der Saal gefüllt war, da sagten sich die Spanier: was liegt an diesem Leben noch viel? Und der Inka wurde hingerichtet."

„Wäre nicht das schöne Vergessen", meinte Franziska, „wäre uns immer gegenwärtig, was vor uns geschehen ist und was jetzt geschieht, jetzt, während wir sprechen, niemand könnte vor Gram und Herzeleid alt werden".

„Immerhin war Pizarro der Sendling seines Monarchen", nahm Borsati das Wort, „und dadurch wurde seine Tat für die Nachwelt sakrifiziert. Nichts anderes kann der Grund der offiziellen Unsterblichkeit sein, ich vermöchte sonst nicht einzusehen, warum der Flibustierführer Henry

Morgan nicht ebenſo unſterblich iſt, der um das Jahr 1685 an der Spitze von fünf- oder ſechshundert Seeräubern das ganze ſpaniſche Mittelamerika ſamt der befeſtigten Stadt Panama erobert hat; ein Unternehmen, das an Kraft und Kühnheit ſeinesgleichen ſucht."

„Das Gefühl der Legitimität hat oft etwas Geheimnisvolles", erwiderte Lamberg. „Wo es verloren geht, tritt das Chaos ein. Die moraliſche Ordnung iſt offenbar ein Teil unſeres Organismus, der erkranken und zuſammenbrechen muß ohne ihre ſtützende Macht. Dafür ſcheint mir eine Geſchichte bedeutungsvoll, die ſich zu jener Zeit ereignet hat, als England in ſeinen Kämpfen gegen Frankreich ſich auch der geſetzlich verſchleierten Freibeuterei bediente. Ein mit Kaperbriefen, alſo mit der Erlaubnis zum Seeraub verſehenes Schiff, das nach Barbados ſegelte, griff im karibiſchen Meer einen franzöſiſchen Kauffahrer an. Dieſer Kauffahrer trug eine Fracht von ſiebenhunderttauſend Gulden in barem Gold. Beſatzung und Paſſagiere wurden gefangen genommen und ſpäter bei Trinidad ans Land geſetzt; die Schiffsprise, die zu beſchädigt war, um in einen heimatlichen Hafen gebracht werden zu können, ward in den Grund gebohrt. Nun befanden ſich die Matroſen des Kaperſchoners wegen der grauſamen Behandlung, die ſie durch ihren Kapitän erlitten, längſt in aufrühreriſcher Stimmung, der ungeheure Reichtum, den ſie an Bord wußten, beſtärkte ſie in ihren meuteriſchen Plänen, und eines Nachts ermordeten ſie, vom Hochbootsmann angeführt, den Kapitän und die Offiziere. Sie teilten

das Gold unter ſich auf und überließen ſich wüſten Ausſchweifungen der Trunkenheit, indes ihr kaum geſteuertes Schiff ziellos durch die Meere fuhr und endlich an einer unbewohnten Inſel ſcheiterte. Mit ihrem Gold bepackt, vermochten ſich alle zu retten, aber auf der Inſel trafen ſie keinerlei Anſtalten, ein Floß zu bauen oder ihr Leben erträglich einzurichten, ſondern der verbrecheriſch erworbene Beſitz nährte in einem jeden ſchleichendes Mißtrauen gegen den andern, und trotzdem das Gold in ihrer Lage nicht den geringſten Wert oder Nutzen für ſie hatte, waren ſie nur darauf bedacht, es vor dem Neid und der Habgier zu bewahren. Keiner wollte allein ſein; keiner fühlte ſich aber auch in der Geſellſchaft eines Gefährten ſicher. Scheinbar bewährte Freunde, die jahrzehntelang auf demſelben Schiff gedient und in Not und Gefahr einander beigeſtanden hatten, verwandelten ſich in unverſöhnliche Haſſer. Sie wagten nicht zu ſchlafen; an abgelegenen Orten wie in gegenſeitiger Nähe fürchteten ſie überfallen zu werden. Die Entbehrungen verringerten wohl ihre Kräfte, hatten aber keinen ſänftigenden Einfluß auf das Fieber ihres Argwohns; aus böſen Blicken entſtand Streit, aus gereizten Worten blutiger Kampf, die Toten lagen unbegraben an der Küſte, die Überlebenden, weit entfernt, an friedliche Übereinkunft zu denken, raſten nur um ſo wilder gegeneinander, und endlich waren nur noch zwei übrig. Nach Stunden des Lauerns und der Verfolgung traten ſie zum Kampf an, und der Schwächere fiel. Ohne Hilfsmittel, ohne genügende Nahrung, einſam, hoffnungslos und verſtört, lebte nun der letzte, der Sieger über alle, auf dem weltentlegenen

Elland wie ein Tier. Er vergrub das ganze Gold unter einer Palme, deren Stamm er durch ein Kreuzeszeichen kenntlich machte und nachdem er die toten Körper ſeiner Gefährten dem Meer übergeben, wanderte er unabläſſig am Ufer entlang, auch quer durch das Land. In dieſer Verlaſſenheit begann ihn ein Gefühl zu quälen, das er vorher nie kennen gelernt; er ſehnte ſich mit wachſender Gewalt nach einem Menſchen, nach einem Menſchengeſicht, einer Menſchenſtimme. Er hatte Halluzinationen, in denen die Hingemordeten ihm begegneten und ihn freundlich anblickten, und ſeine Träume waren voll vom Lärmen, Lachen und den Zurufen ſeiner ehemaligen Kameraden. Als nach vielen Monaten ein Schiff anlief, das ſeine Waſſerfäſſer füllen wollte, ſtürzte er vor die Matroſen hin und küßte ihnen die Hände. Von ſeinem Reichtum ließ er, aus Furcht, zur Verantwortung gezogen zu werden, nichts verlauten, auch hatte zu dieſer Zeit das Gold nichts Wirkliches mehr für ihn. Erſt als er in die Heimat kam, erwachte das Verlangen, doch wenn er hin und wieder ſcheu und verſuchend von dem unter einer Palme vergrabenen Schatz redete, glich es dem Stammeln eines Halbverrückten. So ſchleppte er den Reſt ſeines Daſeins in Armut dahin, beſaß etwas, was er nicht erreichen konnte und haderte ohnmächtig gegen eine grauenhafte Erinnerung und gegen ein gebrochenes Verſprechen des Glücks."

„Seltſam", ſagte Borſati, „wie hier trotz Roheit und Beſtialität die Leidenſchaft zum Gold, gerade weil Gold

ſo wertlos wird, mit der Macht einer Idee wirkt. Die meiſten Menſchen ſind leere Gefäße; wie mit der niedrigſten Gier kann man ſie unter Umſtänden auch mit dem Feuer für eine große Sache erfüllen."

„Das iſt ja eine Hölle!" rief Franziska. „Da wird mir der Schauder noch verſtändlicher, den die Mexikaner vor den europäiſchen Herrſchaften gehabt haben. Wo bleibt denn aber bei ſolchen Gelegenheiten die berühmte Kultur, von der doch bei uns immerfort die Rede iſt?"

„Was wir Kultur nennen", erwiderte Cajetan, „konnte dort keine Geltung erlangen, wo eine natürliche Ordnung die Tugenden und Kenntniſſe, die ihren Urſprung zumeiſt einer Not verdanken, überflüſſig erſcheinen ließ. Daß man den Feind mit einer Bleikugel ſtatt mit einem Pfeil tötet, gibt keinen Vorrang des Geiſtes; das Wortchriſtentum, mit dem die Eroberer ihre Raubluſt maskierten, drängte edlere Einflüſſe dauernd zurück, und worauf wir uns ſonſt noch viel zu gute tun, Bequemlichkeit, Luxus, Kunſt, Glätte der Sitten, wirkt nicht ſo, wie es ſich uns zeigt, nicht als Fortſchritt und Erleichterung, ſondern als Verwirrung und Bedrängnis. Dies wird durch die Geſchichte einer Tahitierin beſtätigt, die von einem Fregattenkapitän unter der Regierungszeit des vierten Georg nach England gebracht wurde."

„Vortrefflich", ſagte Georg Vinzenz mit Behagen; „man gebe uns Beiſpiele und wir verzichten auf alle Argumente."

„Die Tahitierin war ein Mädchen von ausnehmender Schönheit der Geſichts- und Körperbildung", fuhr Cajetan

fort, und ſeine Stimme verlor den ſchrillen Klang und wurde tiefſtönig, wie ſtets, wenn er ruhig erzählte. „Der Kapitän kleidete ſie nach Art der Modedamen, richtete ihr ein Haus ein und ganz London wollte die Fremde ſehen. Ihr Beſchützer liebte ſie, er hielt ſie in ihrer neuen Umgebung für glücklich, denn in ihrer Heimat hatte ſie zu den Ärmſten des Volkes gehört. Er gab ihr den Namen Anima und war nicht wenig ſtolz auf ihre Beſcheidenheit und den ſeelenvollen Adel ihres Betragens. Anima ehrte ihn wie eine Sklavin, willfahrte ſeinen Wünſchen, küßte den Damen der Ariſtokratie die Hände und als ſie eines Tages an den Hof geführt wurde, bewegte ſie Männer und Frauen, auch den König, indem ſie beim Anblick der prachtvollen Säle, der geſchmückten Menge, des Lichterglanzes und unter dem Eindruck der italieniſchen Muſik lebhaft zu zittern begann und in Tränen ausbrach. Obwohl ſie die Sprache erlernt hatte, konnte niemand erfahren, was in ihrem Innern vorging. Ein ſcharfſinniger Freund des Kapitäns meinte, ſie werde durch Schauen verzehrt; Häuſer, Monumente, Straßen, Fuhrwerke, Menſchen, alles war in ihren Augen wie tauſend Bilder in einem zu engen Schrein, und oft ging ſie mit ſteif auswärtsgedrehten Handflächen vor ſich hin, als wolle ſie die Dinge von ſich wegſchieben. In einer Nacht kam der Kapitän zu ihr und fand ſie auf dem Teppich des Zimmers hockend; eine Kerze brannte vor ihren gekreuzten Beinen auf der Erde, und ſie ſchnitt ſich das lange braune Haar mit einer Scheere vom Haupt. Zornig fragte der Kapitän, weshalb ſie dies täte, ſie antwortete mit weher Miene, der Kopf ſei ihr zu ſchwer, ſie

könne ihn ſonſt nicht mehr tragen. Er ſchlug ſie, und am andern Tag ließ er eine Perücke für ſie anfertigen und drohte, ſie noch empfindlicher zu züchtigen, wenn ſie ſich ohne Perücke den Leuten zeigte. Kurz darauf mußte der Kapitän zum Küſtenadmiral nach Portsmouth reiſen. Er nahm Anima mit, und während ſie am Hafen ſpazieren gingen, deutete er auf ein großes Schiff und ſagte: dieſes Schiff fährt morgen nach Otahiti, Anima. Da drückte das Mädchen die Hände vor die Bruſt, ſtieß plötzlich den Schrei einer Wilden aus, lief zur Böſchung, entledigte ſich mit unglaublicher Geſchwindigkeit aller Gewänder und des falſchen Haares und ſprang ins Waſſer, um bis zu jenem Schiff zu ſchwimmen. Der Kapitän rief Leute herbei, ein Boot verfolgte die Flüchtlingin und brachte ſie wieder ans Land. Unter dem Gelächter eines elenden Pöbels wurde Anima nackt über die Gaſſe getrieben, und der wütende Kapitän trug ihre ſchönen Kleider und falſchen Haare hinterdrein. In einer nahegelegenen Schenke ſchleppte er ſie in eine dunkle Kammer, warf die Kleider hin, trat das Mädchen mit den Füßen, dann ſperrte er die Türe zu und nahm den Schlüſſel mit. Nach mehreren Stunden kehrte er zurück; ſtreng rief er ihren Namen, und als ſie ſtill blieb, wurde ſeine Stimme zärtlicher. Aber es regte ſich nichts. Er fuhr fort, ihr zu ſchmeicheln und ſie zu locken, da kam ſie endlich, noch immer unbekleidet, auf allen Vieren herangekrochen wie ein Hund. Was iſt mit dir geſchehen, Anima? rief der Kapitän ahnungsvoll, und da er ſie in der Dämmerung kaum gewahren konnte, ſchrie er die Treppe hinunter, der Wirt möge Licht bringen. Sie

ſtürzten mit Laternen herauf, und nun erwies es ſich, daß die Tahitierin keine Augen mehr beſaß. Vielleicht hatte ſie in der Dunkelheit drinnen eine ſo ſchmerzliche und beſeligende Viſion der ſchönen Inſel erblickt, auf der ſie geboren war, daß ſie mittelſt der Vernichtung ihres Augenlichts, wozu ihr die Nadel eines Schmuckſtücks gedient hatte, dieſes Bild für immer feſthalten zu können glaubte. Der Kapitän fühlte Reue und ſchickte ſie mit dem im Hafen liegenden Schiff nach ihrer ſüdlichen Heimat."

„Ich verſtehe", flüſterte Franziska hingenommen, „wie man das eigene Herz haſſen kann, ſo auch die eigenen Augen. Aber was für ein Menſch war der Kapitän? Du ſagſt, er hätte das Mädchen geliebt? Wie man eine Rarität liebt, meinſt du? Oder einen Papagei? Geliebt? Unſinn."

„Es iſt möglich, daß er zuerſt ein echtes Gefühl für ſie hegte", antwortete Cajetan, „und daß er ſpäter, als ſie von vielen Menſchen betrachtet und angeſtaunt wurde, nur noch eitel war. Er hatte ſie vielleicht erziehen wollen und bemerkte dann, daß die Wildheit und Fremdheit ihr ſtärkſter Zauber war. So bot er ſie andern Augen feil, und die Neugier der Welt entſeelte ſie. In derſelben Weiſe iſt ja Caspar Hauſer für ſeine uneigennützigſten Freunde gleichſam entſeelt worden."

„Männer, die ein Weib erziehen wollen, ſind mir immer verdächtig", ſagte Franziska. „Als ob ein Geſchöpf nicht alles ſchon wäre, was es wird! Als ob die Erfahrung beſſer und reiner machen könnte! Klüger höchſtens. Und

wer klüger wird, der welkt bereits. Unſern himmliſchen Teil wiſſen die Männer nicht zu nehmen, das ſteht einmal feſt."

„Solche Verſuche, Vorſehung zu ſpielen, beruhen meiſt auf einem Mißverſtändnis der menſchlichen Natur", entgegnete Borſati. „Ihr habt ja alle den jungen Möllenhoff gekannt. Er war ein ſogenannter Idealiſt, das heißt, er glaubte an die Exiſtenz des Guten in jedem Individuum, und da er durch Frauen vielfach enttäuſcht worden war, verfiel er auf die Marotte, ſich eine Gattin und Lebensgefährtin aufzuziehen. Er adoptierte ein zehnjähriges Mädchen von geringer Herkunft, hielt es in ländlicher Abgeſchiedenheit, unterließ nichts, was die körperliche und geiſtige Bildung des Kindes fördern konnte, und er glaubte allen Anlaß zur Zufriedenheit zu haben. Er hatte ſeine Zukunft, die ganze Stimmung ſeines Daſeins auf das Gelingen dieſes Planes geſetzt, aber als ſeine Schutzbefohlene neunzehn Jahre alt war, entdeckte er, daß ſie mit einem Gärtnerburſchen und zugleich mit einem Klavierlehrer in ſehr unzweifelhaften Beziehungen ſtand. Er erholte ſich nicht mehr von dem Schlag und iſt ſeitdem der gründlichſte Menſchenhaſſer geworden, den man treffen kann."

„Menſchenhaſſer zu ſein, iſt ſtets ein wenig médiocre", bemerkte Lamberg.

„Sie haben vorhin das richtige Wort geſagt, Rudolf", äußerte ſich Cajetan. „Vorſehung ſpielen! Dieſes Unterfangen wird in jedem Fall mit der härteſten Strafe bedacht. Dafür bietet eine Geſchichte, die ich erzählen will, eine recht eindringliche Lehre.

Frau von M., erlaubt mir, daß ich den Namen verſchweige, hatte nach zehnjähriger Ehe ihren Gatten verloren und lebte mit ihrem einzigen Sohn auf einem Landgut am Rhein. Sie hatte die außerordentlichſten Eigenſchaften als Frau ſowohl wie als Mutter. Sie war ſchön; ſie war ſehr ſtolz; ſie war beleſen, ſie hatte viel Blick, viel Geduld, eine reiche innere Erfahrung und eine imponierende Überlegenheit als Gebieterin wie als Weltdame. Sie behütete das Kind wie ihren Augapfel, und es war, als ob die leidenſchaftliche Liebe, die ſie zu ihrem Mann gehegt, ſich mit verdoppelter Kraft und in reiner Form auf den Sohn übertragen hätte. Sie unterrichtete ihn ſelbſt, ſie las jedes Buch mit ihm, ſie erforſchte und kannte ſeine heimlichſten Gedanken, ſie beſchäftigte ſich gründlich mit Medizin, um, wenn er krank würde, ſorgfältiger als jeder Arzt die Heilung überwachen zu können, und betrieb ſportliche Übungen, um auch bei dieſen in ſeiner Nähe zu ſein. Der aufwachſende Jüngling verehrte ſeine Mutter ſchwärmeriſch; er brachte ihr ein grenzenloſes Vertrauen entgegen; je mehr ein geiſtiges Bewußtſein in ihm erſtarkte, je mehr wurde er, und bis in die Träume hinein, von ihr ergriffen. Bei der zarten Empfänglichkeit ſeines Gemüts feſſelte ihn die Kunſt frühzeitig; er malte und dichtete. Aber welche Geſtalt er auch immer auf die Leinwand ſetzte, welches Antlitz immer, es war Geſtalt und Antlitz ſeiner Mutter. In ſeinen Verſen, die von ſchwermütigen Todesahnungen erfüllt waren, und in denen ſich Welt und Menſchen nur geiſterhaft fern ſpiegelten, war ebenfalls die Mutter Gleichnis und Figur. Doch als er achtzehn Jahre

alt geworden war, zeigte ſich an ihm eine ungewöhnliche Zerſtreutheit und Unruhe. Frau von M. wußte dieſen Zuſtand wohl zu deuten und ging tief mit ſich zu Rate. Im vergeblichen Schmachten ſah ſie das Schädliche, es war ein Suchen in der Finſternis. Trauernd mußte ſie eine Gewalt anerkennen, die Körper und Geiſt auch des Edelſten unterwirft und unabwendbar iſt wie der Frühlingsſturm. Sie fürchtete für den Sohn die ſchmerzlichen Regungen einer Sehnſucht, die von Scham begleitet iſt; das trübgeſtimmte Weſen verlangte nach einem reinigenden Feuer, wenn es nicht die Lauterkeit des Herzens vernichten ſollte. Hier war zu handeln ſchwer, den Dingen ihren Lauf zu laſſen noch ſchwerer. Irgend eine Frau, eine Fremde, Ungeprüfte, Undurchſchaubare in den Bezirk dieſes vergötterten Lebens treten zu ſehen, konnte kaum in der Vorſtellung ertragen werden, es zu wünſchen oder zu befördern, ſchien ein Verbrechen. So führte Frau von M. einen jungen Menſchen ins Haus, deſſen Familie ſie kannte, und deſſen Eigenſchaften ihr gerühmt worden waren. Seine Offenheit und Herzlichkeit gefielen ihr, und der junge Robert ſchloß ſich ihm ſogleich mit rückhaltloſer Freundſchaft an. Damit glaubte Frau von M. die Gefahr einſtweilen beſeitigt zu haben. Sie erfuhr die Genugtuung, daß Robert immer wieder zu ihr zurückkehrte; den Grund wußte ſie freilich nicht, er ſagte ihr nicht, daß er enttäuſcht ſei, daß er ſich unter einer Freundſchaft etwas viel Hinreißenderes gedacht, daß er erſchüttert ſein wollte, wo er bloß beſchäftigt, begeiſtert, wo er bloß verbunden war. Gleichwohl begann Frau von M. zu ſpüren, daß dieſer Menſch ein für allemal zur Enttäu-

ſchung verdammt ſei, denn am Eingang ſeines Lebens ſtand eine Erfüllung und eine Harmonie, die ſich in keiner Form ſeiner künftigen Exiſtenz je wieder finden mochte. Er kehrte zu ihr zurück, das iſt wahr; aber dumpfer, ſchweigſamer als vordem. Er ſah den weiten Riß, der zwiſchen ihm und der Welt klaffte, vermochte er doch kaum mit den Menſchen zu ſprechen; Gewöhnung an Schönheit und Frieden, an Dichterwerke und inneres Schauen ließ ihn die breite, ſatte, lärmende Häßlichkeit des Alltags über jedes Maß zornig empfinden, und wenn er Frauen, wenn er junge Mädchen ſah, deren Blick und Stimme und Antlitz ſein Herz erzittern machte, wenn in den Nächten das Blut aufrauſchte und jugendliche Begierde im Unbewußten wühlte, ſo klammerte ſich ſein Geiſt an die Geſtalt der Mutter, und übertriebene Erwartung und überfeinerte Scheu hielten ihn in zwieträchtiger Schwebe zwiſchen Weltflucht und Weltſucht, zwiſchen Sinnenqual und Herzenspflicht. Es geſchah eines Tages im Vorfrühjahr, daß er in das Haus ſeines Freundes kam, und daß er nur deſſen Schweſter antraf; der Freund ſelbſt, ſeine Eltern, ſogar die Dienſtleute waren in die nahe Stadt gegangen, um einen Karnevalsfeſtzug zu ſehen, und das junge Mädchen war daheim geblieben, weil eine Verletzung am Fuß ihr das Gehen läſtig machte. Sie war ſiebzehn Jahre alt, eher dumpfen Gemüts als aufgeweckt, von vielen entgegenſtrebenden Neigungen berückt und faſt verſtört, eigenwillig und ſeltſam. Robert hatte ihr nie ſonderliche Beachtung geſchenkt, und ſie hatte ihn bloß angeſchaut wie einen, den man erraten will, wartend und mit ſchwankender Meinung. Er wollte ſich ent-

fernen, doch etwas an ihrem Weſen bannte ihn. Sie ſaßen einander gegenüber, ohne zu ſprechen, ſie näherten einander, ohne es zu wollen, als es dämmerte, ſchlugen ihre Pulſe heftig, es war, wie wenn die Natur in ihnen den gewaltigſten Magnetismus entfeſſelt hätte, und ſie waren zuſammengeſchmiedet, ohne einander zu kennen, ohne einander zu lieben, ohne einander etwas zu ſein. Unglücklich, ein Geſchändeter, ein Verzweifelter, entfloh der Jüngling, und nachdem er ſich viele Stunden lang am Strom und in den kahlen Weinbergen herumgetrieben hatte, betrat er ſpät in der Nacht das Zimmer, in welchem ſeine Mutter voll Beunruhigung auf ihn gewartet hatte. Sie lag auf einem Seſſel und ſchlief; ein Buch, in dem ſie geleſen, war ihrer Hand entfallen, ihre noch immer dunklen Haare umrahmten das noch immer ſchöne, äußerſt bleiche Geſicht, verräteriſche Feuchtigkeit ſchimmerte auf den zuckenden Wimpern, und der ſchmale, zarte Körper war wie hineingehaucht in das mitternächtige Halblicht des Raums. So erblickte er ſie. Er ſchauderte. Er ſtarrte ſie an wie einen Engel, der Vergeltung zu üben noch zögert. Er fühlte ſich wertlos werden und ſie über alles Irdiſche erhoben. Ihrem lebendigen, aus dem Schlummer erwachten Auge noch einmal begegnen zu ſollen, war ein Gedanke, den er nicht ertrug. Er kniete nieder und küßte den Saum ihres Kleides; noch kniend riß er ein Blatt aus ſeinem Taſchenbuch und ſchrieb: „Mutter! oder wie darf ich dich nennen! Alle meine Wege waren von deiner Liebe vorgezeichnet, und keinen konnte ich gehen, ohne Reue auf mich zu laden. So wähle ich den, wohin mir dein Gedächtnis verſöhnt folgen wird. Leb wohl". Ich brauche nicht die

Raſerei der Frau zu ſchildern, als ſie an der Leiche ihres Sohnes ſtand. Hier endet die Pflicht des Erzählers."

„Menſchen wie dieſer Robert haben etwas Schattenhaftes", ſagte Borſati ſinnend, „die Konflikte, in denen ſie ſich bewegen, ſind wie aus der Geiſterſphäre. Solche tragiſche Verdünnung des Handelns und Aufnehmens iſt nur in unſerer Zeit möglich. Kinder, die in Furcht geboren und in Furcht erzogen werden, ſind dem Tod von Jugend auf verſchwiſtert. Wir atmen eine unheroiſche Luft, Freunde."

Er erhob ſich und öffnete das Fenſter. Der Regen flutete in lärmenden Strömen herab, auch blitzte es und ferner Donner rollte. Man mußte trotz der vorgerückten Stunde noch verweilen. „Bitte, ſchließ das Fenſter, Rudolf", rief Franziska, „ich bin wirklich nicht heroiſch genug für die Kälte." Hadwiger nahm ſeinen Stuhl, trug ihn durch das Zimmer und ſetzte ſich dicht neben ſie. Da er es mit der ihm eigenen mürriſchen Oſtentation tat, konnte niemand ein Lächeln unterdrücken.

„Ich habe eine Frau gekannt", begann Borſati wieder, „die zwei abgöttiſch geliebte Kinder beſaß. So glücklich ſie auch war, ſo ſehr wurde ſie von der Angſt um das Leben dieſer Kinder gequält. Sie litt am Bazillenwahn und hatte ſich ein vollkommenes Syſtem wiſſenſchaftlichen Aberglaubens zurechtgemacht, worin die Bazillen ungefähr die Rollen der Teufel und Hexen aus früheren Jahrhunderten übernommen hatten. Ihr Mann, ein kräftiger und ſicherer Charakter, wünſchte ihr beſſere Einſichten zu geben, doch ſein

Widerſtand und ſeine Belehrungen blieben fruchtlos, und das Verhängnis wollte es, daß ſie auf eine ſchreckliche Art gegen ihn ins Recht geſetzt wurde. Er bekam eine Halsentzündung, und die Frau verbot ihm, den Kindern zu nahen, was ohne Frage eine verſtändige Maßregel war. Aber der Mann, ſchon eingeſponnen in Hader und Unzufriedenheit, lehnte ſich auf gegen die Geſpenſterfurcht, wie er es ſpottend nannte. Er behauptete, daß ſein Übel durchaus nicht auf ein Kind übertragen werden müſſe, er forderte das Schickſal heraus, ein Verdikt gegen die Frau zu fällen und ohne zu erwägen, daß ſeine Tat auch vor einem höheren Forum nicht für beweiſend gelten konnte, wenn ſie folgenlos blieb, eilte er im Eifer des Wortſtreits an das Bett eines der ſchlafenden Knaben und küßte ihn, ehe die Frau es zu verhindern vermochte. Es kam, wie es kommen muß, wenn die Entſcheidung den tückiſchen Mächten ſtatt den wohlwollenden zufällt. Das Kind wurde angeſteckt und erlag der Krankheit. So eng verkettet werden dem Menſchen Urſache und Wirkung nur gezeigt, nachdem er ihren Zuſammenhang hochmütig geleugnet hat, und beruft er ſich auf die Erfahrung, ſo muß unter Umſtänden auch ein Wunder dazu dienen, ihn von ſeiner Nichtigkeit zu überzeugen."

„Es iſt wie beim Roulette", ſagte Cajetan; „man ſetzt auf Rot, und Schwarz gewinnt."

„Nur kann man den grünen Tiſch fliehen", fügte Lamberg hinzu, „und wenn nicht, ſetzen ſoviel man Luſt hat; hier muß man verweilen, und der Bankhalter diktiert die Einſätze."

Alle ſahen ſtill bewegt vor ſich hin, und es war, als

blickten ſie auf einen gemalten Vorhang, auf dem das Leben und Geſchehen, welches ſie für vergängliche Minuten in Worte gezaubert, zu Bild und Figur geworden war. Franziska ſchien am weiteſten entrückt; auf dem dunklen Schal lagen ihre weißen Hände gekreuzt; ihre Lippen waren ſtreng geſchloſſen, und die Augen, oben unter den Lidern ſchwimmend, ſchauten gleichſam über die Stirn hinaus und zurück, nicht anders als bäume ſie ſich gegen einen körperlichen Schmerz.

Cajetan war der erſte, der zum Aufbruch drängte. Er war ein wenig pedantiſch in bezug auf die Schlafensſtunde.

Der Tempel von Apamea

„Du gefällſt mir nicht, Heinrich," ſagte Franziska am andern Vormittag zu Hadwiger, als dieſer allein in die Villa kam. „Warum ſperrſt du dich ſo zu? Aus Trotz? Oder weißt du nichts zu erzählen? Wenn du ſtumm bleibſt, wirſt du den Spiegel nicht bekommen."

„Ich wußt' es gleich, daß ich ihn nicht bekommen kann", antwortete er.

„Du gibſt dir nach und gefällſt dir als Aſchenbrödel", meinte Franziska.

„Ich bin nicht frei genug", verſicherte Hadwiger, „ich kann die Dinge weder zuſammen- noch auseinander halten, mir ſitzt alles auf der Bruſt, und es gibt keine andre Wahl für mich als zu ſchweigen oder zu beichten."

„Zu beichten? Wie meinſt du das?"

„Wie es geſagt iſt. Ja, ich müßte einmal aufräumen in mir; von Jahren ſprechen, die dahinten liegen, weit dahinten, an die ich aber nicht denken kann, ohne daß mich eine Gänſehaut überläuft."

Franziska blickte ihn mütterlich verſtehend an.

„Verkleiden kann ichs nicht", fuhr er grüblériſch fort, „und ſchlankweg das furchtbar Wahre ſagen? Nein. Es paßt nicht her. Hier iſt alles ſo rund, nur ich bin eckig, alle ſind urban, nur ich bin ſtörriſch. Gegen die Überlegenheit hilft nichts als ſich unterzuordnen, ſonſt wird man ſich und andern unbequem."

„Ich begreife dich", erwiderte Franziska. „Es drückt

einem das Herz ab, und doch macht es reich, davon zu wiſſen, und arm, davon zu reden."

„Wenn einer da wäre, um es für mich zu tun, hätt' ich nichts dagegen, und ich könnte mich wenigſtens aus dem Zimmer ſchleichen."

„Vielleicht zwingt es dich einmal", ſagte Franziska.

„Vielleicht. Oder wenn du reden wollteſt", ſtieß er plötzlich hervor, unfähig, ein glühendes Gefühl länger zu beherrſchen, „du, Franzi, dann wollte ich —" Er brach ab, denn Franziska heftete einen böſen Blick auf ihn, und eine Wolke von Düſterkeit verbreitete ſich über ihre Züge. Sie wollte aufſtehen, doch Hadwiger ſchaute ſie ſo flehend an, daß ſie verblieb, die Arme auf die Kniee und den Kopf in die Hände ſtützte. Um ſie abzulenken, berichtete Hadwiger zaghaft, daß die Freunde, in Sorge über ihre Ermattungszuſtände, davon geſprochen hätten, einen Spezialarzt aus der Stadt kommen zu laſſen. Franziska ſchüttelte unmutig den Kopf; ehe ſie antworten konnte, kam Lamberg mit dem Affen herein. Ihnen folgte Emil, der einen Teller mit Äpfeln trug.

Quäcola hatte ſich ſchon einen Apfel zugeeignet und verſpeiſte ihn mit Behagen. Neckend reichte ihm Hadwiger die offene Hand hin; das Tier guckte ganz nahe darauf, aber da es nichts entdecken konnte, feilte es ärgerlich. Dies erregte Heiterkeit, worüber Quäcolas Ärger wuchs, und er ſpuckte auf die Erde, was er von dem Apfel noch im Maul hatte. Lamberg wurde zornig und beſchimpfte ihn, und während Emil das verdrießliche Geſchäft des Aufräumens verrichtete, ſagte er: „Gnädiger Herr, es kom-

men jetzt im Hauſe viele Sachen abhanden. Der Köchin fehlt eine Gürtelſchnalle, mir ſelbſt fehlen ein Dutzend Emaillknöpfe und ein paar alte Münzen." — „Ach, Sie ſammeln Münzen," erwiderte Lamberg ſcheinbar anerkennend, „Münzen und Emaillknöpfe? und wen haben Sie im Verdacht? — „Man kann da nur ein einziges Individuum im Verdacht haben", ſagte der vornehm ſprechende Diener. „Ich brauche mich ja nicht näher auszudrücken. Sehen Sie, gnädiger Herr, jetzt hat er wieder die Antike zwiſchen den Pfoten. Er hat eine Vorliebe für das Glänzende und verrät ſich ſelber."

In der Tat hatte der Affe den goldenen Spiegel genommen und ſtarrte mit ernſthaft gefalteter Stirn auf die Platte, indem er offenſichtlich Lambergs prüfende Kennermiene nachahmte. Er kniff die Augen zuſammen, ſchob den Kopf zurück, ſtreckte den Bauch vor und ſpitzte das Maul kritiſch und beſitzerſtolz. Nach und nach gelangte die tieriſche Natur wieder zur Macht, er betaſtete argwöhniſch die metallene Schildkröte, — vielleicht erwachten bei deren Anblick Erinnerungen an ſeinen heimiſchen Inſelſtrand, — dann ſtellte er den Spiegel zur Erde, ließ ſich auf alle Viere nieder und mit einer einfältigen, verſchlafenen, komiſch-traurigen Miene ſchien er ſich zu fragen, was mit einem ſolchen Gerät anzufangen ſei und wie man ſich in möglichſt ausgiebiger Art daran ergötzen könne. Als nun Emil bemerkte, daß die Herrſchaften an dem Benehmen des Affen ihr Vergnügen hatten, malte ſich in ſeinem Geſicht neben einem erhabenen Staunen über dieſe unbegreifliche menſchliche Verirrung auch die lebendigſte Eiferſucht, und es war

ihm anzuſehen, daß er ſich in ſeinem höheren Bewußtſein ſchmählich zurückgeſetzt fühlte.

„Quäcola!“ rief Lamberg. Der Affe erhob ſich, blinzelte und hüpfte heran.

„Haſt du geſtohlen, Quäcola?“ fragte Lamberg ſtreng.

Quäcola richtete ſich empor und grinſte freundlich. „Er hat nicht geſtohlen, Emil“, entſchied Lamberg kurz.

„Alſo gilt ein Vieh mehr als ein Menſch?“ erwiderte der Diener gepreßt.

„Ein Vieh kann vielleicht ſtehlen, aber es kann nicht lügen“, ſprach Lamberg ſalomoniſch tief. Er holte den Spiegel, hielt ihn dem Schimpanſen dicht vor die Naſe und ſagte: „Wenn du darnach noch einmal greifſt, mein lieber Quäcola, wirſt du drei Tage in deinen Käfig geſperrt, und Emil ſoll dich durchpeitſchen. Merk dir's.“

Der Affe murmelte vor ſich hin, doch Emil rief beſchwörend: „Er verſteht Sie nicht, gnädiger Herr! er tut nur ſo, ich kann Ihnen die Verſicheruug geben, daß er Sie nicht verſteht.“

„Das macht nichts“, entgegnete Lamberg mild, „dafür verſtehe ich ihn.“ Es war ein Glück, daß der larmoyante Emil das Zimmer verließ, denn Franziska und Hadwiger konnten ihre Lachluſt nicht mehr bezähmen. „Mir iſt immer, als ſei Emil Quäcola eine einzige Perſon,“ ſagte Franziska, „und ich weiß nicht mehr, ob der Diener oder der Affe ſo heißt.“

Es hatte die ganze Nacht hindurch geregnet und es regnete auch jetzt noch. Der Abfluß des Sees war zum Strom geworden, alles Erdreich war gelockert, in allen

Rinnen ſchäumten die Sturzbäche, und die verſpäteten Sommergäſte hatten die Flucht ergriffen. Der Ort war leer. Franziska äußerte ein Bedürfnis nach Blumen, und Lamberg ließ ganze Körbe voll Alpenroſen ins Haus bringen. Den Nachmittag über ruhte ſie, als gegen fünf Uhr Cajetan von der Gräfin Seewald kam, unterhielt er ſie mit allerlei Geſellſchaftsklatſch und fand ſie leidlich munter. „Mir kommt die Welt wie gefroren vor", ſagte ſie; „trotzdem iſt mir nicht kalt. Nur wenn ich allein bin, wird mir kalt."

Sie erkundigte ſich nicht nach dem Fürſten, und Cajetan ſprach nicht von ihm. Nach Tiſch gab Borſati ſeiner Verwunderung über die vielen Alpenroſen Ausdruck und ſagte zu Franziska: „Du haſt wohl durch die Geſchichte des Geronimo Luſt auf Blumen bekommen?"

„Haſt du vergeſſen, daß ich darin den Mexikanern nie etwas nachgegeben habe?" antwortete ſie. „Schade, daß die Alpenroſen ſo wenig riechen. Und doch vertrag ich eigentlich für längere Dauer nur den Geruch von Veilchen. Heute Nacht habe ich im Traum fortwährend Veilchen gerochen."

„Angenehm", murmelte Borſati.

„Wer von euch könnte mit Worten beſchreiben, wie Veilchen riechen?" fuhr das junge Weib fort.

„Nun, — ſüß", ſagte Hadwiger, worauf Franziska unzufrieden den Kopf ſchüttelte.

Lamberg beſann ſich und meinte dann: „Es iſt ein lauer, kühler, erdig-keuſcher Geruch."

„Ja, das trifft ungefähr", rief Franziska.

Borſati, der Hadwigers eiferſüchtige Miene beobachtete,

lachte plötzlich und ſagte: „Mir hat heute Nacht von Hadwiger geträumt. Ich fuhr mit ihm nach Sibirien. Wir verloren uns in der Steppe, auf einmal traf ich ihn wieder, er ſaß in einem Wirtshaus, ich frage ihn, warum er ſo finſter und unglücklich ſei, da antwortet er mit ſeiner mürriſchen Beſtimmtheit: Jeder Menſch hat ſeine drei Haſen. Ich war ſehr betroffen über dieſen Ausſpruch, und während ich nachdenke, ſteht Lamberg vor uns, ſtarrt Hadwiger durchbohrend an und donnert ihm triumphierend zu: Das werden Sie mir beweiſen! Hadwiger zuckt gleichgiltig die Achſeln und erwidert: Es iſt leider ſo. Ich allerdings habe nur einen Haſen. Die andern zwei hat der Zar von Rußland. Bei dieſem Diktum bin ich vor Erſtaunen aufgewacht."

„Gottvoll iſt dieſe Paradoxie der Träume, die doch an irgend einem Punkt eine greifbare Wahrheit hat", ſagte Cajetan, nachdem die allgemeine Heiterkeit ſich gelegt hatte. „Wenn uns ein Menſch, den wir kennen, im Traum erſcheint, iſt es manchmal, wie wenn durch ein Wort oder eine Geſte ſein moraliſches Knochengerüſt entblößt würde. Außer den Träumen dichtet nur noch Shakeſpeare ſo. Die drei Haſen ſind köſtlich; das haben Sie brav gemacht, Heinrich", ſchloß er und klopfte Hadwiger anerkennend auf die Schulter. Dieſer ſchmunzelte verlegen.

„Neulich träumte mir Folgendes", begann Borſati wieder; „ich liege in einem Zimmer über einem gewaltigen Hammerwerk. Ich höre und ſpüre die Hammerſchläge, ich höre und ſpüre ſie wie eine Drohung. Es erſchallen gellende Schreie: zu Hilfe, zu Hilfe. Es wird ein Mädchen

mit zerſchmetterten Gliedern hereingetragen, aber ich kann die Leute nicht gewahren, ich ſehe auch das Mädchen nicht, ich weiß nur, daß ſie tot iſt, und mich durchdringt eine atembeklemmende, ſinnliche Liebe zu der Toten. Da ſcheint es mir, als ob ſie lebendig würde, und zu gleicher Zeit dehnt ſich das Zimmer aus wie ein Ballon, der mit Gas gefüllt wird. Ich will mit dem Mädchen ſprechen, ſtehe auf und ſchließe nacheinander die Türen. Es zeigen ſich mir immer mehr und mehr Türen, und während ich eine zumache, öffnen ſich beſtändig andere von ſelbſt. Vor Ungeduld bin ich dem Weinen nahe, plötzlich hält mich die weibliche Geſtalt mit ihren Händen feſt, und voll Abſcheu erkenne ich einen Jüngling in ihr, der mich mit verderbten Blicken anſtarrt."

„Mir träumte vom Weltuntergang", erzählte Franziska; „der Himmel war voller Feuer, ich war mit einer großen Menſchenmaſſe in einer engen Straße, und alles drängt zu einer herrlichen Bronzetür an einem dunkelbraunen Marmorgebäude. Ich wundere mich, daß die Menſchen mehr neugierig als erſchrocken ſind, ich wundere mich, daß ſie ſo geduldig warten, bis die Bronzetür aufgemacht wird, und indes glühende Steine von oben herunterſtürzen, frage ich: warum geht man denn nicht hinein? Darauf antwortet mir ein eleganter Herr ſehr höflich: ja, es wird erſt um zwölf Uhr geöffnet, und es fehlen noch fünf Minuten."

„Das Gefühl der Verwunderung iſt überhaupt charakteriſtiſch für Träume", ſagte Lamberg. „Verwunderung, Angſt und Ungeduld. Beſonders Ungeduld; Ungeduld iſt Wolluſt."

„Ich ging einmal mit einer Frau, die ich liebte, auf einer von beiden Seiten durch Mauern abgeſchloſſenen Chauſſee", berichtete Cajetan. „Da ſtürmt eine Herde von weißen und braunen Pferden geiſterhaft flüchtig wie Schmetterlinge vorüber. Sie fliehen, daran iſt kein Zweifel, und in einiger Ferne machen ſie auf dem Abhang eines Hügels halt und kehrt. Ich ſage zu der Frau: dieſe Pferde ſind unſere verzauberten Leidenſchaften, ſieh nur, wie traurig ſie herüberſchauen. Plötzlich ſpringt in ungeheuern Sätzen ein Tier auf uns zu, das ich kaum beſchreiben kann, ein Mittelding zwiſchen Reptil und Fleiſcherhund, gelb, feiſt und widerlich boshaft. Im ſelben Augenblick kommen zwei von den Pferden zurück, ein weißes und ein braunes. Sie laufen mit fabelhafter Geſchwindigkeit, beide dicht nebeneinander, und wiehern ſtolz. Sie ſtellen ſich dem Ungeheuer in den Weg und zwingen es in einer herrlich plaſtiſchen Stellung, beide Köpfe gegen den Hals des Scheuſals gepreßt, ſtille zu ſtehen. Wir haben uns in eine Mauerniſche geflüchtet, und ich weiß, daß in der nächſten Minute mein Kopf abgebiſſen ſein wird. Ich überlege, wie ich es anfangen könnte, mich ritterlich zu benehmen, und ich habe die deutliche Empfindung, daß meine Liebe für die Frau zu Ende iſt, weil es ihr ganz ſelbſtverſtändlich ſcheint, daß ich mich für ſie opfere. So heftig wird meine Erbitterung, daß ich darüber erwache."

„Ich ſah im Traum eine Frau", nahm Borſati wieder das Wort, „ſie iſt ſehr ſchön, nur ihre Hände ſind aus Terracotta. Ich frage: warum ſind deine Hände aus Terracotta? Sie antwortet: daran ſind deine Brüder ſchuld. Ich

verſichere ihr, daß ich keine Brüder habe, darauf nennt ſie mich einen meineidigen Verſchwender. Dieſes Wort grämt mich ſo, daß ich plötzlich graue Haare bekomme, denn ich kann mich zugleich von außen ſehen. Sie führt mich auf einen Weg, und wir kommen zu einem Spiegel. Da iſt dein älteſter Bruder, ſagte ſie. Nein, ich bin es ſelbſt, erwidre ich. Sie lacht und wir gehen durch den Spiegel durch, und ich befinde mich in einer Verſammlung zahlreicher Menſchen. Da ſind deine andern Brüder, ſagte die Frau, und ich bemerke, daß alle dieſe Menſchen mir ähnlich ſehen. Ich hatte eine grauenhafte Empfindung von Verlaſſenheit unter ihnen, mir war, als ob ich unſichtbar würde, und als ich erwachte, war meine erſte inſtinktive Handlung, daß ich einen Wandſpiegel herabnahm, um mich zu betrachten."

„Ich träumte einmal eine Landſchaft", erzählte nun auch Georg Vinzenz, „eine purpurrote Landſchaft mit einem meergrünen Himmel darüber, und in der Mitte eine zu unermeßlicher Höhe anſteigende Felſenſtraße, die ſich zwiſchen blauen Eisfeldern verlor. Beim Erwachen konnte ich nicht glauben, daß dies ein Traum geweſen ſei, und mir ſchien, dieſe Landſchaft ſei ein mit meinem Geſchick tief verbundenes Erlebnis. Ich ſuchte die Verknüpfungen, die zeitlich vor dem Traum lagen, und konnte nicht faſſen, daß ich etwas ſo wahr und mit ſo vertrautem Auge Geſehenes erſt ſeit dem Traum kennen ſollte. Ich wurde mir ſelber fremd und mißtraute meiner Wahrnehmung in einer Weiſe, die nah an Wahnſinn grenzt."

„Wie meiſterhaft ſich oft Menſchen im Traum ſelbſt

zeichnen", ſagte Borſati, „davon lieferte mir unlängſt einer meiner Patienten den Beweis. Er iſt ein ſehr beſchränkter, ſehr geiziger und ſehr neugieriger Mann, dies das Thema zu der Traum-Variation. Er erzählte mir, er habe geträumt, daß er ins Theater gegangen ſei, obwohl er ſich nicht leicht hätte entſchließen können, einen Sitz zu kaufen. Er läßt ſich nieder, jedoch eine koloſſal dicke Dame verſperrt ihm den Ausblick. Er geht auf einen andern Platz, da ragt eine Säule vor ihm auf. In den Traumtheatern iſt den Menſchen offenbar eine ungehemmte Bewegungsfreiheit geſtattet, auch müſſen ſie ſo hoch ſein wie die Wolkenkratzer, denn er ſteigt in den vierten, in den fünften, in den ſechſten Stock, aber nirgends laſſen ihn die Menſchen durch. Ha, denkt er, ich will euch zeigen, daß ich mich nicht lumpen laſſe und daß ich auch wer bin, geht an den Schalter und kauft ſich eine Loge, die er freudeſtrahlend betritt, dabei aber immerfort nachdenkt, ob ihn der Billetteur nicht beim Geldwechſeln übervorteilt habe. In dem Augenblick jedoch, wo er ſich endlich dem Genuß des Schauſpiels hingeben will, fällt der Vorhang und das Stück iſt aus. Entzückend war in ſeiner Schilderung der Ärger, den ihm die vergebliche Geldausgabe im Traum verurſacht hatte. Ich bin überzeugt, er hat ſich noch im Wachen geärgert. Auch hat es einen eigenen Tiefſinn, daß er trotz ſeiner Neugier das Stück nicht zu ſehen bekam."

„Es gibt wirkliche Erlebniſſe, die faſt wie Träume ſind", ließ ſich Cajetan vernehmen. „Vor ein paar Jahren hatte ich einen Winter hindurch ungewöhnlich viel unter Men-

ſchen verkehrt, und Beziehungen allerlei Art wuchſen mir über den Kopf. Ich war müde des Redens und begab mich am Anfang des Sommers ins Hochgebirge. Der Ort war ziemlich entlegen, aber ich traf doch Bekannte, und da ich ſchon erregt wurde, wenn ich aus einem Nebenzimmer oder auf einem Spazierweg die Stimmen von Menſchen vernahm, entſchloß ich mich, mit dem Rucksack ein paar Tage lang auf die Berge zu wandern. In einer Mondnacht brach ich auf und marſchierte ſtundenlang wie in Schlafesruhe. Als der Oſten ſich lichtete, ſah ich den Gipfel vor mir, aber das Herz ſtockte mir vor Enttäuſchung, als ich von weitem eine Schar von Leuten erblickte, die wie Schattenriſſe gegen den geröteten Himmel geſtellt waren und ſich eifrig zu unterhalten ſchienen. In der erſehnten Einſamkeit wieder das unvermeidliche Geſchwätz hören zu ſollen, kränkte mich bitter, und da ich vom Pfad nicht abweichen konnte, ſchickte ich mich an, raſch vorüberzueilen. Ich kam näher, gewahrte ihre lebhaften Geſten, hörte aber keinen Laut. Sie bewegten die Arme, ihre Mienen waren beredt, ihre Augen glänzten, und alles war totenſtill. Mir gruſelte, als ich unter ſie trat, und ich hatte das Gefühl, als ob mein Zorn, mein Haß ſie der Zunge beraubt hätte. Es war eine Geſellſchaft von Taubſtummen."

„Das hat allerdings etwas Traumhaftes", beſtätigte Lamberg, „aber vieles, was mit uns geſchieht, und das meiſte von dem, was in der Welt geſchieht, hat, für mich wenigſtens, denſelben Charakter. Je bildhafter und ſinnlich wahrer mir Dinge oder Menſchen werden, die außerhalb meiner Erfahrung ſtehen, je mehr nähern ſie ſich zugleich

dem Traum. Ich kannte eine Frau, die ſo ſelbſtverſtändlich von ihren Träumen ſprach wie wir von unſern Eindrücken bei einem Spaziergang oder in einem Muſeum ſprechen. Man braucht ſich niemals eines Traumes zu erinnern, und man iſt doch voll von Träumen, ja, was man Seele nennt, iſt vielleicht nur das Spiel der Träume in uns, und ein Menſch iſt um ſo ſeelenvoller, je dünner die Wand iſt, die ihn von ſeinen Träumen ſcheidet. Geſtalt und Farbe und Handlung der Träume ſind dabei von geringem Belang. Der tiefſte und mächtigſte Traum mag nur ein Chaos ſein, eine ſchwarze, ſchwere Flut, die durch die Unterwelten unſerer Bewußtloſigkeit zieht."

„Schön geſagt, und ich verkenne nicht die Wahrheit dieſer Bemerkung", verſetzte Cajetan. „Auch was Sie von dem Traumhaften der Weltbegebenheiten andeuten, ſcheint mir richtig. Ich entſinne mich der Erzählung eines engliſchen Diplomaten, wie die Kaiſerin von China und ihr Sohn nach dem letzten Aufſtand, der die Dynaſtie erſchüttert und das Land in unheilvolle Parteiungen zerriſſen hatte, einander gegenüber traten, um ſich zu verſöhnen. Möglich, daß er es gar nicht ſo geſchildert hat, wie ich es dann ſah und jetzt noch ſehe, aber das Bild hat ſich mir mit einer wunderſamen Unverlöſchlichkeit eingeprägt, und wenn ich daran denke, tue ich es wie an einen unverlöſchlichen Traum. Sie gehen durch verſchiedene Türen in ein Zimmer des Palaſtes; die Mutter wie auch der Sohn, beide haben an dieſem Morgen unwiſſend ein tödliches Gift zu ſich genommen, das in den Tee gemiſcht worden war; die Mutter hat den Sohn, der Sohn hat die

Mutter vergiften laſſen, ein jedes auf Drängen und Anſtiften der Höflinge, von denen ſie umgeben ſind, weil die Zwietracht eine Gefahr für Monarchie und Staatsform zu werden drohte. So ſehen ſie ſich denn, und der junge Kaiſer wie die alte Kaiſerin ſind von Ehrfurcht gegeneinander erfüllt. Sie ſind ermattet vom Kampf um die Herrſchaft, und es iſt, als habe es nur des Aug' in Augſchauens bedurft, um eine langverhaltene, vielleicht nie zuvor geäußerte menſchliche Regung in ihnen zu wecken und das Andenken an Feindſchaft, an Ehrgeiz, an Neid und an Verleumdungen zu erſticken. Sie ſprechen nicht, ſie blicken wie über einen Abgrund, der ſich langſam ſchließt, zu einander hinüber, ſie fühlen ſich dem Lärm in eine Stille entronnen, die ihr Blut entzündet, und nur noch ſchüchtern glimmt die Furcht in den ſehnſüchtigen Mienen, denn ein Herrſcher von China iſt das einſamſte Weſen auf der Welt. Und nun bückt ſich der junge Kaiſer zum Kotau, bückt ſich zur Erde und kann ſich nicht mehr erheben, ſo plötzlich und mit ſolcher Gewalt beginnt das Gift zu wirken. Die Kaiſerin-Mutter kniet neben ihm nieder, auch ſie wird von der körperlichen Qual ergriffen. Sie umarmt ihren Sohn, ſie bricht in Tränen aus, er umſchlingt ſie gleichfalls weinend, und ſie liegen Arm in Arm, bis ſie beide ſterben."

„Unbedingt eine Szene von großer Art und wie aus einer Mythe", bemerkte Borſati; „ich bin ſicher, hier war ſchon ein ſtärkerer Genius an der Arbeit als die Wirklichkeit einer iſt."

„Als ob die Wirklichkeit nicht alle Erfindungen überträfe!" rief Franziska.

„Das wohl, aber ſie kann nicht dargeſtellt werden, ſie iſt kaum faßbar, und indem man ihr Sinn und Bedeutung unterſchiebt, wird ſie ſchon Geſchichte oder Gedicht."

Franziska, die eine Wendung des Geſprächs ins theoretiſch Nüchterne fürchtete, wollte wiſſen, ob nicht die rätſelhaften Fälle von Doppelexiſtenz eines Menſchen auf den Einfluß der Träume zurückzuführen ſei. „Ich hatte eine Kollegin," erzählte ſie, „ein junges Ding noch und keineswegs extravagant. Sie lebte bei ihren Eltern, aber in jedem Monat war ſie drei bis vier Tage lang ſpurlos verſchwunden. Alle Nachforſchungen wußte ſie mit einer Geſchicklichkeit zu vereiteln, die man ihr kaum zutrauen wollte, und Fragen an ſie zu richten war gefährlich, denn ſie verſank dann in eine Lethargie, aus der ſie ſtundenlang nicht zu befreien war. Endlich ſtellte ſich heraus, daß ſie an den geheimnisvollen Meluſinentagen in einem Elendsviertel der Stadt verſchwand; dort ging ſie zu einer Herbergsmutter, legte zerriſſene und ſchmutzige Kleider an, nahm einen kranken Säugling auf den Arm und poſtierte ſich als Bettlerin vor eine Kirchentüre. Wenn ſie am Abend nicht genug Geld in die Herberge brachte, wurde ſie von einem rohen Kerl geſchlagen, und nachdem ſie mehrere Tage und Nächte in ſolcher Weiſe gelebt hatte, erwachte ſie aus ihrem dunklen Zuſtand, vergaß ihn vollſtändig und kehrte in ihre Häuslichkeit zurück."

„Das erinnert mich an die nicht ſo tragiſch zugeſpitzte, aber recht merkwürdige Geſchichte des alten Sinzenheim", ſagte Lamberg. „Dieſer Sinzenheim war Kaufmann geweſen

und hatte bei vorgerückten Jahren ſein Geſchäft einem Neffen überlaſſen. Die Rente, die er bezog, geſtattete ihm, mit Anſtand zu leben. Er hatte immer noble Paſſionen gehabt, doch nur in der Stille, jetzt ging er daran, ſeine Wünſche zu verwirklichen. Er kleidete ſich wie ein Kavalier, und ſeine hagere, nicht unanſehnliche Geſtalt wie auch eine gewiſſe hochmütige Gleichgültigkeit, die er eingeübt, waren ihm behilflich, einen Kavalier vorzuſtellen. Einige ariſtokratiſche Bekanntſchaften waren bald gemacht, und der Umſtand, daß er Jude war und in ſeinem Judentum ein Hindernis auf dem Weg zur großen Geſellſchaft fand, wurde durch eine bigotte alte Gräfin beſeitigt, die ihn zur chriſtlichen Religion bekehrte und Freudentränen vergoß, wenn ſie ihn jeden Sonntag in der Kirche ſah. Bald zeigte ſich ein großes Übel; ſeine bürgerlichen Verhältniſſe erlaubten ihm nicht, in dem eroberten Bezirk dauernd ſo zu leben, wie man um des Reſpekts willen dort leben muß, wenn man bloß ein Eindringling iſt. Da er ein guter Rechner war, und eine tiefgewurzelte Abneigung gegen finanzielle Mißwirtſchaft hegte, ſo beſchloß er, ſeine Exiſtenz in zwei Teile zu teilen. In den erſten ſechs Monaten des Jahres hauſte er in einer Manſarde am äußerſten Rand der Vorſtadt. Er kochte ſein Frühſtück ſelbſt, briet ſich mittags ein paar Äpfel und ging nur des Abends aus, um in einer elenden Kneipe warm zu eſſen. Um unkenntlich zu ſein, ließ er ſich den Bart wachſen, ſein Anzug war ſchäbig, ſein Gang ſchlotterig, ſein Weſen voll Beſcheidenheit. Was ihn aufrecht erhielt, beſchäftigte und zerſtreute, war die Erwartung der Zeit des Glanzes, das Ausſpinnen luxuriöſer

Pläne, die Sehnſucht nach ſeinem ariſtokratiſchen Ich. Genau am erſten Juli begann die Wiedergeburt. Er raſierte ſich, ſchob zwei Reiſekoffer aus dem Winkel, kleidete ſich in heiterer Laune um, fuhr im Wagen vor das elegante Hotel, wo er als Grandſeigneur zu wohnen pflegte, tauchte plötzlich wieder auf den Rennplätzen und im Theater auf, reiſte in teure und vornehme Badeorte und erzählte allen, die es hören wollten, von Erlebniſſen in Biarritz, an der Riviera und in Ägypten, wo er während jener ſechs Monate geweſen zu ſein vorgab. Die Manſarde vertrug viel Geographie, von Madrid angefangen bis nach London und Petersburg, und das Studium verläßlicher Handbücher war belehrender als Wirklichkeit und Augenſchein. So trieb er es eine lange Reihe von Jahren, bis er ſich eines Tages während der Bettlerperiode ernſtlich krank fühlte. Ein großer Schreck erfaßte ihn, daß er inmitten der künſtlichen Armſeligkeit ſterben könne. Er bot ſeine ganze Willenskraft auf, nahm noch einmal die Verwandlung vor, begab ſich in ſein Hotel, mietete einen Diener und eine Pflegerin und ſchickte nach allen Richtungen der Windroſe Einladungen, damit ſeine vermeintlichen Freunde ihn beſuchen ſollten. Es kam aber niemand außer dem Arzt, den er bezahlte, und einem ruinierten Lebemann, deſſen ehrwürdiges Wappen er durch kleine Geldbeträge hin und wieder aufgeputzt hatte. Die alte Gräfin, die für ſein Seelenheil beſorgt war, erſchien erſt kurz vor ſeinem Tod. Sie brachte ihr Enkelkind mit, einen vierzehnjährigen, verſchmitzt ausſehenden Knaben, der eben die Kommunion erhalten hatte, und den ſie infolgedeſſen für ſo ſündenrein hielt, daß ſie

ſich von ſeinem Gebet eine erlöſende Wirkung auf den ehemaligen Juden verſprach."

„Kein übler Narr", ſagte Borſati, „und kein unwahrſcheinlicher. Ich kannte einen Baron Rämling, einen achtzigjährigen Greis, aus herabgekommenem Geſchlecht, der in den dürftigſten Verhältniſſen lebte. Sein wertvollſter Beſitz war eine Lakaienlivree, die er viele Jahre hindurch wie eine Reliquie aufbewahrte und zu Anfang jedes Herbſtes und Ende jedes Frühjahrs einmal anzog, um in den Häuſern vornehmer Familien, als ſein eigener Diener maskiert, ſeine Namenskarte abzugeben."

Man ſprach noch über ähnliche Marotten, und Cajetan erzählte eine Epiſode aus dem Leben der verwitweten Gräfin Siraly, Schloßherrin von Tarjan. „Die Gräfin war eine ſehr ſittenſtrenge Dame, und alle weiblichen Dienſtboten mußten ihr einen Eid leiſten, daß ſie keine Liebesverhältniſſe eingehen würden. So nachſichtig und mütterlich ſie diejenigen behandelte, die ſich ihren tugendhaften Forderungen fügten, ſo erbarmungslos verfuhr ſie mit den Wortbrüchigen, und einmal ſperrte ſie ein junges Geſchöpf, das ſich vergeſſen hatte, drei Wochen lang in ein unterirdiſches Verließ. Das geſchah nicht etwa vor hundert Jahren, ſondern vor einem oder zwei. Einſt beſchloß ſie, ihren Mädchen eine Freude zu machen, mit ihnen in die Hauptſtadt zu reiſen und ſie ins Theater zu führen. Sie kamen eines Sonntags in die Stadt, und die imponierend und entſchloſſen ausſehende Gräfin marſchierte zum Erſtaunen der Bevölkerung an der Spitze eines Dutzends hübſcher, feſtlich gekleideter junger Frauenzimmer durch die Straßen. Wie

eine Henne auf die Küchlein, achtete ſie ſorgſam darauf, daß alle hübſch beiſammen blieben und keine einen Schritt vom Wege tat. In dem Garten eines Reſtaurants nahmen ſie ihr Mittagsmahl ein, und die Gräfin war fortwährend beſchäftigt, das zudringliche Gaffen junger und alter Herren durch eine Kanonade von gebieteriſchen und niederſchmetternden Blicken zu erwidern. Wahrſcheinlich erweckte ſie dadurch doppelten Argwohn; plötzlich trat ein polizeilicher Funktionär an den Tiſch und fragte, was die Dame mit den Mädchen vorhabe. Die Gräfin wurde grob, weigerte ſich, ihren Namen anzugeben, der Funktionär zeigte ſich in der Hoheit ſeines Amtes, die wütende Gräfin mußte dem Ordnungsmann auf die Wachtſtube folgen, und ſämtliche Dienerinnen wie auch ein Haufen Volks zogen hinterdrein. Die Gräfin befahl ihren Mädchen, ſie zu erwarten, aber es dauerte geraume Zeit, bis der höhere Beamte erſchien, dem die Angelegenheit übergeben worden war. Dieſer erklärte der Gräfin kalt, daß ſie im Verdacht ſtehe, Mädchenhandel zu treiben. Ich bin die Gräfin Siraly! ſchrie die zornige Frau. Der Beamte zuckte die Achſeln und meinte, das ſei erſt zu beweiſen. Beweiſen? brüllte die Gräfin, deren Feudalbewußtſein ſich bäumte, ich werde dir die Zähne in den Hals treten, du biſſiger Spitzbube, iſt das Beweis genug? Nein, Madame, war die Antwort. Endlich mäßigte ſie ihren Grimm ſoweit, daß ſie einen Vetter herbeiholen ließ, der ein hoher Offizier war und ihre Identität glaubhaft bezeugte, worauf man die Racheſchnaubende unter vielen devoten Entſchuldigungen entließ; ſie führte auch nachher eine Reihe von Prozeſſen, konnte

jedoch nichts ausrichten. Zunächſt wollte ſie ſich ihrer Schutzbefohlenen verſichern, aber denen war die Zeit lang geworden, die ganze Geſellſchaft hatte das Weite geſucht und in der Meinung, die Frau Gräfin werde die Nacht über in Gefangenſchaft bleiben müſſen, in ein Tanzlokal begeben, um ihrer ſündhaften Jugendluſt zu fröhnen. Dabei hatte es nicht ſein Bewenden, es war Frühling, die klöſterlichen Rückſichten hielten fern vom Auge der Herrin nicht Stand, und das Unheil nahm ſeinen Lauf. Die Gräfin, nachdem ſie bis zum Abend vergebliche Nachforſchungen angeſtellt, fuhr in finſterer Laune auf das Schloß zurück, und andern Tags kamen auch die zerknirſchten Flüchtlinge mit mehr Ausreden und Lügen als Gewiſſensbiſſen nach Hauſe. Sie waren alle recht bleich und müde, von dem ungewohnten Pflaſter in der Stadt, wie ſie ſagten; und einige blieben auch bleich und müde, obwohl ihr körperlicher Umfang in einer auffallenden Weiſe zunahm, bis nach neun Monaten, oder auch etwas darüber, Schloß Tarjan um vier oder um fünf oder vielleicht auch um mehr Inſaſſen, ich weiß es nicht genau, bereichert wurde. Die Gräfin erlitt eine Gemütsſtörung und mußte ſich zur Heilung ihrer Nerven in ein Seebad begeben."

„Ich habe dieſe Wendung erwartet und bin deshalb ein wenig enttäuſcht", ſagte Lamberg. „Die Wirklichkeit bleibt gewöhnlich um eine Pointe zurück, oder ſie iſt uns um eine voraus. Stimmt die Gleichung, ſo iſt das in mathematiſcher Hinſicht erfreulich, in bezug auf Lebensdinge macht es ſtutzig."

„Ich kann Ihnen nicht helfen, Georg, die Sache hat ſich

ſo zugetragen", antwortete Cajetan. „Sie würden manchmal gut daran tun, die Spitze nicht zu überſpitzen und das Stumpfe ſtumpf zu laſſen", fügte er etwas ärgerlich hinzu.

„Alſo wünſchen Sie meinen Tod?" fragte Lamberg mit entwaffnender Heiterkeit.

„Georg will uns beſchämen", fiel Franziska ein, „er ſtrahlt von Geringſchätzung des Alltäglichen. Er kehrt zu den Träumen zurück."

„Er wird uns die höhere Wahrheit von Wunder und Magie verkünden", ſagte Cajetan verſöhnt und zugleich herausfordernd. „Er liebt es, ferne Zeiten aufzuſuchen, und ich nehme mir die Freiheit, ihn mit einem Fechtmeiſter zu vergleichen, dem zwiſchen vier Wänden zu eng wird für ſeine Kunſt. Stimmt die Gleichung?"

„Alſo ein Wunder, Georg, erzähl' uns von einem Wunder!" rief Franziska.

Lamberg lachte. „Das nenn' ich einen Übermütigen aufs Glatteis führen", entgegnete er. „Ihr habt den Faden abgeſchnitten, und ich ſoll die Enden wieder verknoten, damit ihr mich dran ziehen könnt, wohin ihr wollt. Wie iſt es möglich, euch zufrieden zu ſtellen, da ihr Anſprüche erhebt? Ein Wunder? Gut, es ſei, ich will von einem Wunder erzählen."

Unter der Regierung der Söhne Conſtantins wurde allenthalben im römiſchen Reich, namentlich aber in Syrien und Kleinaſien, das Heidentum nach Kräften ausgerottet. Es lebte damals in der Stadt Epiphaneia ein Jüngling mit Namen Chariton. Er ſtand allein in der Welt; ſein

Vater, ſeine Mutter und ſeine drei Brüder waren in einem blutigen Gemetzel von den Chriſten erſchlagen worden. Er war noch ein Knabe geweſen, als ſich dies ereignet hatte; ein nazareniſcher Prieſter hatte ihn gerettet und mit der heiligen Taufe verſehen. Als er heranwuchs, neigte ſich ſein Herz mehr und mehr den Göttern ſeiner Vorfahren zu, und während er die Regeln des aufgedrungenen Glaubens dem Scheine nach befolgte, war er im Geheimen von Schmerz erfüllt über die Schändung und Zerſtörung der Tempel. Nicht als Haß konnte man bezeichnen, was er gegen die Religion des Heilands empfand, nicht als Frömmigkeit, was ihn trieb, unabläſſig im Lande herumzuwandern und die alten geweihten Stätten aufzuſuchen; er war kein Held, kein Krieger, er hatte nichts von einem Fanatiker, nichts von einem Prediger, er war ein einfacher Menſch, ſchön allerdings wie ein Apoll, aber das Beſondere an ihm war, daß ſeine Seele gleichſam im innerſten Kern der Natur wohnte. Der Wind ſprach zu ihm mit Stimmen; das Waſſer war ein Weſen, der Baum ein fühlendes Geſchöpf, die Nacht hatte ein Geſicht für ihn, und was ſeit tauſenden von Jahren die Phantaſie der Ahnen, die Träume der Hirten und Dichter an genienhaften Geſtalten erzeugt, das war für ihn wirklich, das lebte in Buſch und Fels, in den Blumen und in den Wolken. Sein liebſter Aufenthalt war der Zypreſſenhain, in welchem der Tempel von Apamea lag; tauſende von Adern des reinſten Waſſers, die von jedem Berg niederrieſelten, bewahrten das Grün der Erde und die Friſche der Luft, und ein Strom von Prophezeiung, an Ruhm und Untrüglichkeit mit dem del-

phiſchen Orakel wetteifernd, entſprang der kaſtaliſchen Quelle der Daphne. Der Tempel, obwohl längſt verlaſſen und beraubt, war eines der herrlichſten Gebilde des götterfrohen Griechenvolkes, zart trotz ſeiner Größe, von zauberiſcher Harmonie der Formen und ſeltſam gelenkig, ja anſcheinend belebt, dank jener erlauchten Imagination und Schöpferkraft, die eine Steinmaſſe in einen Organismus zu verwandeln wußte. Eines Tages nun zog eine Horde von mehr als fünfhundert Mönchen von Antiochia heran, in Vernichtungswut verſetzt durch ihren Anführer, der ſich Bruder Simeon nannte, und der ſie in einer ekſtatiſchen Rede aufgefordert hatte, den altberühmten Tempel von Apamea der Erde gleich zu machen. Es waren Zönobiten und Anachoreten, jene frommen und raſenden Schwärmer, deren Ehrgeiz es war, den Menſchenleib in den Zuſtand des Tieres herabzuwürdigen, deren Glieder unter martervollen Gewichten von Kreuzen und Ketten abſtarben, und deren Sinne betäubt waren durch Wahnbilder, denn ſie glaubten die Luft von unſichtbaren Feinden, von verzweifelten Dämonen bevölkert. Scheu blickten ſie an den ſchimmernden Marmorſäulen empor, um deren Kapitäle kleine Vögel in lautloſer Ängſtlichkeit ſchwirrten. Architrav und Fries waren einer rieſigen Stirn ähnlich, über die ein Schatten olympiſchen Unmuts zu ſchweben ſchien; die Rinnen zwiſchen den Metopen ſahen aus wie Zornfalten, und eine von der Abenddämmerung umfloſſene Statue im Portikus ſchaute verächtlich nieder auf den Haufen verhungerter, bleicher, hohläugiger, halbnackter Männer. Dieſe legten nach kurzer Beratung Feuer in die Cella; das Dachgebälk und alles was den

Flammen ſonſt Nahrung bot, verbrannte während der Nacht, und am Morgen war der Marmor der Säulen und Kranzleiſten an vielen Stellen geſchwärzt, aber der ganze Bau ſtand noch in gleicher triumphierender Wucht. Die Mönche zerhieben und zerſchmetterten alles, was ſie noch an Statuen, Opfergeräten und beweglichem Zierat fanden, dann fällten ſie die Zypreſſen und benutzten ſie als Prellbäume, um die vierundſechzig Säulen zu ſtürzen. Es war umſonſt; keine der Säulen zitterte auch nur unter ihren leidenſchaftlichen Bemühungen, vergeblich waren ihre Bannflüche, ihre Gebete, das Schlagen mit den Äxten, — es war, als ob Ratten eine Feſtungsmauer niederwerfen wollten. In der Nacht kam Chariton mit ſeiner Flöte vom Geſtade des Meeres her. Er hatte in einem Dorf den Fiſchern geſagt, ſie ſollten in dieſer Nacht zu Hauſe bleiben, denn es drohe ihnen der ſichere Untergang, wenn ſie in ihren Booten aufs Meer führen. Die Fiſcher hatten ihn zuerſt verhöhnt, aber die prophetiſche Glut ſeiner Rede bewog ſie ſchließlich, ſeiner Warnung Gehör zu ſchenken. Schon aus weiter Ferne vernahm er das Geſchrei der Mönche und den Lärm ihrer Werkzeuge. Seit vielen Tagen war ſeine Seele von Bangigkeit beladen, der Schlaf hatte ihn geflohen, er ſpürte, daß ſich im Schoß der Erde geheimnisvolle Kräfte ſammelten, aber jetzt, während er dahinging, ſchien es ihm, als ob er dieſe Kräfte zwingen könne, als harrten ſie nur ſeines Willens und ſeines Wortes. Dieſes Bewußtſein rief eine ſtumme Verzückung in ihm hervor, und er war von dem Glauben durchdrungen, daß ihn die Götter mit der überirdiſchen Fähigkeit ausgeſtattet, um dem Zuſtand einer Welt ein

Ende zu machen, die ſich nur noch im Leiden gefiel. Wie Prometheus einſt das Feuer zu den Menſchen getragen hat, ſo will ich es wieder zu euch zurückbringen, ihr Götter, betete er, und ſein ganzer Körper zuckte unter dem Einfluß der dumpfempfundenen Gewalten, von denen der Raum zwiſchen Himmel und Erde erfüllt war. Doch regte ſich kein Blatt, kein Gras, keine Wolke, ſelbſt die Mönche waren ſtill geworden, als er ſich genaht und kauerten unheimlich um den Tempel. Chariton trat lautlos unter die Säulen; es war ihm bekannt, daß eine unter ihnen hohl war, auch der Zugang war ihm vertraut; er hob eine Platte und verſchwand unter dem Boden, dann ſtieg er eine Treppe im Innern der Säule empor, bis er zu einer Öffnung gelangte, die von außen nicht ſichtbar war, und die als Schallloch diente. Nun fing er an, ſeine Flöte zu blaſen; die Mönche, von denen viele bereits ſchliefen, erhoben ſich und folgten den Tönen, die lockend und traurig waren. Es war ihnen unerklärlich, woher die Muſik kam, nicht einmal über die Richtung vermochten ſie einig zu werden, immer mehr ſtrömten herzu, ſie bekreuzten ſich, viele weinten und ſanken auf die Kniee, und plötzlich wurde die Dunkelheit zur tiefſten Finſternis, das Firmament ſchien zu berſten, die Säulen ſchwankten, ein furchtbarer Schrei brach aus hunderten von Kehlen, Quader um Quader löſte ſich, die Blöcke polterten krachend herab, und ein Steinmeer begrub ſie alle, die gekommen waren, um für den Gekreuzigten gegen einen Tempel zu ſtreiten. Jahrzehnte-, jahrhundertelang betrat kein menſchlicher Fuß dieſe Trümmerſtätte, auch meilenweit im Umkreis war das Land wie verzaubert. Die Wanderer,

die in der Nacht vorüberzogen, hörten Flötentöne aus den Ruinen dringen, eine ſanfte, melodiſche Klage, bei der ſie ſchauderten, und die nur die Tiere mit rätſelhafter Gewalt anzog, den Wolf, den Schakal, die Antilope und die wilde Katze. Und über den gebrochenen Säulen entſtand ein üppig wucherndes Pflanzenleben, dergleichen man nie zuvor und an keinem andern Ort gefunden, und zu jeder Zeit des Jahres blühten die Roſen in ſolcher Fülle, daß von dem Marmor nichts mehr zu ſehen war und die Hand, die ihn hätte entblößen wollen, von den Dornen zerfleiſcht worden wäre.

„Ein ſchönes Märchen", ſagte Cajetan, „aber am ſchönſten ſind die Roſen, die ſchließlich alles überdecken. Die Geſchichte iſt übrigens dem Geiſt einer andern Welt nicht fremd, in der ein Heerführer der Sonne gebieten konnte, ſtill zu ſtehn."

„Und dem Mond im Tale Askalon", fügte Lamberg hinzu.

„Mir bedeuten dieſe Wunder nichts," ließ ſich Borſati vernehmen, „ſie kommen mir grobſchlächtig und ausgerechnet vor gegen die Wunder der täglichen Erfahrung. Das Natürliche bleibt immer das größte Wunder. Ein Forſchungsreiſender berichtet, daß er in Auſtralien von den Ameiſen ſehr beläſtigt wurde, die ſeine wertvollen Präparate zu zerſtören drohten. Um ſich ihrer zu entledigen, wußte er ſich nicht anders zu helfen, als daß er auf den Ameiſenhaufen, der ſich unfern vom Lager befand, einen Brocken Zyankali warf, und er war überzeugt, daß die Tiere dadurch

alleſamt zugrunde gehn würden. Am andern Morgen hielt er Nachſchau, und was war geſchehen? Das giftige Mineral, das für die Ameiſen ungefähr dieſelbe Größe hatte wie der griechiſche Tempel für die Mönche, lag acht oder zehn Meter weit von dem Bau entfernt, und dazwiſchen war das Erdreich beſät mit hunderttauſenden von Leichen der Inſekten. Sie hatten immer die toten Körper als Bollwerke benutzt, um den Stein weiter zu ſchieben, und unzählbare Individuen hatten ſich geopfert, um den Staat zu retten. Dies, ſcheint mir, iſt ein unfaßbares Wunder."

„Laßt uns nicht pedantiſch an den Worten kleben", antwortete Caſetan. „Ohne Wunder und Verwunderung entſteht kein tieferes Leben der Seele. Nennt ihr die Erfahrung, ſo nenn' ich die Halluzination und das Leben in Bildern, die wie aus einer früheren Exiſtenz aufſteigen. Ich komme in einer Vorfrühlingsnacht nach Hauſe, und die Taſtatur eines offenen Klaviers grinſt mir entgegen wie die Zähne eines großen ſchwarzen Totenſchädels. Ich bin traurig, weil die Luft ſo lau und ahnungsvoll iſt, und weil ich unnütze Stunden in langweiliger Geſellſchaft verbracht habe. Da ſehe ich plötzlich, ich ſeh es vor mir, wie der Ritter Kunz von der Roſen in der Finſternis über das Waſſer des Burggrabens von Brügge ſchwimmt und wie er von vierzig Schwänen zur Umkehr gezwungen wird. Dies erregt mich nachhaltig und bis zur Trunkenheit, und ich verſtehe auf einmal die Dichter, ich verſtehe das geiſterhaft Fremde und zugleich mir Zugehörige des Gedichts und der Viſion. Ich glaube, ſolche Stunden kennt jeder

von euch, in denen man ſich auflöſen möchte in allem was geſchieht und das Bewußtſein über die Grenzen ſchwillt, die ihm die Natur geſetzt hat."

Borſati hatte ſich erhoben und ging ſinnend auf und ab. „Ihre Worte erinnern mich an eine ſeltſame Geſchichte, die ich erzählen will", ſagte er ſtehenbleibend; „es iſt darin von Dichtern die Rede und was ſie ans Leben bindet und vom Leben trennt; ſie zeigt auch, wie gewiſſe Wünſche, die wir hegen, vom Schickſal in gar zu freigebiger Weiſe erfüllt werden können, und daß es in unſerer ſozialen Welt Verkettungen gibt, die erſt Wirklichkeit gewinnen mußten, um wahrſcheinlich zu ſein. Wie ihr vielleicht wißt, ſtammen meine Eltern aus Franken. Mein Vater hatte einſtmals Luſt, das Land wieder zu ſehen und nahm mich auf die Reiſe mit; ich war noch ein ganz junger Menſch. Eines Tages, als wir von Würzburg aus am Main hinaufſuhren, kamen wir zur Plaſſenburg; ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit, daß einer unſerer Vorfahren in der markgräflichen Zeit Archivar auf der Plaſſenburg geweſen war. Erſt als das Gebiet an Bayern fiel, wurde die Veſte in das berüchtigte Sträflingshaus umgewandelt. Am andern Morgen beſichtigten wir die Burg, und da erzählte mir mein Vater die Geſchichte, die ich wiederzugeben verſuchen will."

„Einen Augenblick Geduld," rief Lamberg, „ehe Sie beginnen, ſoll Emil Feuer machen; Franziska friert."

Während Emil die Scheite in den Ofen legte, wußte er zu melden, daß ſich die Bauern am Fluß in großer Angſt vor einem Wehrbruch befänden. Der See ſtehe gefährlich

hoch, und wenn es noch einen Tag weiter regne, ſei das Schlimmſte zu fürchten. Am Abhang bei der Mühle ſei ſchon ein ganzes Haus herabgeſtürzt und von den Fluten der Traün fortgetragen worden.

Es wurden einige Erfriſchungen gereicht, dann fing Borſati ſeine Erzählung an.

Die Gefangenen auf der Plaſſenburg

Noch heute bietet die Plaſſenburg mit ihren zyklopiſchen Mauern, ſchönen Toren, mächtigen Türmen, zierlichen Erkern und Rundbögen einen ſtolzen Anblick. Es hauſten in ihr die Grafen von Andechs, die Herzoge von Meran und das berühmte Geſchlecht derer von Orlamünde; hier ſpann Markgraf Johann, der Alchimiſt, ſeine goldſucheriſchen Träume, verübte Friedrich der Unſinnige ſeine Greuel, verſammelte der wilde Albrecht Alkibiades ſeine Söldnerſcharen, hielt ſich die Sachſenkönigin Eberhardine auf der Flucht vor dem ſchwediſchen Karl verſteckt, und von den Huſſiten- und Bauernkriegen bis zur Leipziger Völkerſchlacht hatten kaiſerliche, nordiſche, preußiſche und franzöſiſche Generale ihr Quartier in den fürſtlichen Gemächern. Und plötzlich, nach all den Grafen und Baronen und Feldherren mit Dienertroß, Kutſchen, Pferden und Jagdhunden, nach den prächtigen Gewändern, Puderperücken und goldenen Degen, zogen ganz andere Leute ein, verzweifelte Leute, entehrte Leute, enterbte Leute, arme Teufel, die zwiſchen den Kiefern des Schickſals zermalmt worden waren, Verführte, Beleidigte, Beſeſſene, Abenteurer, Schwachköpfe, Böſewichter, und das Haus wurde zu einem Behälter des Elends, der Schande, der Wut, der Reue und der Hoffnungsloſigkeit. Die Prunkräume ſind zu zahlloſen kleinen Zellen verbaut, und wo man vordem geſcherzt, geſchmauſt, getanzt und pokuliert hatte, da iſt jetzt eine Heimat der Seufzer und eine Stätte des Schweigens.

Vor allem eine Stätte des Schweigens. Denn für die

Häftlinge der Plaſſenburg beſtand eine eigentümliche und furchtbare Strafverſchärfung: es war ihnen aufs ſtrengſte verboten, miteinander zu ſprechen. Sowohl im Arbeitsſaal, als auch während des Aufenthalts im Hof hatten die Wärter hauptſächlich darauf zu achten, daß kein Gefangener an den andern das Wort richtete, und daß ſelbſt durch Zeichen keinerlei Verſtändigung vor ſich gehe. Auch in den Einzelzellen war es verboten, zu ſprechen, und ein beſtändiger Wachdienſt auf den Gängen hatte ſich von der Einhaltung des Verbotes zu vergewiſſern. Wenn ein Sträfling eine wichtige Meldung zu erſtatten hatte, etwa inbezug auf ſein Verbrechen oder falls er ſich krank fühlte, ſo genügte dem Wärter gegenüber das Aufheben der Hand; er wurde dann in die Kanzlei geführt, und zeigte es ſich, daß er von dem Vorrecht in mutwilliger Weiſe Gebrauch gemacht, ſo unterlag er derſelben Ahndung, wie wenn er unter ſeinen Genoſſen geredet hätte: der Kettenſtrafe beim erſten Mal, der Auspeitſchung bis zu hundert Streichen bei wiederholtem Vergehen. Daß in einem gebildeten Jahrhundert eine ſo unmenſchliche Maßregel zu Recht beſtand, iſt kaum zu faſſen; unter ihrem hölliſchen Druck ſammelte ſich die Verzweiflung wie ein Exploſivſtoff an, in den nur ein Funke zu fallen brauchte, um verderblich zu zünden. Dies geſchah in der Zeit, von der ich erzählen will, in der freilich ein allgemein empöreriſcher Geiſt dem beſondern Irrweſen zu Hilfe kam.

An einem Märznachmittag des Jahres 1848 marſchierten zwei wohlgekleidete junge Leute auf der Straße von Bayreuth nach Kulmbach. Sie hatten in erſterer Stadt ihr Ge-

päck mit dem Poſtwagen vorausgeſchickt und benutzten das ſchöne Vorfrühlingswetter zu einer willkommenen Wanderung. Sie waren beide Schleſier, und beide waren ſie oder gaben ſie ſich für Poeten, doch ſonſt hatten ſie wenig Ähnlichkeit miteinander. Der eine, Alexander von Lobſien, war ein kleiner, blonder, blaſſer, ſchüchterner Jüngling, der andere, Peter Mariß mit Namen, war dick, breit, brünett, ſehr rotbackig und äußerſt lebhaft. Sie kamen von Breslau, hatten Wien und Prag beſucht, wollten nach Weimar und von dort an den Rhein. Peter Mariß, ein ruheloſer Kopf, hegte den Plan, nach England zu fahren, die damalige Zuflucht vieler Unzufriedener und Umſtürzler, ſein Gefährte beſaß in Düſſeldorf Verwandte, bei denen er zu Gaſt geladen war.

Land und Leute kennen zu lernen, war bei ihrer Reiſe nur die vorgeſpiegelte Abſicht; im Grunde waren ſie, wie alle Jugend jener Tage, von dem Drang nach Tat und Betätigung erfüllt. In ihrer Heimat hatten ſie ſich der Geheimbündelei ſchuldig gemacht, das Pflaſter war ihnen zu heiß geworden, und ſie hatten das Weite geſucht, als gerade die Obrigkeit damit umging, ſich ihrer zu verſichern. Man war ihrer Zuvorkommenheit froh und ließ ſie ungeſchoren. An der Grenze von Böhmen hatten ſie durch Zeitungsdepeſchen von den Berliner Barrikadenkämpfen erfahren, und ihre gehobene Stimmung wurde nur durch das Bedauern getrübt, daß ſie nicht hatten dabei ſein dürfen, als das Volk nach langem Schmachten in Tyrannenfeſſeln — ich bediene mich der zeitgemäßen Ausdrucksweiſe, — ſich endlich anſchickte, für ſeine Rechte in die Schranken

zu treten. Auch in Weſt und Süd erhob ſich alles, was nach Freiheit ſeufzte, und ſo war es denn ſchmerzlich, beſonders für den hitzköpfigen Peter Maritz, ſo weit vom Spiel zu ſein. Er redete fortwährend, lief ſeinem Genoſſen ſtets um fünf Schritte voraus, blieb dann ſtehen, perorierte und fuchtelte mit den Händen wie ein Tribünenredner. Ich ſehe, ihr kennt ihn ſchon; er erſcheint euch als ein harmloſer Schwarmgeiſt, deſſen Idealismus von etwas ſchulmeiſterlichem Zuſchnitt und deſſen Berſerkerwut gegen Fürſten und Pfaffen je unſchädlicher iſt, je geräuſchvoller ſie ſich gebärdet; aber damals waren auch die Fantaſten, die aus wohlbewußter Ferne ihre Pfeile gegen Thron und Altar abſchoſſen, gefürchtet und verfemt. Peter Maritz zeichnete ſich vorzüglich durch ſeine Eloquenz aus, die etwas Blutdürſtiges und Henkermäßiges hatte; ob er jedoch nicht ein wenig feig war, ein wenig Prahler wie viele korpulente und rotbackige Menſchen, das will ich unentſchieden laſſen. Auch den Nimbus eines Dichters hatte er ſich ziemlich wohlfeil verſchafft, indem er bei jeder Gelegenheit von ſeinen himmelſtürmenden Entwürfen ſprach, diejenigen, die mitunter etwas Fertiges ſehen wollten, als elende Philiſter brandmarkte, und alles, was die Gleichſtrebenden hervorbrachten, entweder mit kritiſchem Hohn verfolgte oder durch den Hinweis auf unerreichbare Vorbilder verkleinerte.

Und wie es oft geht, daß ein Stiller und Berufener, der an ſich zweifelt, einem Hansdampf, der von ſich überzeugt iſt, unbegrenzte Freundſchaft entgegenbringt, war es auch mit Alexander von Lobſien der Fall. Er erblickte in Peter Maritz die Vollendung deſſen, was er, ſich ſelbſt be-

argwöhnend, nicht erreichen zu können fürchtete. In ſeiner Rockbruſt ſtak ein Manuſkript; es waren Lieder und Gedichte, in denen mit jugendlichem Feuer die Revolution beſungen wurde. Er hatte mit ſeinem Gefährten noch nie davon geſprochen und hielt die Poeſien ängſtlich verborgen, obwohl er innig wünſchte, daß Peter Maritz ſie kennen möchte. Aber ihm bangte vor der Mißbilligung des Freundes, deſſen Urteil und unerbittliche Strenge ſeinen Ehrgeiz entflammten und ihm mehr bedeuteten als der Beifall der ganzen übrigen Welt.

Die wohlgehaltene Straße, auf der ſie wanderten, bot ihnen bei jeder Wendung einen neuen Ausblick auf das in ſchönen Spätnachmittagsfarben glänzende Land, und von einer hügeligen Erhebung über dem Main gewahrten ſie in der nördlichen Ferne die Plaſſenburg und die Türme von Kulmbach. Verſonnen ſchaute Alexander hinüber und ſagte: „Überall da wohnen Menſchen, und wir wiſſen nichts von ihnen." — „Das iſt richtig", antwortete Peter Maritz; „alles das iſt Botukudenland für uns. Und warum wiſſen wir nichts von ihnen? Weil wir vom Leben überhaupt zu wenig wiſſen. Ha, ich möchte mich einmal hineinſtürzen, ſo ganz zum Ertrinken tief hineinſtürzen, und wenn ich dann wieder auftauchte, wollt' ich Dinge machen, Dinge, ſag ich dir, daß der alte Goethe mit ſeinem Fauſt alle viere von ſich ſtrecken müßte. Gerade dir, mein lieber Alexander, würd' ich ſo eine Schwimmtour kräftigſt anraten. Du verſpinnſt und verwebſt dich in dir ſelber, das iſt gefährlich, du läßt dich von deinen Träumen betrügen, das Leben fehlt dir, das echte, raſende, rüttelnde Leben."

Alexander, von dieſem Vorwurf ſchmerzlich getroffen, ſenkte den Kopf. „Was weißt du vom Volk?“ fuhr Peter Marix begeiſtert fort. „Was weißt du von den Millionen, die da unten in der Finſternis ſich krümmen, während du an deinem Schreibtiſch ſitzeſt und den Federkiel kauſt? Du wohnſt bei den Schatten, ſieh dich nur vor, daß du die Sonne nicht verſchläfſt. Wie es rund um mich nach Mark und Blut riecht, wie ich das Menſchheitsfieber ſpüre, wie mich verlangt, die Fäuſte in den gärenden Teig zu ſtemmen! Ei, Freund, das wird eine Luſt werden, wenn ich von England aus die Peitſche über die dummen deutſchen Köpfe ſauſen laſſe! Erleben will ich's, das Ungetüm von Welt, erleben!“

„Erleben? Iſt nicht jede Stunde ein Erleben von beſonderer Art?“ erwiderte Alexander zaghaft; „alles was das Auge hält, der Gedanke berührt, Sehnſucht und Liebe, Wolke und Wind, Bild und Geſicht, iſt das nicht Erleben? Aber du magſt recht haben, ich bin wie der Zuſchauer im Zirkus, und auch mich drängt es, den wilden Renner ſelbſt zu reiten. Schlimm, wenn ein Poet in der Luft hängt, ein Schmuckſtück bloß für die tätige Nation und ſein Geſchaffenes zur ſchönen Figur erſtarrt. Ja, du haſt Recht und Aberrecht, Peter, es iſt ein trübſeliges Schleichen um den Brei, ſeit langem ſpür ich's, und mich zieht's hinunter zu den Dunklen und Unbekannten, nicht um zu ſchauen, genug iſt geſchaut, genug gedacht. Mit ihnen möcht ich ſein, umſtrickt von ihnen, verloren in ihnen.“

„Es läßt ſich nicht zwingen, mein Lieber“, entgegnete Marix mit der Fertigkeit deſſen, dem Widerſpruch Geſetz

iſt. „Wenn es dein Fatum iſt, geſchieht's. Doch es iſt dein Fatum nicht. Deine Natur ruht auf der Kontemplation. Unverwandelt mußt du bleiben, und wenn die Tyrannen Hackfleiſch aus ihren Völkern machen, du haſt ewig nur deine Feder gegen ſie, und nicht das Schwert." — „Und du?" fragte Alexander. — „Ich? Ja, bei mir, ſiehſt du, iſt es doch ein wenig anders. Ich, wie ſoll ich dir das ſagen, ich hab die Epoche in meinen Adern, ich platze vor Gegenwart. Da wälz' ich ſeit Monaten einen Stoff in mir herum, Menſch! wenn ich dir den erzähle, da knieſt du einfach."

Und Peter Maritz entwickelte in derſelben hochtrabenden Suada ſeinen Stoff. Es handelte ſich um einen hamletiſch geſtimmten Fürſtenſohn, der, mit ſeinem Herzen ganz beim Volk, zähneknirſchend, doch tatenlos, Zeuge der Bedrückung eines deſpotiſchen Regiments iſt. Während eines noch zu erfindenden Vorgangs voll Ungerechtigkeit und Felonie kommt es wie ein Rauſch über ihn, er tötet den Vater, reißt die Gewalt an ſich und verkündet ſeinen Untertanen die Menſchenrechte. Bald zeigt es ſich, daß er zu ſchwach iſt, um die Folgen ſeiner Handlungen zu ertragen, ein jedes Gute, das er ſchafft, ſchlägt ihm zum Verderben aus, er vermag die Kräfte nicht zu bändigen, die er entfeſſelt hat und am Ende töten ihn die, denen er die Luft zum Atmen erſt gegeben.

„Was denkſt du darüber?" triumphierte Peter Maritz; „das iſt ein Stöffchen, wie es nicht bei jedem Literaturkrämer zu haben iſt." Alexander fand das Motiv ſehr bedeutend; aber er wagte den Einwand, daß der Vatermord

keineswegs notwendig ſei, im Gegenteil, der alte König müſſe zum Mitſpieler bei der Niederlage des Sohnes werden. Peter Maritz war außer ſich; er raufte ſich die Haare; er erklärte dies für die größte Tölpelei, die ihm überhaupt je ins Geſicht hinein geſagt worden ſei. Nichtsdeſtoweniger blieb der ſanfte Alexander bei ſeiner Meinung, und ſtreitend rückten ſie in Kulmbach ein. Ihr Reiſegepäck befand ſich ſchon in der Torhalle des Kronengaſthofs, der ſtarkbeleibte Wirt begrüßte ſie mit einem Mißtrauen, das den bei Dunkelheit eintreffenden Fußgängern nicht erſpart bleiben konnte. Sein Mondgeſicht erhellte ſich raſch, als ſie ſich Eigentümer der beiden Koffer nannten, beſonders da auf dem Deckel des einen der Adelscharakter ſeines Beſitzers angedeutet war. Er wies ihnen die beſten Zimmer an und führte die Hungrigen hierauf in ein Honoratorenſtübchen, das neben dem allgemeinen Saftraum lag. Peter Maritz hatte ſich nach friſchen Zeitungen erkundigt, der Wirt hatte mit reſpektvollem Witz erwidert, er könne nur mit friſchem Bier dienen, echtem und berühmtem Kulmbacher. Ohne eine Kraftprobe ließ es aber Peter Maritz keinen Frieden, und mit Fanfarenſtimme ſchmetterte er durch die offene Tür ins Saftzimmer: „bei der Kronen will ich nicht wohnen, nur im Freiheitsſchein kredenzt mir den deutſchen Wein!" worüber ein paar ehrſame Beamte, die dort zum Abendſchoppen verſammelt ſaßen, ein heftiger Schreck erfaßte, denn bis jetzt war ihre Stadt von allem Aufrührertum verſchont geblieben. Flüſternd ſteckten ſie die Köpfe gegeneinander.

Eine Weile unterhielten ſich die beiden Freunde ruhig,

jedoch beim Käſe ſchlug Peter Maritz ungeſtüm auf den Tiſch und rief: „Ich kann mir nicht helfen, Alexander, aber es wurmt mich, daß dir mein Plan nicht beſſer einleuchtet. Wenn der Alte, der ein Tyrann vom reinſten Waſſer iſt, nicht umgebracht wird, iſt der Zuſammenbruch des Prinzen nicht erhaben genug. Wozu das ganze Brimborium, wenn alles ausgehn ſoll wie das Hornberger Schießen? Eine Revolution muß mit Fürſtenblut begoſſen werden, ſonſt iſt kein wahrer Ernſt dahinter."

„Tu mit dem König, was du willſt," entgegnete Alexander maßvoll, „aber daß ihn der eigene Sohn töten ſoll, das wird den Prinzen in den Augen des Volks nicht ins beſte Licht ſetzen, fürchte ich."

„Das iſt eine Tat, damit rechtfertigt er ſich und dadurch wird er ſchuldig", ſchrie Peter Maritz. „Gerade er muß ihn ermorden; wie könnte ich beſſer die Sklaverei veranſchaulichen, unter der das Land keucht? Kann deine empfindſame Seele nicht begreifen, was für eine grandioſe Kataſtrophe das gibt?"

Draußen in der Saſtſtube war es totenſtill geworden. Der Lehrer, der Apotheker, der Schrannen-Inſpektor, der Kreisphyſikus, ſie ſchauten verſtört vor ſich hin, der Buſen zitterte ihnen unter der Hemdbruſt, ſie wagten nicht mehr, von ihrem Glas zu nippen. Der entſetzt lauſchende Wirt machte mit den Armen flinke beſchwichtigende Geſten gegen die heimiſche Kundſchaft und verließ auf den Zehenſpitzen das Zimmer. Ein paar Häuſer entfernt war die Polizeiwache, und es dauerte nicht lange, ſo erſchienen drei raupenhelmgeſchmückte, bis an die Zähne bewaffnete Stadtſer-

geanten und begaben ſich im Gänſemarſch in das Stübchen, wo die beiden Poeten noch immer um das Schickſal einer erdichteten Perſon rauften. Auch die Bürger und der Wirt drängten ſich neugierig und ſchlotternd gegen die Schwelle. Das Donnerwort: verhaftet im Namen des Königs! brachte eine verſchiedene Wirkung auf die Ahnungsloſen hervor. Alexander lächelte. Peter Maritz zeigte gebieteriſchen Unwillen, fragte nach Sinn und Grund, pochte auf die ordnungsgemäß viſierten Päſſe. Der Hinweis auf den mit ſeinem Kumpan geführten, von Mord und Aufruhr qualmenden Diſput fand ihn von humoriſtiſcher Überlegenheit weit entfernt. Er tobte und unterließ nichts, um die guten Leute in ihrem Argwohn zu befeſtigen. Endlich fielen die drei Geſetzesgewaltigen über ihn her und legten ihm Handſchellen an.

Jetzt hörte Alexander zu lächeln auf. Was er für Scherz und Mißverſtändnis gehalten, ſah er ins Schlimme ſich wenden. Sein beſcheidenes Zureden, erſt dem Freund, dann der Obrigkeit, fruchtete nicht. „Wir haben über eine Dichtung beraten", ſagte er höflich zu dem Apotheker, der ſich am eifrigſten als Hüter des Vaterlands geberdete. „Nichts da, ſolche Vögel verſtehen wir ſchon feſtzuhalten", war die grobe Antwort. Er ergab ſich, überzeugt, daß die Folge alles aufklären würde. Eine Anzahl Menſchen füllte nun das Wirtshaus; Rede und Widerrede floß leidenſchaftlich. Auf der Straße verbreitete ſich das Gerücht, man habe zwei Königsmörder gefangen. Das Echo aufwühlender Ereigniſſe war auch zu dieſer ſtillen Inſel gelangt, Nachrichten von Fürſtenabdankung, Bürgerſchlachten und Soldaten-

meutereien; ſo wurde man alſo, abends vor dem Schlafengehen, in den Wirbelſturm geriſſen und was Beine hatte, lief herzu.

Peter Maritz knirſchte in ſeinen wilden Bart, auf dem mädchenhaften Glattgeſicht Alexanders zeigte ſich Betrübnis und Verwunderung. Der Gang zum Polizeihaus war der ſchaudernd-gaffenden Menge ein willkommenes Spektakel. Ein leidlich humaner Aktuar, den man aus dem Hirſchengaſthof geholt hatte, und der ein wenig angenebelt war, führte das erſte Verhör. Er ſchien nicht übel Luſt zu haben, die beiden Leute für harmlos zu erklären; da traten zwei gewichtige Magiſtratsperſonen auf, die der Meinung waren, daß eine Haft im Polizeigefängnis, das in voriger Woche zur Hälfte abgebrannt war, ungenügende Sicherheit gebe, ſowohl gegen die Mordbuben, wie ſie ſich ausdrückten, als auch gegen den Anſturm des entrüſteten Volks. Peter Maritz rief ihnen mit einem gellenden Demagogen-Gelächter zu: „Nur friſch drauf los! ſchließlich wird man auch in Krähwinkel Genugtuung finden für die Niedertracht und die Dummheit einer verrotteten Beamtenwirtſchaft." Das war zu viel. Der Aktuar wiegte ſein Köpflein; mit Hmhm und Soſo und Siei bekehrte er ſich zu der Anſicht, daß man derart geſinnte Individuen doch auf der Plaſſenburg internieren müſſe, bis man der Regierung den Sachverhalt dargelegt und Befehle eingefordert habe.

Eine Leibesdurchſuchung endete mit der Konfiskation eines Revolvers aus der Taſche von Peter Maritz. Alexander war froh, daß man ſein dünnes Manuſkriptheftchen, das er im Innenfutter des Stiefels trug, nicht entdeckt hatte

und daß man mit der willigen Ablieferung ſeines Koffer-ſchlüſſels zufrieden war. Allerdings beunruhigte ihn der Gedanke, daß unter ſeinen und des Freundes Habſeligkeiten ſich mancherlei Druckſchriften befanden, die nicht dazu dienen konnten, ihre verdrießliche Lage raſch zu beſſern.

Der Transport auf die zum funkelnden Himmel getürmte, umwaldete Burg glich einem Volksfeſt. Peter Maritz ſchimpfte und fluchte unabläſſig, aber als ſie beim Schein eines Öl-lämpchens vor dem aktenbeladenen Tiſch des Wachoffiziers ſtanden, entſchloß er ſich, durch Beredtſamkeit ein Letztes zu verſuchen. Es fing an wie eine Rapſodie und endete wie ein Pater peccavi. Alles war umſonſt; der kümmer-liche und verſchlafene Herr hatte keine Ohren für einen Burſchen mit Handſchellen. „Zimmer Numero ſechzig." Das war die einzige Antwort.

Alſo wenigſtens ein Zimmer und keine Zelle; wenigſtens zu zweien und nicht allein. Peter Maritz wurde ſeiner Feſſel entledigt. Der Wärter ſagte ihnen, daß das Gebot des Schweigens, das hier waltete, für ſie nicht giltig ſei, da ſie noch nicht Verurteilte waren, doch müßten ſie ſich hüten, einen der Gefangenen anzuſprechen. So erfuhren ſie zum erſtenmal von dieſem ſonderbaren Umſtand, und beiden lief ein gelindes Zagen über die Haut. Durch hallende Kor-ridore, an eiſernen Türen vorbei kamen ſie in den Raum, der für ihre Haft beſtimmt war: vier nackte Wände, zwei Pritſchen und ein vergittertes Fenſter. Der Schlüſſelträger, ſelbſt zur Gewohnheit des Schweigens verpflichtet, deutete auf den Waſſerkrug, dann ſchnappte das Schloß und ſie waren im Finſtern. „Ach was", ſeufzte Alexander, „eine

Nacht iſt kurz." — „Jawohl, wenn ſie vorüber iſt", brummte Peter Maritz, der etwas kleinlaut zu werden begann. — „Na, findeſt du noch immer, daß dein alter König umgebracht werden muß?" ſtichelte Alexander mit einem ſcherzhaften Ton, der echt klang. — „Laß mich in Frieden", wetterte der Dramatiker, „verdammter Einfall, verdammtes Land." — „Nur ruhig Blut", mahnte Alexander aus der Dunkelheit; „ſollte das, was uns paſſiert iſt, nicht auch zu dem großen Leben gehören, das du mir ſo geprieſen haſt?" — „Menſch, ich glaube, du ſpotteſt meiner", rief Peter Maritz wütend. — „Mit nichten, Freund. Ich denke eben darüber nach, wer wohl die übrigen Schloßbewohner hier ſein mögen, und von wem uns dieſe Mauern rechts und links ſcheiden. Ich komme mir vor wie in die tiefſte Tiefe des Menſchengeſchlechts entrückt, und wenn ich mir gegenwärtig halte, wie viel Herzen rings um uns mit aller Blut- und Pulſeskraft nach Freiheit ſchmachten, dann will mich unſer Unglück nicht mehr ſo groß dünken." — „Der Geſchmack iſt verſchieden, ſagte der Hund, als er die Katze ins Teerfaß ſpringen ſah. Das Zeugs, worauf ich liege, iſt ſteinhart, trotzdem will ich ſchlafen, weil ich ſonſt verrückt werden müßte vor Wut."

Kurze Zeit nach dieſer übellaunigen Replik ſchnarchte Peter Maritz ſchon. Alexander jedoch, mit dem Gefühl des Neides und mit dem andern Gefühl leiſer, faſt noch wohlwollender Geringſchätzung gegen den Freund, überließ ſich ſeinen Gedanken. Er war eine jener geborenen Poetennaturen, denen Welt und Menſchen im Guten wie im Böſen eigentlich nie ganz nahe kommen können, als ob

ein Abgrund des Erſtaunens dazwiſchen bliebe. Nur das Schauen gibt ihnen Leidenſchaft, nur die Teilnahme über den Abgrund hinüber gibt ihnen Schickſal; zu leben wie die andern, von Welle zu Welle gewirbelt, würde ſie zerreißen und entſeelen. Deshalb vermochte er mit neugieriger Ruhe auf das Kommende zu blicken, das ſich ſeiner Ahnung mehr als ſeiner Vernunft vorverkündigte.

Welche Phantaſie wäre auch imſtande geweſen, eine Wirklichkeit wie die hinter dieſen Mauern zu malen, ohne daß leibliche Augen geſehen hatten, ohne zu wiſſen und empfunden zu haben, was das Schweigen hier bedeutete? Die fünfzig oder ſechzig Sträflinge, die zur Stunde in der Veſte waren, hatten beinahe vergeſſen, den Verluſt der Freiheit zu beklagen, hatten die Übeltaten vergeſſen, durch die ſie die Gemeinſchaft mit freien Menſchen eingebüßt, und jeden erfüllte nur ein einziger Wunſch: reden zu dürfen. Nichts weiter als dies: reden zu dürfen. Darin unterſchied ſich der Jüngling nicht vom Greis, der Phlegmatiſche nicht vom Hitzigen, der Einfältige nicht vom Klugen, der wortkarg Veranlagte nicht vom Schwätzer, der Trotzige nicht vom Bereuenden. Der Neuling ertrug es noch; im Anfang ſchien es manchem leicht; um ihn war die Luft noch von geſprochenen Worten voll, Gehörtes und Geſagtes tönte noch in ihm. Drei Tage, zehn Tage, zwanzig Tage vergingen; was er zuerſt kaum bedacht, dann nur als läſtig empfunden, war noch immer nicht Qual; die Stille entwirrte ſeinen Geiſt, Erinnerungen ſtellten ſich ein, ein Laut der Liebe, das mächtige Wort eines Richters, die Mahnung eines Prieſters, die Bitte eines Opfers, all

das gab dem Nachdenken Stoff, der Dunkelheit einiges Licht.

Aber da wurde er gewahr, im Arbeitssaal etwa, oder beim Gottesdienst in der Kapelle, was in den Zügen der Jährlinge wühlte. Das Zusammensein mit den Genossen regte eine Frage auf; er durfte nicht fragen. Ein Geräusch im Haus, Stimmen aus dem Wald, Tierschreie drangen an sein Ohr; er durfte nicht fragen. Der Unvorsichtige sühnte schwer, wenn er sich vergaß. Die nicht gesprochenen Worte belasteten das Gedächtnis; wenn einer den andern anschaute, bewegten sie die Finger, hauchten in die Luft, scharrten mit den Füßen, strafften oder runzelten die Stirn, blinzelten oder schlossen die Augen, und diese Merkmale der Ungeduld bildeten eine Sprache für sich. Lief eine Maus über den Boden des Arbeitsraumes, so zitterten sie; die Lippen des einen rundeten sich zum Ruf, die des andern zum Lachen, Arme streckten sich aus, eine ungeheure Spannung war in ihnen, bis die Aufseher mit ihren Stäben auf die Tische schlugen und mit Blicken die Zungen bändigten, die sich regen wollten.

In der Zelle für sich ganz leise hinzusprechen, ins leere Nichts zu murmeln, machte das Verbotene nur fühlbarer und befriedigte so wenig wie den Durstigen die Feuchtigkeit des eigenen Gaumens labt. Mit dem Fingernagel oder mit einem Holzspan Worte, Hieroglyphen, Köpfe in den Kalk der Mauern zu ritzen, steigerte das Verlangen nach dem Schall. Es überwand oft jedes Bedenken, jede Furcht, und mancher meldete sich zu einer Mitteilung. Gefragt, was es sei, erwiderten sie, vom bloßen Klang der Sprache

entzückt, ſie hätten ein neues Geſtändnis zu machen und bezichtigten ſich einer Untat, die ſie nie begangen hatten, nannten erfundene Namen, ſchilderten Umſtände und Verwicklungen, die jeder Wahrſcheinlichkeit entbehrten. Man war darauf gefaßt; das Abenteuerliche wurde ſchnell durchſchaut, dem Ungereimten weiter nicht nachgeforſcht und der Lügner ertrug die Strafe, froh, daß er hatte ſprechen dürfen, daß er Worte gehört, daß man ihn verſtanden, ihm geantwortet hatte.

Aber in der Folge, im Verlauf der ſtummen Tage, Wochen und Monate erſchien ihm ſeine Zunge wie ein verdorrtes Blatt, und alles rings um ihn wurde grauenhaft lebendig. Dies aufgezwungene Schweigen machte die Dinge laut; die Einſamkeit wäre den Zellenhäftlingen erträglich geweſen, wenn das mitteilende Wort ſie an Raum und Zeit und Zeitverlauf gebunden hätte; nun war ſie ein Schrecken. Wer kann es aushalten, immer bei ſich ſelbſt zu weilen? Der Sinnvollſte, der Geſegnetſte nicht. Was im Menſchen innen iſt, ſtrebt nach außen, und äußere Welt ſoll doch nur Gleichnis ſein. Dieſen Gefangenen aber, alt und jung, ſchuldig oder minder ſchuldig, böſe oder mißleitet, wurde alles Leben zu einem Draußen, einem Losgetrennten, Geſpenſterhaften und Geheimnisvollen, auch ihre Laſter und ihre Wünſche, ihre Verbrechen und die Wege dazu.

So dachte ſich der eine den Wald, durch den er täglich vom Dorf zur Ziegelbrennerei gegangen war, wie eine finſtere Höhle, erinnerte ſich, obwohl Jahre ſeitdem verfloſſen waren, an gewiſſe Bäume, glattrindige, mit ausgebreiteten Wipfeln, und Gräben und Löcher im Pfad

waren wie Furchen in einem Antlitz. Andern war ein Pferd, auf dem ſie geritten, ein Hund, den ſie abgerichtet, ein Vogelbauer vorm Fenſter, eine Tabakspfeife, die ſie beſeſſen, ein Becher aus dem ſie getrunken, der Winkel an einer Stadtmauer, ein Binſendickicht am Fluß, ein Kirchturm, ein ſchmutziges Kartenſpiel zu beſtändig redendem Bild geworden, worin ſie ſich verſpannen, das ihnen Brücken ſchlug zum ungehörten Wort. Sie verſetzten ſich in Räume, ſahen mit verwunderlicher Genauigkeit alle Gegenſtände in den Zimmern der Bürger, in Häuſern, an denen ſie nur vorübergewandert: Ofen und Spind, Sofa und Pendeluhr, Tiſch und Bücherbrett, und alles hatte Stimme, all das erzählte, all dem antworteten ſie, jedes Dinges Form da draußen, in fern und naher Vergangenheit, war Wort und Sprache.

Unter dieſem Mantel des Schweigens hatte die Reue keine Kraft mehr. Deshalb dachten ſie in verbiſſenem Haß der Umſtände, die ſie einſt überführt. Den einen hatte eine Fußſpur verraten, den andern ein Knopf, den dritten ein Schlüſſel, den vierten ein Blatt Papier, den fünften ein Geldſtück, den ſechſten ein Kind, den ſiebenten der Schnaps. Nun beſchäftigte er ſich tage- und nächtelang mit dieſem Einzelnen, zog es zur Rechenſchaft, fluchte ihm, ſah alle Gedanken davon regiert, erblickte es in jedem Traum. Und die Träume waren angefüllt mit Geſagtem, ein Chor von Stimmen tobte darin, und ſie tönten von nievernommenen Worten. Die Träume waren für ſie was einem Kaufmann ſeine Unternehmungen, einem Seefahrer ſeine Reiſen, einem Gärtner ſeine Blumen ſind. Brach

dann für einen, der ſeine Strafe abgeſeſſen, die Stunde an, die ihn der menſchlichen Geſellſchaft wiedergeben ſollte, ſo taumelte er ſchweigend hinaus zum geöffneten Tor, die Gewalt des Eigenlebens, das er plötzlich zu verantworten hatte, erdrückte Hirn und Bruſt; die Luftſäule, die Sonne, die Wolken brauſten in ſeinen Ohren, es wirbelte ihn nur ſo hin, er mußte in die nächſte Kneipe flüchten und trinken, und es ſoll ſich ereignet haben, daß einige ihrem Leben freiwillig ein Ende bereiteten, nur darum, weil ſie nicht gleich einen Gefährten fanden, um zu reden.

In eine ſolche Welt alſo waren, durch Mißgeſchick halbkomiſcher Art, die beiden jungen Männer verſchlagen worden. Als Peter Maritz am Morgen erwachte, ſchlief Alexander noch, denn er hatte erſt ſpät den Schlummer finden können. Peter rüttelte ihn, äußerte ſich ſpöttiſch über die Langſchläferei und behauptete, er habe kein Auge ſchließen können. Hiezu ſchwieg Alexander. Nach einigem Herumſchauen machte er den Freund lächelnd auf einen Spruch aufmerkſam, der neben dem Fenſter an die Mauer geſchrieben war. Er lautete: „Bis hierher tat der Herr mich hilfreich leiten, er wird mich auch einmal vom Galgen ſchneiden.“ Darunter hatte eine ungeübte Hand gekritzelt: „Wenn ich einen Galgen ſeh, tut mir gleich die Gurgel weh.“ An einer anderen Stelle war ein Beil gezeichnet, mit den Worten: „Der Teufel hol die Hacke.“ Neben der eiſernen Tür war folgender Reim zu leſen: „Herr Gott, in deinem Scheine, laß mich nicht ſo alleine, und gib mir Gnade zu freſſen, doch nicht ſo ſchmal bemeſſen wie du dem Sünder gibſt, den du ſo innig liebſt.“

„Das nenn ich ein erbauliches Gemüt", ſagte Peter Maritz, „und es iſt immerhin tröſtlich zu wiſſen, daß wir uns unter Kollegen befinden." Erſt nach einer Stunde erſchien der Wärter, fragte, ob ſie ihre Koſt bezahlen wollten, und nachdem ſie ſich dazu verſtanden, beſorgte er Brot, Fleiſch und Wein. Peter Maritz forderte ungeſtüm, vor den Richter geführt zu werden; er erhielt keine Antwort. Ein neuer Wutanfall packte ihn, als die Tür wieder verſperrt wurde; es dauerte lange, bis Alexander ihn beſchwichtigt hatte, und dann zeigte er ſich ſehr niedergeſchlagen. Alexander begab ſich an das vergitterte Fenſter, das einen Ausblick auf den Burghof verſtattete, und er ſah eine lautloſe Kolonne von Sträflingen, die von einem halben Dutzend bewaffneter Aufſeher geführt, paarweiſe mit langſamen Schritten über das Steinpflaſter wandelten.

Nie zuvor hatte er eine ſolche Schar wüſter und trauriger Geſtalten erblickt; bleiche, grauhäutige Männer, mit tiefen Kerben um die Mundwinkel, mit rauhen Haarſtoppeln am Kinn, oder auch langbärtig, oder auch ganz glatt, wie es die geborenen Verbrecher oft ſind. Die Köpfe waren geſchoren, die Hälſe meiſt auffallend hoch und dünn, Arme und Beine ſchlenkerten kurios. Ein Burſche ragte um Haupteshöhe über die andern; er ſchien kaum zu atmen, ſeine Augen waren zugekniffen, der Mund ſtand offen und hatte einen Zug von diaboliſcher Gemeinheit. Neben ihm ging ein Menſch mit einem Geſicht, das einer Schinkenkeule glich, roh, gedunſen, tieriſch. Ein Schmalbrüſtiger, Hinkender fletſchte die Zähne, ein Rothaariger lachte ſtumm, ein bäuriſch Ungeſchlachter hatte einen Ausdruck idiotiſcher Schwer-

mut, ein ſchlanker Kerl lächelte ſüß und infam. Einer ſah aus wie ein Matroſe, ſtämmig, weitblickig, breitgängeriſch, ein anderer wie ein Soldat, ein dritter wie ein Geiſtlicher, ein vierter wie ein verkommener Roué, ein fünfter wie ein Schneider, doch alle nur wie Schattenbilder davon, trübſinnig und geiſterhaft, ins Innere verſunken wie in einen Schacht und nach außen hin nur lauſchend gleich Hunden, die ſich ſchlafend ſtellen und ſchon bei einem Windſtoß die Ohren ſpitzen. Das Geräuſch ihrer Schritte ſchien ihnen wohltuend; als eine Krähe ſchnarrend über ihren Häuptern hinzog, ſchreckten die einen zuſammen, die andern hefteten ſtarr und finſter die Blicke empor.

Alexander rief den Freund und deutete hinaus. Peter Mariß runzelte die Brauen und meinte, das ſei eine ſchöne Sammlung von Charakterköpfen. Das Fenſter war offen, die zuletzt Vorbeiziehenden hörten ſprechen, ihre Geſichter wandten ſich den zweien zu, unermeßlich erſtaunt, dann drohend, grinſend, begierig und wild. Die Aufſeher ballten drohend die Fauſt hinauf und winkten, Alexander und Peter traten beſtürzt zurück. Lebhaft bewegt, ſchlug Alexander die Hände zuſammen. „Was für Menſchen", murmelte er, „und doch Menſchen!" — „Dich dauern ſie wohl?" fragte Peter zyniſch. „Spar dein Mitleid, es macht dich dort zum Schuldner, wo du nicht handeln kannſt. Handle, reiß ihnen die Herzen auf! Treib' ſie gegen das Philiſterpack! Freilich, da ziehſt du den Schwanz ein, du Dichterjüngling, weil du träg biſt und keine Rage in dir haſt."

Alexander bebte, er griff nach ſeinem Manuſkript, ſeine

Augen brannten und mit einer Geberde ſchönen Zorns warf er Peter Mariz die Blätter vor die Füße. Ruhig bückte ſich der andre darnach, ruhig fing er an zu leſen, ſchüttelte hie und da den Kopf, machte ein zweifelndes, ein gnädiges, ein überlegenes, ein prüfendes, ein unbeſtechliches Geſicht, und ſchließlich, dem Harrenden glühten ſchon die Sohlen, er ſchämte ſich, bereute ſchon, ſchließlich ſagte Peter Mariz: „Ganz hübſch. Recht artig. Eine gewandte Metrik und nicht ohne Originalität in der Metapher. Aber was ſollen Verſe, mein Lieber? Das iſt für die Frauenzimmer. Wenn du ehrlich biſt, muß du zugeben, daß du ein ſchlechtes Gewiſſen dabei haſt." Alexander hätte weinen mögen; er verbiß ſeinen Schmerz, entgegnete aber nichts. Das Heftchen ſteckte er wieder in die Taſche, reicher an Erfahrung und um ein Gefühl ärmer, als er vor einer Stunde geweſen. Mit hoffnungsloſer Miene grübelte er vor ſich hin, während Peters Ungeduld beſtändig wuchs.

Wenn man in der Stadt nicht der eintreffenden Revolutionsnachrichten aus dem Reich halber in Angſt und Aufregung geraten wäre, hätte ſich wohl unter den Beamten und Gerichtsperſonen ein beſonnener Mann gefunden, den die Verhaftung der beiden Reiſenden bedenklich gemacht hätte. Trotz der verbotenen Bücher, die man in ihren Koffern entdeckt hatte, ließ der Aktuar den Wunſch verlauten, ſie in eine minder entwürdigende Umgebung zu bringen. Der Beſchluß darüber wurde aber vertagt, und ſo kam es, daß die unrechtmäßig Eingekerkerten in die Ereigniſſe der folgenden Nacht verwickelt wurden.

Es war am Morgen ein neuer Sträfling angelangt, ein

Friſeur namens Wengierſky, der wegen Kuppelei zu zwei Jahren verurteilt war. Er hatte ſich ſchon bei der Kopfſchur ungeberdig benommen, und als die Hausordnung verleſen wurde, inſonderheit der Paragraph vom Schweiggebot, lachte er verächtlich. Im Arbeitsſaal muſterte er die Kameraden mit flackernden Blicken, ſtand eine Weile mürriſch und untätig, rührte ſich erſt nach dem dreimaligen Befehl des Aufſehers, plötzlich aber ſchrie er in die Todenſtille des Raums mit einer gellenden Stimme: „Brüder! wißt ihr auch, daß man im ganzen Land die Fürſten und Herren maſſakriert? Eine große Zeit bricht an. Es lebe die Freiheit!" Weiter kam er nicht, drei Aufſeher ſtürzten ſich auf ihn, und obgleich er nur ein ſchmächtiges Männchen war, hatten ſie Mühe, ihn zu überwältigen. Er wurde ſofort in Eiſen gelegt.

Die Sträflinge zitterten an allen Gliedern und ſahen aus wie Verhungernde, an denen eine duftende Schüſſel vorübergetragen wird. Erſt allmählich wirkte das gehörte Wort; es gab alſo dieſe Möglichkeit, die bisher nur wie Fantasmagorie und Wahnſinn in den verborgenſten Winkeln ihres Geiſtes gewohnt hatte? Und wenn es die Möglichkeit gab, dann konnte ſie erfüllt werden. Sie konnte nicht nur, ſie mußte. Es ging eine furchtbare Verſtändigung von Blick zu Blick vor ſich. Es war fünf Uhr nachmittags; um halb ſechs ſollten ſie in die Zellen zurückkehren. Die Wärter, den nahenden Aufruhr mehr ſpürend, als ſeiner gewiß, beſchloſſen, die Arbeitsſtunde zu kürzen; auf das erſte Kommando wurden die Werkſtücke niedergelegt: Putzlappen, Nadel, Zwirn, Korbrohr, Hobel, Sackleinwand, auf das

zweite zum Antreten, ſtieß auf einmal der Rieſe, Hennecke war ſein Name, einen heiſeren Ruf aus, warf ſich über den erſten Aufſeher, umſchlang ihn und ſchleuderte ihn zu Boden. Im Nu folgten die Gefährten ſeinem Beiſpiel; keuchend und dumpf jauchzend ſchlugen ſie ihre Peiniger nieder, banden ſie mit Baſtſtricken, ſtopften ihnen Knebel zwiſchen die Zähne, dann ſetzte ſich Hennecke an die Spitze des Haufens und drang in den Korridor. Sie waren dreiunddreißig; vierundzwanzig befanden ſich in den Zellen, fünf in Dunkelhaft. Die Schar teilte ſich; die größere Anzahl unter dem Befehl Woltrichs, eines blatternarbigen Diebes, zog zur Kanzlei und zum Wachthaus, um die Schreiber, die Nachtaufſeher, den Poſten am Tor, die Wache ſelbſt zu überrumpeln und unſchädlich zu machen. Ein Unteroffizier, der verzweifelt Widerſtand leiſtete, wurde getötet. Der Gewehre hatten ſich die Meuterer mit umſichtiger Schnelligkeit verſichert; das Haupttor wurde zugeſchlagen und von innen abgeſperrt, und die Gefeſſelten wurden in einen Keller hinuntergeſchleift. Inzwiſchen hatte Hennecke ſämtliche Zellen geöffnet und auch die Kettenſträflinge befreit. Die ganze Horde wälzte ſich aus dem dunklen Eingang in den Schloßhof. Hennecke fragte, ob einer von den Muffmaffs, wie ſie die Obrigkeits- und Aufſichtsorgane nannten, entkommen ſei, worauf der mit dem Schinkenkeulengeſicht erwiderte, er habe einen Soldaten den Berg hinabrennen ſehen. Es wurde beſchloſſen, eine Wache auszuſtellen, und Hennecke kommandierte einen Alten auf die Mauerbrüſtung. Widerwillig gehorchte der, weil er ſich ungern von den Brotlaiben, Würſten und Bier-

fäſſern trennte, welche die Genoſſen aus der Kantine herzuſchleppten.

Auch Peter Maritz und Alexander Lobſien waren befreit worden. Sie traten unter den Letzten in den Hof und duckten ſich ſcheu in einen Winkel. Am liebſten hätten ſie ſich unſichtbar gemacht; in ihrer Zelle hätten ſie ſich wohler befunden. Das Heldenherz von Peter Maritz ſchrumpfte zuſammen; er erwog die Annehmlichkeit von Geſetz und Polizei; es iſt eine mißliche Sache mit Ideen, die in Tat umgeſetzt werden, wenn man gerade dabei iſt und mitſpielen ſoll. Alexander hingegen war ſo kalt, wie es die Leute von Fantaſie nicht ſelten werden, wenn ſie ernſtlich in Gefahr geraten. War doch ſo viel vom Leben ſchwadroniert worden; er ſagte ſich, daß wirkliches Erleben nur zu finden iſt, wo das Leben abgewehrt, nicht wo es aufgeſucht wird. Hier drang Geſchehen und Leiden, Schickſal auf Schickſal gegen ihn ein wie Lichtſtrahlen durch eine zerſprengte Tür.

Die anbrechende Nacht wurde den Meuterern unbequem. Ein gewiſſer Hahn, Buchbinder ſeines Zeichens und wegen ſeines Pergamentgeſichts der gelbe Hahn geheißen, ſchlug vor, den Holzſtoß neben dem Wachthaus anzuzünden. Die Scheite wurden in die Mitte des Lagers geſchafft, bald flammte das Feuer auf und beleuchtete die ruheloſen Geſtalten, die verwitterten Züge, kahlen Köpfe, grauen Kittel und ununterbrochen ſprechenden Mäuler mit ſchwarzen, ſchiefen, einſchichtigen oder gelbblitzenden Zähnen. Denn jetzt brach ein fieberhafter Redeſturm los. Manche fanden nur allmählich den Mut; erſt nippten ſie wie glückſelige Trinker, dann kam über alle der Rauſch. Sie ſchrieen und gellten

durcheinander, lachten und tobten grundlos, räkelten ſich auf der Erde, patſchten in die Hände, johlten unflätige Lieder oder auch ein kindiſches Eiapopeia, umarmten einander, zerſchlugen Gläſer und Töpfe, rauften, fluchten, meckerten, weinten, pfiffen, tranken und ſtopften fauſtgroße Biſſen in den Rachen.

Der Alte auf der Mauerbrüſtung, ein vielfach abgeſtrafter Wildfrevler, ſang fortwährend ein und dieſelbe Strophe: „Wie wir leben, ſo halten wir Haus, morgen ziehn wir zum Land hinaus," immer in derſelben ſchläfrigen und langgezogenen Tonart, nur um am allgemeinen Lärm teilzunehmen. Woltrich zählte an den Fingern auf, was er bei ſeinem letzten großen Fang geſtohlen hatte: neunzig Silbergulden, zwei Armbänder, eine Elfenbeinkaſſette, ein Dutzend goldene Schaumünzen und vierzehn Uhren. Und ſtrahlend rief er: vierzehn Uhren! vierzehn Uhren! als ob ſie noch in ſeinem Beſitz wären. Ein Menſch mit einer winzigen Naſe, der heitere Konrad genannt, redete mit Entzücken von der Brandſtiftung, die er begangen und wie er ſich dadurch an einem wucheriſchen Bauern gerächt. Der mit dem infamen Lächeln hieß Gutſchmied und war ein zu ſechs Jahren verurteilter Hochſtapler. Er war viel in der Welt herumgekommen, war immer vierſpännig gefahren, wie er verſicherte, und trug noch einen Reſt von noblen Manieren und gravitätiſchem Benehmen zur Schau. Er kannte alle Hehler der großen Städte, verachtete die Juden und liebte den Kaviar. Er hatte dem Herzog von Naſſau eine Mätreſſe abſpenſtig gemacht und einen Reichshofrat um zehntauſend Taler betrogen. Er verſtand ſich auf Edelſteine

und beklagte es, daß er einmal, um nicht erwiſcht zu werden, einen koſtbaren Sternſaphir verſchluckt habe, der nie mehr zum Vorſchein gekommen ſei.

Ihn überſchrie mit Kaſtratenſtimme einer, der ſeiner Geliebten Gift in den Salat gemengt hatte. Er behauptete, nicht er habe das Weibsbild geſchwängert, ſondern der Ortsſchulze; auch ſei kein Gift im Salat geweſen, ſondern Glasſcherben, und geſtorben ſei ſie, weil ſie dreißig Jahre lang an Kolik gelitten. Ein anderer, der Sohn eines Schäfers, hatte ein ganzes Dorf betrogen durch die Vorſpiegelung eines unter Ruinen vergrabenen Schatzes; den Ärmſten hatte er ihre Erſparniſſe mit der geheimnisvollen Phraſe entlockt, er müſſe die böſen Geiſter des Schatzes beſänftigen, und durch nächtliche Beſchwörungen und feierlichen Hokuspokus hatte er die einfältigen Leute in eine wahre Hyſterie der Habſucht verſetzt. Und da war Hennecke, der einer umgehauenen Buche wegen gemordet, im Jähzorn den Nachbar erſchlagen hatte; ſeine Gedanken hafteten noch immer an dem Baum, deſſen Wipfel das Gemüſebeet hinter ſeinem Haus zerſtört hatte. Wie ein aus Eiſen gegoſſener Rieſe ſtand er, kalt und wild. Da war ein Müller, der den Knecht erſtochen hatte, weil er die Frau verführt und der nicht müde wurde, zu ſchildern, wie er vom Wirtshaus zu früherer Stunde als ſonſt heimgekehrt und die Treppe hinaufgeſchlichen und wie das ehebrecheriſche Weib ihm entgegengeſtürzt und wie das Kind geweint und wie der Schuft entfliehen gewollt und wie er den Leichnam in den Bach geworfen und wie er in den Wäldern herumgeirrt, ſein winſelndes Knäblein an der Hand. „Da griffen ſie mich,"

ſagte er, „da griffen ſie mich, und der Bub hatte ſolchen Hunger, daß er den Mehlſtaub von meinen Ärmeln leckte.“ Der gelbe Hahn erzählte von einer Erbſchaft, die ihm hätte zukommen ſollen und die ſein Schwager an ſich geriſſen. Da hatte er Briefe gefälſcht und Zeugen der Sterbeſtunde zum Meineid beredet. Wehmütig klang ſeine Trauer um das verlorene Erbe, Gold und Scheine zählte er auf und ſchwärmte, wie er damit hätte genießen können, wie er ein ſchuldenfreier Mann geworden wäre, den Sohn hätte er Theologie ſtudieren laſſen. Die zwei Bauern, die für ihn den falſchen Eid geſchworen, waren auch zugegen, frömmelnde und ſcheinheilige Geſtalten; ſie leierten Geſangbuchverſe und tranken Schnaps. Peckatel, ein Totengräber aus dem Speſſart, hatte einem durchreiſenden Fremden den Hals abgeſchnitten, und das war ſo zugegangen: er hatte zugleich den Beruf eines Barbiers verſehen; da er aber meiſt Leichname raſierte, ſo konnte er dies Geſchäft an den Lebendigen nur verrichten, wenn ſie auf dem Rücken lagen wie Tote; als er nun den Fremden vor ſich liegen ſah, dachte er: was für einen ſchönen, glatten Hals der Mann hat, und ſo ſchnitt er den verführeriſchen Hals durch und bemächtigte ſich der gefüllten Geldkatze ſeines Opfers, nur um des ſchönen, glatten Halſes willen.

Betrüger, Diebe, Straßenräuber, Erbſchwindler, Kuppler, Meineidige, Bankrottierer und Fälſcher, ſie alle redeten vom Geld, prieſen oder verfluchten das Geld, das ſie bezaubert, berauſcht und verraten hatte.

Fern vom Feuerkreis, einſam auf einem Holzblock gekauert, ſaß Chriſtian Eßwein, ein Mann von fünfzig Jahren,

mit langem grauem Bart, durch Blick und Geberde eine ſtille Gewalt ausübend. Welch ein Daſein! Im Strom der bürgerlichen Exiſtenz tauchen manchmal Figuren von heroiſcher Prägung auf, deren Weg nur darum zum Abgrund führt, weil ihnen die tragiſche Lebenshöhe fehlt; Gemeinſamkeit bindet ans Gemeine.

Er hatte alles probiert, was ein Mann probieren kann, um ſich und den Seinen Brot zu verſchaffen. Er war Schmelzer, Seifenſieder, Oblatenbäcker, Handſchuhmacher, Wirt, Gärtner, Knecht, Kleinkrämer und Händler geweſen, aber was er auch beginnen mochte, das Unglück war ſtets hinterher. War die Wirtſchaft gerade im Aufblühen, ſo brach die Cholera in der Stadt aus; hatte er zweitauſend Oblaten gebacken, ſo kamen die neuen Blättchen mit der Namenschiffre in Mode, und ſein Vorrat wurde wertlos; kaufte er Schweine für den Winter ein, weil ſie billig waren, da der Bauer kein Futter hatte und verkaufen mußte, ſo hatten die Händler ebenfalls viele Schweine erworben und verdarben ihm die Preiſe; bewahrte er Schinken und Würſte für den Sommer, ſo trat eine entſetzliche Hitze ein und verdarb alles; waren einmal Erſparniſſe im Haus, ſo erkrankte die Frau und Arzt und Apotheker verſchlangen das bißchen Geld. Er arbeitete Tag und Nacht, aber die Arbeit trug keinen Segen; es war als ob er von ſchattenhaften Feinden umſtellt ſei, und endlich lähmte ihn die Furcht vor dem Verhängnis dermaßen, daß er bei jedem Beginnen ſchon des üblen Ausgangs gewärtig war. Er war nicht beliebt; er verſcherzte es mit der Kundſchaft durch ein kurzes und allzu ſachliches Weſen. Sein ſtolz verſchloſſener Sinn

konnte von den Mitbürgern nicht gewürdigt werden. In ſeiner Familie war niemals Zwiſt. Am Abend ſaß er entweder beim Schachbrett, in die Löſung von Problemen vertieft, oder er las ſchöne Bücher vor, am liebſten die Lebensbeſchreibungen ſeiner Helden Abd el Kader, Ibrahim Paſcha und Napoleon. Eines Tages kaufte er ein Klaſſenlos, und in einer Anwandlung froher Laune verſprach er ſeiner Schwägerin, die dabei war, die Hälfte des Gewinns, wenn das Los gezogen würde. Das Los kam mit zweihundert Talern heraus. Er ſchickte die jüngere Tochter, um das Geld abzuholen; ſie verlor es unterwegs; es waren Staatsſcheine, das Geld war hin. Kein Wort des Vorwurfs kam aus ſeinem Mund; nicht nur, daß er das Mädchen tröſtete, ſondern er bezahlte auch unter den ſchwerſten Opfern, weil das Gewinnerglück bekannt geworden war und man den Verluſt als ſchnöde Ausrede betrachtet hätte, ſeinem Verſprechen gemäß hundert Taler an die Schwägerin.

Seine beiden Töchter liebte er über alle Maßen. Er hatte ſie nie zur Schule geſchickt, ſondern beide ſelbſt unterrichtet. In ihnen verkörperte ſich ſeine Lebens- und Schickſalsangſt, für ſie zitterte er vor der Zukunft. Es war Weihnachten vorüber, und nur noch ein einziger preußiſcher Taler war im Haus. Die Uhr der Jahre ſchien abgelaufen, die Zeit ſelber ſtill zu ſtehn, Hoffnungsloſigkeit verrammelte alle Wege. Eßwein war müd und mürb; der ewige nutzloſe Kampf hatte ihn verworren und verzweifelt gemacht, ſeine Gedanken gehorchten ihm nicht mehr, böſe Ahnungen verfinſterten ſeinen Geiſt. Am erſten Januar mußte die Miete für das Häuschen bezahlt werden, am erſten Januar war

ein Wechſel fällig, der Viehhändler verlangte ſein Geld für gelieferte Schweine. Frau und Töchter wollten leben; wovon? Das Geſchäft war ſo gut wie vernichtet, alle Vorräte weg, und Eßweins Erwägungen kreiſten bang um den einzigen Taler, den letzten Schutz vor dem Bettlertum. Er zergrübelte ſich das Hirn nach einem Aushilfsmittel; umſonſt. Eine ſchlafloſe Nacht folgte der andern, und nun lagen noch drei Tage da, der Sonntag, der Montag und der Dienstag. Allein aus der Welt gehen durfte er nicht. Die Frauen preisgegeben! der Armut, der Schande, der Bosheit, dem Laſter verfallen, hingeſtreckt vor dem ungerührten Schickſal, beleidigt, beſudelt, zertreten! Vielleicht, daß die Mutter ehrenhaft ihr Brot finden konnte, aber die Töchter nicht; Jungfrauen, unſchuldige, vertrauende Geſchöpfe. Die eine, ſchön und ſtolz, ſchwermütig und weich, mit ihren zwanzig Jahren noch des Lebens Fülle erwartend; die fünfzehnjährige, vor der Zeit erblüht, heiter und anmutig, ohne Falſch, ohne Wiſſen von der Welt, was ſollte aus ihnen werden? Sie werden ihre Käufer finden, ſagte ſich Eßwein, ſie werden ſich der Reinheit entwöhnen, ſie werden die Hand beſchmutzen, niedergeſchleudert von der Gewalt des Elends. Wenn es Knaben geweſen wären; aber Töchter! Töchter! Es gibt einen Punkt, wo das Gefühl eines Vaters tyranniſcher wird als das eines Verliebten, noch angſtvoller erregt von den Drohungen des Geſchicks. Ein Kind iſt Eigentum, trotzte Eßwein, eigen Fleiſch, eigen Blut; ſeine Ehre iſt meine Ehre, ſeine Schmach die meine. So gab ihm die Liebe Kraft zu der furchtbaren Tat. Er ſchickte ſein Weib mit einem Auftrag in das nächſte

Dorf, wo ſie auch übernachten ſollte. In wunderlichen Geſprächen verbrachte er mit den Töchtern den Abend; er war eine Art Philoſoph und hatte ſich vieles von den Lehren der alten Myſtiker zu eigen gemacht. Die beiden Mädchen gingen zur Ruhe, für die Ewigkeit zur Ruhe. Kein läſterner Geck ſoll euch nahen, rief ihnen Eßwein im Geiſte zu, kein Unwürdiger eure keuſche Bruſt öffnen; der Verrat nicht zu euch dringen, Notdurft euch nicht peinigen, die Kälte der Herzen euch nicht frieren machen. Wenn auch nur der entfernteſte Hoffnungsſtrahl geleuchtet hätte, und wenn es nicht ein Werk der Liebe geweſen wäre, ſo hätte ihm ſicherlich der Mut gefehlt, als er mit der Schußwaffe an das Lager der Jüngſten trat, um ſie noch einmal zu küſſen, bevor er ſie der Menſchheit entwand. Und nun hinüber, ſchmerzlos hinüber, auch die andere, nicht minder geliebte hinüber, dann zum Ende mit dem eigenen Daſein. Aber die Kugel traf das Herz nicht. Er ſank nieder, er atmete noch, er lebte weiter; du ſtirbſt nicht, du kannſt nicht ſterben, das Schickſal läßt dich nicht aus ſeiner Fauſt, ſchrie es in ihm. Das Auftauchen von Menſchen, die Wochen der Heilung; Haft, Gericht, Verhör, das alles war ein einziger ſchwarzer Traum, bis endlich das erſehnte Todesurteil verkündet wurde. Schuldig konnte er ſich nicht finden, aber den Tod wünſchte er mit allen Kräften ſeiner Seele herbei. Und „das Schickſal läßt mich nicht!“ ſchluchzte er erſchüttert, als ihm der Richter die Begnadigung des Königs vorlas. „Am Leben bleiben!“ rief er; „gezüchtigt durch Zuchthaus für eine ſolche Tat, die dem Himmel ſelber abgerungen war! Eingekerkert mit dem Abſchaum der Krea-

turen!" Er wollte ſich durch Verhungern töten, aber die körperlichen Erniedrigungen, denen er ſich dadurch ausſetzte, zwangen ihn, dieſer Abſicht zu entſagen.

Jetzt, hervorgezerrt aus dem Frieden ſeiner Zelle, trug er die ganze Beſchwer und Finſternis der Vergangenheit um ſich, und während die andern gegeneinander ſprachen, redete es in ihm. Es war etwas Aufgeriſſenes in ſeinem Geſicht; es wehte Todesluft um ihn. Vielleicht fühlte er in dieſer Stunde, daß er ein Verbrechen begangen, erkannte das Einzige, Einmalige, Unwiederbringliche und Heilige des Lebens und daß er kein Recht beſeſſen, den Fügungen Gottes vorzugreifen. Die Sträflinge beachteten ihn kaum; ſie wichen ihm in Wort und Blick aus. In Alexanders Nähe erzählte Wengierosky einem gewiſſen Deininger, der wegen Kurpfuſcherei verurteilt war, Eßweins Geſchichte ſo verzerrt und böſe, wie eben der ſeelenloſe Klatſch berichtet, denn er war aus derſelben Stadt wie Eßwein und hatte alles ſozuſagen miterlebt.

Alexander bedurfte der Auslegung nicht und ſpürte die Wahrheit hinter dem Gehechel. Schickſale haben ihren Geruch wie Leiber. War er denn nicht dazu da, ſie zu empfinden? Nannte ſich Dichter als einer, der ſchaut, mit tiefen Augen? Die Elenden ſchauen, ihren Krampf, ihre Not, ihre zum Häßlichen entſtellte Sehnſucht, ihre Schreie von unten auf hören, ihr unterirdiſches Daſein wiſſen? Und was ſie ſcheidet von den Oberen, nennt es Verbrechen, dieſen Zufall einer Stunde, dieſe unlösbare Verworrenheit eines dunklen Geiſtes und armen Herzens, nennt ſo den Trotz der Verfolgten, den Zwang der Beſeſſenen,

den Irrtum der Gewaltſamen; was ſie niedergeworfen hat, iſt auch in mir, wächſt, will und ſeufzt in mir, umflutet mir den Traum, lemuriſch groß. O, wie ſie leben, dachte Alexander verſunken; und wie ich ſie alle gewahre, dieſe und hinter ihnen andre, ihre Brüder und Schweſtern, ihre Ahnen und ihre Kinder, dieſe und die draußen, den Landmann am Pflug, den Drechsler an ſeiner Bank, den Schuſter vor der Waſſerkugel, den Schmied am Windbalg, den Maurer an der Mörtelgrube, den Bergknappen im Schacht, den Uhrmacher, die Lupe am Aug' und auf die Rädchen lugend, den Schlächter und ſein Beil, den Holzfäller im Wald, den Boten, der Briefe bringt, den Drucker am Setzkaſten, den Fiſcher auf dem Meer, den Hirten bei der Herde; die vielen Schweigſamen, die keine Worte haben, alle die unten ſind, weil ſie keine Worte haben, und die nach den Oberen verlangen, nach den Mächtigen, die mächtig ſind, weil ſie Worte haben, ihnen deswegen dienen, weil ſie Worte haben, ſie deshalb zu vernichten trachten, weil ſie Worte haben. Denn Worte haben bedeutet: Wiſſen, Schätze, Ehre, Kraft und Sieg haben. Worte bedeuten Leben. Und dieſe haben keine Worte, fuhr der junge Dichter zu grübeln fort, ich aber beſitze die Worte und bin ihnen das Begehrte und die Gefahr zugleich. Doch nur fern von ihnen beſitze ich die Worte, mitten unter ihnen bin ich ſtumm; was ſie reden, iſt Stummheit für mich, was ich rede, Stummheit für ſie. Verſtünden wir einander, es wäre der Schrecken aller Schrecken; ſie würden mir aus der Bruſt zu reißen ſuchen, was Gott ihnen verſagt hat, ſie würden mich zermalmen in ihrer Wut. Ich

muß fern von ihnen bleiben, um nicht zermalmt zu werden. Wirklich leben, heißt zermalmt werden von denen, die ſtumm ſind.

Indeſſen war die Aufregung der Meuterer beſtändig gewachſen. Der Lärm war ohrenzerreißend. Offenbar ahnten ſie, daß die Herrlichkeit nicht lange dauern könne, und wiewohl ihnen Wengierſky immer von neuem verſichert hatte, im deutſchen Reich gehe jetzt alles drunter und drüber, auch das Militär ſei rebelliſch, war ihnen keineswegs geheuer zumut, und ſie entfeſſelten ſich mit doppelter Gier. In einen Ruf war ein Erlebnis gepreßt; einer berauſchte ſich am Außerſichſein des Andern; Prahlerei klang wie Beichte, Hohn wie Reue; ſie brüſteten ſich mit Roheiten und ſchlechtes Gewiſſen ſchimmerte wie fahle Haut durch einen zerfetzten Rock. Daß ſie gehungert, damit ſchmückten ſie ſich; daß ſie hinterm Buſch gelegen mit einem Mädchen, war heldenhaft; daß ſie den Richter belogen, gezahlte Arbeit nicht vollendet, daß ein niedriger Schurkenſtreich nie ans Licht gekommen, darüber lachten ſie ſich toll. Der eine ſchwärmte von einem Kalbsbraten, den er auf der Kirmes verzehrt, der andre von Wohlleben und Jungferieren, der dritte plätſcherte förmlich in Unflätigkeiten; einer hüpfte mit beiden Füßen und gluckſte nach Hennenart; zwei, die ſchon betrunken waren, hatten einander umhalſt und wimmerten dabei; ein krüppelhafter Burſche ſtieß Gotteslästerungen aus; Hennecke erzählte, daß er einſt einen Bocksbart, in die Haut eines ſchwarzen Katers gewickelt, am Hals getragen, um ſich ſtich- und ſchußfeſt zu machen; der Schatzgräber ſprach von der Zauberblume Eſdamanila, mit

der man alles Gold in der Erde finden könne; der Hochſtapler, deſſen Hirn ein Sammelſurium geſchwollener Romanfloskeln war, ſchilderte ein Liebesabenteuer mit einer Fürſtin, der er dann die Diamanten geſtohlen hatte. Der heitere Konrad fragte vielleicht zwanzigmal, ob jemand die Geſchichte des Majors Knatterich kenne, der ſich in Sachſen für den ruſſiſchen Kaiſer ausgegeben. Dazwiſchen hörte man Worte, wie: „ich wills ihm ſchon geben, wie Johannes dem Herodes will ichs ihm eintränken"; oder: „dem Amtmann hab ich einen glupiſchen Streich angetan, der dreht ſich im Sarg noch 'rum, wenn er meinen Namen hört." Unmöglich, dies Höllenweſen zu beſchreiben; Alexander Lobſien gefror das Mark in den Knochen, und ſchaudernd dachte er: das alles enthältſt du, Leben, du Nußſchale, du ungeheures Meer! Peter Maritz zitterte wie Eſpenlaub; mit leiſer Stimme ſprach ihm Alexander Mut zu. Er erwiderte: „Ein Hundsfott hat Mut. Ein Kerl, der auf ſich hält, kann hier keinen Mut haben. Es iſt des Teufels mit der bürgerlichen Geſellſchaft, daß ihr ſolche Geſchwüre am Körper wachſen. Mut, wo mirs an die Nieren geht? Ein Hundsfott hat Mut."

Auf einmal ſtürzte ein gewiſſer Jamnitzer, ſeines Zeichens Friſeur wie Wengiersky, ein ſchwerer Verbrecher, ein Mörder, der die Manie gehabt, ſeine Opfer zu friſieren, wenn ſie tot vor ihm lagen, und der nur deshalb, als kranker Geiſt, dem Strick entgangen war, dieſer Jamnitzer alſo ſtürzte aus dem Tor des Gefängnishauſes und wies mit Geberden voll Entſetzen zurück ins Finſtere. „Der Eßwein," keuchte er, „der Eßwein."

Urplötzlich ward es ſtille. Nur der Alte auf der Mauerbrüſtung leierte ſeinen blöden Geſang weiter. Dann ſchwieg auch der. Die Sträflinge erhoben ſich und drängten ſich zuſammen. Haupt um Haupt ſtieg aus dem Feuerkreis, und die vielen feuchtglitzernden Augen fragten angſtvoll, was geſchehen ſei. Jamnitzer deutete mit beiden Armen in die Halle; der Adamsapfel an ſeinem hohlen Hals bebte ſchluckend auf und ab.

Sie ahnten; der Unheimliche, war er nun endlich zu ſeinen Töchtern entronnen? Er, dem auch die Freiheit Gefangenſchaft war, der die Worte verſchmähte, dem keine Mitteilung mehr hatte dienen können? Alexander, als er die wilden, tiergleichen Menſchengeſichter lauſchend und feuerglühend dicht nebeneinander ſah, verlor allen inneren Halt, er taumelte gegen das offene Tor, und ein Schrei entrang ſich ſeiner Kehle. Peter Maritz packte ihn und preßte die Hand um ſeinen Arm, aber es war ſchon zu ſpät; ſechzig Augenpaare veränderten die Richtung ihres Blicks und heften die Aufmerkſamkeit gegen die beiden, die ſie auf einmal als Fremde erkannten; Furcht, Mißtrauen und Haß ſprühten aus ihren Mienen. „Es ſind Spitzel;" „es ſind Spione;" „wer ſind ſie?" „wo kommen ſie her?" So wurde gekündet und gefragt. Die Vorderſten ſchoben ſich gegen ſie hin. „Wer ſeid ihr?" gellte eine drohende Stimme aus dem Haufen. — „Ja, wer ſeid ihr?" wiederholte der Rieſe Hennecke; „Eier- und Käſebettler vielleicht? Mutterſöhne und Milchmäuler?" — „Die wollen Hasauf ſpielen," ſchrie Gutſchmied. — „Die kommen aus einer guten Küche," ein dritter. — „Die ſind weich wie

Papier, wenns im Waſſer liegt," ein vierter. „Heraus mit der Sprache, ihr Schweiger!" rief Hennecke und ballte die Fauſt.

Alexander ſtotterte eine Erklärung, doch ſie verſtanden ihn nicht. Ein abſcheuliches Durcheinanderſchreien begann, voller Wut drängten alle näher, da trat ihnen Peter Maritz in ſeiner Herzensangſt entgegen und brüllte mit Donnerſtimme: „Ruhig, Brüder! Wir gehören zu euch! Wir ſind Revolutionsleute! Wir ſinds, die euch frei gemacht haben! Wir haben Lieder gedichtet, die den Tyrannen in die Fenſter geflogen ſind, verderblicher als Kanonenkugeln." — „Hurrah!" heulten die Meuterer. „Her mit den Liedern! Zeigt uns die Lieder! Singt uns eure Lieder! Heraus damit!"

Peter Maritz blickte ſeinen Gefährten flehend an. Alexanders Miene war verſtört. Der Atem der auf ihn Eindringenden verurſachte ihm Übelkeit. Sie forderten ſtürmiſcher, ihr argwöhniſcher Haß war nicht vermindert, Alexander ſchämte ſich für den Freund und fürchtete doch auch für ſich, mechaniſch zog er ſein Gedichtheft aus der Taſche, ſchlug das erſte Blatt um und fing an zu leſen. Die Worte widerten ihn an. Trotz jäh eingetretener Stille vermochte ihn keiner zu hören; die hinterſten drängten ſich wütend vor, noch war der allgemeine Grimm im Wachſen, da entriß Peter Maritz das Manuſkript aus Alexanders Hand, ſtellte ſich in große Poſitur und las mit ſchmetternder Stimme:

Ich richt euch einen Scheiterhaufen,
auf dem das Herz der Zeit erglüht,
mein Volk will ich im Blute taufen,
das ſich umſonſt im Staube müht.

Ich will euch Freiheitsbrücken zeigen
und Kronen, die der Roſt zerfraß,
euch müſſen ſich die Fürſten neigen
und wer im Sold ſich frech vermaß.

So öffnet denn die dunklen Kammern
und ſtrömt hervor wie Gottes Schar,
es ſoll mich heute nicht mehr jammern,
daß geſtern Nacht und Grauſen war.
Auf denn, ihr Armen und Geſchmähten,
du ſeufzend hingeſtrecktes Land,
genug der ungehörten Reden,
ſetzt nur das alte Haus in Brand.

Zerſchlagt, was mürb und morſch im Staate,
von eurer Not klagt Dorf und Flur,
den ſtolzen Henkern keine Gnade,
zerſchmettert Höfling und Pandur.
Der Feige mag vergebens zittern,
der Held macht ſeine Brüder kühn,
und aus zerbrochnen Kerkergittern
wird neue Welt und Zeit erblühn.

Eine andächtige Stille folgte. Wie Schulkinder am Lehrer, der zum erſtenmal vom Evangelium ſpricht, ſahen ſie empor, die Zuchtloſen, die Gemeinen, die Verräter am Eigentum, am Leben, an ſich ſelbſt und an der Menſchheit. Nachdem ſie eine Weile wie atemlos geblieben, brach jählings ein Begeiſterungsjubel von einer Vehemenz los, daß die Mauern der Burg davon erſchüttert ſchienen. „Wer

hat das gemacht?" „Eine tüchtige Choſe." „Ein wackeres Stück." „Das geht wie Trompetenſchmalz." „Geſchrieben hat er's?" „Auf Papier ſteht's geſchrieben?" „Der Dicke hat's gemacht?" „Nein, der Kleine." „Wer? der Kleene?" „Der Kloane?" „Der Schmächtige?" „Tauſendſaſſah." So johlte, ſchrie, gellte, fragte, antwortete es in allen Dialekten durcheinander.

Peter Maritz, auf einem leeren Faß ſtehend, ſchaute mit triumphierender Miene herab, denn ſchon hatte er ſich mit Würde in ſeine Tyrtäos-Rolle gefunden, und es war ihm etwas unbequem, daß ſich der Beifall des entflammten Publikums an Alexander richtete. Doch erſchrak er, als zwei der aufgeregt tobenden Sträflinge den Freund emporhoben, und ihn über den vom Feuer lohenden Platz gegen das geſchloſſene Burgtor trugen. Die übrigen begriffen, was im Werke war;

„Zerſchlagt, was mürb und morſch im Staate,
von eurer Not klagt Dorf und Flur;
den ſtolzen Henkern keine Gnade,
zerſchmettert Höfling und Pandur!"

ſangen ſie in einer Melodie, die ſie irgend einem Vaganten- oder Soldatenlied entnommen hatten. Fünf oder ſechs Kerle riſſen den hölzernen Querriegel vom Tor, die Flügel taten ſich weit auseinander, und der berauſchte, gefährliche Haufe wälzte ſich ins Freie.

Mit totenbleichem Geſicht hockte Alexander auf den Schultern ſeiner Träger. Gedanken von einer abſurden Zerſtücktheit ſchwirrten ihm durch das Hirn. Schon beim Anhören ſeiner Verſe war es ihm zumut geweſen als hätte

ihn Gott auf einer Lüge ertappt. Es iſt alles nicht wahr, ſchrie es in ihm, ich habe euch und mich ſelbſt betrogen. Jetzt weiß ich erſt was ihr ſeid, und weiß was ich bin, aber die falſchen Worte werden mich und euch verderben. Trug und Mißverſtändnis ſchienen ihm ſo ungeheuerlich, daß ihm die Erde wie verkehrt war, wie wenn man Häuſer auf die Dächer baut und Kirchen über ihre Türme ſtülpt. Zwiſchen Furcht und Begreifen, zwiſchen Menſchenliebe und Menſchenhaß, Dichtertraum und Erlebnisqual ſchwankte ſein zerriſſenes und nach Wahrheit ſchmachtendes Herz, und ihm wurde kalt wie im Fieber. Lüge, Lüge, Lüge, knirſchte er, doch in einer letzten, herrlichen Viſion erblickte er ein Bild des Lebens, das ihn in eine Wolke geiſterhaften Schweigens hüllte und ihn vom Schmerz der Schuld und des Irrtums befreite.

Es war gelindes Wetter und Mondſchein. Durch die Allee der blätterloſen Bäume funkelten die Lichter der Stadt herauf. Vom Hof der Plaſſenburg lohte das halbverbrannte Feuer den Davonziehenden nach, die plötzlich mitten in ihre aufrühreriſchen Geſänge hinein den Schall von Trommelwirbeln vernahmen. In der Raſerei des Trotzes ſetzten ſie ihren Weg fort. Peter Maritz, durch die Dunkelheit geſchützt, war dem Sträflingshaufen vorausgeeilt, als er das militäriſche Signal gehört hatte. Ihm bangte um das Schickſal des Kameraden, und erleichtert ſeufzte er auf, als von fern die Helme und Bajonette aus der Nacht blitzten. Der Zuſammenſtoß erfolgte raſcher als die Meuterer gedacht. Eine Kommandoſtimme befahl ihnen über einen Zwiſchenraum von zweihundert Schritten, ſich zu er-

geben. Sie antworteten mit einem Wolfsgeheul. Da praſſelte die erſte Gewehrſalve. Von einer Kugel durchbohrt, ſtürzte Alexander Lobſien lautlos von den Achſeln ſeiner Träger auf das Schottergeſtein der Straße herab. Die Sträflinge wandten ſich zur Flucht.

Zwei Stunden ſpäter ſaß Peter Maritz unten im Leichenhaus neben dem Körper ſeines toten Freundes. Seine Betrachtungen waren ſehr ernſthaft und nicht ohne Reue und Selbſtvorwurf. Kann man beſſer als durch den Tod bezeugen, daß man gelebt? Stand hier ein Wille über dem Zufall, damit das verſucheriſche Wort vom Schickſal erfüllt würde? War dies groß oder niedrig beſchloſſen? häßlich oder ſchön geendet? Es kommt nur auf das Auge an und den Sinn, der es faßt. Über den vergehenden Menſchen bleibt die unendliche, aufgeblätterte Schönheit einer ſtummen Welt.

Franziska hatte ſich aufgerichtet und ſchaute Borſati, der zuletzt ſehr ſchnell, ſehr leidenſchaftlich erzählt hatte, beinahe voll Angſt ins Geſicht. „Ich habe in meinem ganzen Leben etwas dergleichen nie gehört", murmelte ſie, nachdem Borſati geendet. Cajetan ſprang empor und ſagte mit großer Lebhaftigkeit: „Außerordentlich! Es iſt außerordentlich, wie hier ein entlegener Winkel des menſchlichen Daſeins in den Mittelpunkt der Dinge gerückt und gleichſam kosmiſch beleuchtet iſt. Selten war mir ſo tief bewußt, daß alles, was wir tun und treiben eine weitreichende Verantwortung nach vorwärts und nach rückwärts hat." Lamberg, der mit raſchen und wuchtigen Schritten umherging, wie ſtets, wenn er bewegt oder erregt war, ſagte: „Laßt uns jetzt nicht darüber ſprechen. Laßt uns dies aufbewahren, damit wir uns von dem Eindruck Rechenſchaft geben können."

„Findet ihr nicht, daß er eigentlich den Spiegel verdient?" fragte Franziska.

„Das werden wir morgen entſcheiden", gab Cajetan zur Antwort.

„Ich glaube, was den Spiegel betrifft, können wir jedenfalls noch warten", fügte Lamberg hinzu. „Nicht, als ob ich eiferſüchtig wäre", wandte er ſich lächelnd und mit ausgeſtreckter Hand an Borſati, die dieſer freundſchaftlich ergriff und drückte, „aber ich möchte uns andern doch nicht den Weg verrammelt ſehen. Wer weiß, wohin uns dies Beiſpiel noch treiben kann. Anfeuern iſt ein ſchönes Wort

in unſerer ſchönen Sprache. Es bedeutet Licht und es bedeutet Kraft. Und wenn ich nun mein Gefühl überprüfe, ſo muß ich eines jetzt ſchon geſtehen —"

„Aha, nun kommt der kritiſche Pferdefuß zum Vorſchein", neckte Borſati.

„Nicht Kritik", fuhr Lamberg fort, deſſen Züge und Geberden äußerſt edel waren, wenn er in ernſtem Ton redete, „beileibe nicht Kritik, das würde unſere famoſe Symphonie abſcheulich ſtören, ich meine nur, ſo hinreißend und aufwühlend die Geſchehniſſe auf der Plaſſenburg auch ſind, warm wird einem dabei nicht. Es kann einem heiß werden, aber nicht warm. Es geht mehr an die Nerven als ans Gemüt."

„Und der Mann ſagt, er übe nicht Kritik", antwortete Borſati ironiſch. „Es iſt alſo eine lobenswerte Handlung, wenn ich jemand unter Verſicherung meiner Menſchenfreundlichkeit erſchlage?"

„Dennoch hat Georg ſo unrecht nicht", miſchte ſich Franziska in den Streit.

„Solche Äußerungen haben etwas Gefährliches", entſchied Cajetan; „ja, ja, — es gibt Tränen und es gibt ein Schaudern, es gibt eine geiſtige und eine herzliche Ergriffenheit; machen wir uns nicht zu Splitterrichtern, indem wir wägen wollen, was gewichtlos und ſondern, was unteilbar iſt. Nerven! Was heißt das nicht alles heutzutage. Was wird nicht damit entſchuldigt und was nicht herabgezerrt? Ich habe Nerven, nun ja! Und ich klinge, wenn man auf mir zu ſpielen verſteht. Und ich verſage, wenn man mich in pöbelhafter Weiſe berühren und rühren will. Ich

halte nichts von der Sorte Gemüt, die ſich ausbietet und billige Tränen einſammelt. Eine wahrhafte Erſchütterung braucht kein Taſchentuch zum Trocknen der Augen, und ſo faſſ' ich es auch auf, wenn Beethoven einmal wundervoll bemerkt: „Künſtler weinen nicht, Künſtler ſind feurig."

„Was mich an Rudolfs Erzählung gepackt hat", ließ ſich nun auch Hadwiger hören, „und was ich nicht ſobald vergeſſen werde, iſt das eine Wort: Wirklich leben heißt zermalmt werden von denen, die ſtumm ſind. Menſch, wie wahr iſt das! wie unbeſchreiblich wahr!" Alle ſahen nach ihm hin. Er war merklich blaß geworden, während er dies ſagte, und Franziska, auf beide Ellbogen geſtützt, beugte ſich weit vornüber, wie um ihn näher zu betrachten, oder wie um ihn zu ſuchen, und in ihren Lippen, die geſchloſſen blieben, war eine ſeltſam zärtliche Regung, in ihren Augen eine ſchmerzliche Trauer. Borſati, der ſie am beſten kannte, glaubte zu ahnen, was in ihr vorging. Sie fühlte ſich hinſchwinden, und ihr ermüdeter Arm verlangte nach einem Halt. Dieſes Herz, das ſo gern und ſo jubelnd geliebt, konnte ſich auch in der Freundſchaft zu einer Glut entzünden, die in der körperlichen Ohnmacht nur umſo reiner ſtrahlte. Oder befand er ſich in einem Irrtum? War dies ein letztes Werben, ein letztes Vergeſſenwollen, ein letztes Anſchmiegen, letzter Sturm und letzte Raſt, bitter gemacht durch ein drohendes Zuſpät und ſüß durch die Illuſion einer Dauer?

Das eingetretene Schweigen wurde durch Emil unterbrochen. Er war bei der Brücke geweſen und „erlaubte ſich zu melden", daß es drunten ſchlimm ausſehe; im Markt

habe der Bürgermeiſter telegraphiſch um Entſendung eines Pionierbataillons gebeten, auch ſtehe die Seevilla, das kleine Hotel, in welchem die Freunde logierten, ſchon unter Waſſer. Bei dieſer Nachricht rüſteten ſich Cajetan, Borſati und Hadwiger erſchrocken zum Aufbruch. Lamberg ſchickte ſich an, ſie zu begleiten. „Wenn ihr die Zimmer verlaſſen müßt", ſagte er, „könnt ihr euer Gepäck heraufſchaffen; die Nacht über bleibt ihr dann jedenfalls hier im Haus und morgen werden wir ſehen, was zu tun iſt. Sie gehen mit, Emil", rief er dem Diener zu. Die Laternen wurden angezündet, und alsbald marſchierten ſie durch den Regen hinunter zum See. Wo eine Mulde im Wege war, ſtand das Waſſer fußtief; flachgelegene Wieſenſtücke waren überſchwemmt; der Traunbach, ſonſt nur mit ſchwachem Brauſen vernehmbar, erfüllte mit ſeinem Donner die ganze Landſchaft.

An der Brücke hatten ſich ziemlich viele Menſchen angeſammelt und blickten beſorgt drein. Die Finſternis laſtete wie ein Klotz auf der Erde, und der Schein ſchwacher Lichter machte ſie vollends undurchdringlich. Bauern in hohen Waſſerſtiefeln und mit Fackeln in den Händen liefen am Ufer des furchtbaren Stroms hin und her und zogen allerlei ſchwimmendes Hausgerät, das ſie erfaſſen konnten, ans Land. Die Freunde eilten auf einem Pfad, den hundert Rinnſale faſt ungangbar gemacht hatten, zur Seevilla. Der Wirt mußte beſtätigen, daß Gefahr im Verzug ſei, in den Kellern ſei das Waſſer vier Fuß hoch geſtiegen, doch befürchte er nichts Schlimmeres, als daß das Haus von dem Verkehr mit der Außenwelt abgeſchnitten werde;

die Wirkung eines Wehrbruchs werde ſich erſt an den Ufern der Traun äußern und am verderblichſten im Markt, wo ſich die Abflüſſe dreier Seen vereinigen.

Trotzdem es Lamberg widerriet, beſchloſſen die Freunde, bis zum andern Tag im Hotel zu bleiben. Sie gingen ruhig zu Bett, und die Nacht verlief ohne Störung. Am Morgen teilte ihnen der Wirt mit, daß er gezwungen ſei, das Haus zu ſchließen; er deutete in den Garten, deſſen Beete ſchon unter Waſſer ſtanden. Cajetan ſprach in der erſten Beſtürzung von Abreiſe. Der Wirt ſchüttelte den Kopf und erwiderte, die Chauſſee zum Markt und zur Station ſei nicht mehr paſſierbar, außerdem hätten die Eiſenbahnzüge ſeit geſtern zu verkehren aufgehört. „Demnach ſind wir alſo richtig eingeſperrt", rief Borſati. — „Und wie ſteht es weiter oben? iſt man in der Villa Lamberg ſicher?" fragte Cajetan unruhig. — „Droben iſt man ſicher, wenn es nicht ſolange regnet, daß der Wald entwurzelt wird", war die Antwort.

Mit vieler Mühe wurde ein Wagen aufgetrieben; die Freunde hatten unterdeß gepackt, und eine Stunde ſpäter plätſcherten die Pferde mit der kofferbeladenen Kutſche durchs Waſſer bis zum Weganſtieg. Cajetan und Borſati fuhren zu Lamberg, Hadwiger begab ſich zur Seeklauſe, um bei den Arbeiten am Wehr womöglich Hilfe zu leiſten. Wie er vermutet hatte, fehlte es dort an einer ſachgemäßen Führung, denn der vom Bezirkskommando abgeſchickte Ingenieur war noch nicht eingetroffen, und die Pioniere konnten erſt am folgenden Tag zur Stelle ſein. Was die Bauern unternahmen, war zweckdienlich, aber die Leitung eines

Fachmannes mußte ihr Beginnen wesentlich fördern. Unter den Zuschauern befand sich auch der Fürst Armansperg; seine Würde, sein Ansehen, seine dominierende Persönlichkeit verliehen ihm das Recht der Beaufsichtigung und des tätigen Anteils. Hadwiger stellte sich ihm vor; der Fürst kannte seinen Namen und war glücklich, die Unterstützung eines Berufenen zu gewinnen. Die Leute folgten Hadwigers Befehlen willig, ja, im Bewußtsein dessen, was auf dem Spiele stand, lasen sie ihm die Worte von den Augen ab. Gegen Mittag kam endlich der Regierungs-Ingenieur, der allenthalben die größten Schwierigkeiten gefunden hatte, um durch die überschwemmten Gebiete ans Ziel zu gelangen; er war sichtlich gekränkt, als er einen Kollegen am Werke traf, dank dessen Bemühungen die größte Gefahr einstweilen abgewendet worden war. Hadwiger kannte die Sorte und ihre enge Gesinnung, er lächelte nur heimlich vor sich hin. Der Fürst hatte ihn scharf beobachtet und zuckte kaum merklich die Achseln. Als Hadwiger ging, gesellte er sich an seine Seite. „Sie haben den gleichen Weg?" fragte er. Hadwiger erwiderte, daß er zur Villa Lamberg gehe und daß er von Freunden dort erwartet werde. Ein Schatten des Nachdenkens flog über das gelbliche Gesicht des Fürsten, und seine angespannte Miene verdüsterte sich für einen Augenblick. Er sprach dann von der Ungunst des Wetters und wies auf einige Gipfel, auf denen frischgefallener Schnee eine Wendung zum Bessern verkündete. Hadwiger brachte die Rede auf den See-Abfluß, erklärte die ganze Anlage für mangelhaft und hielt eine gründliche Erneuerung für unerläßlich. Der Fürst stimmte ihm bei. Als er sich an der

Pfadkreuzung verabſchiedete, drückte er ihm die Hand, dankte noch einmal, und etwas in ſeinen ſtahlgrauen Augen ſchien fragen zu wollen, die gleichgiltigen Worte, die gewechſelt waren, verleugnen zu wollen. Doch war dies nur der Eindruck einer Sekunde, und vielleicht ſtützte er ſich auf eine empfindſame Täuſchung.

Lamberg hatte die Freunde in einem von der Villa nicht weit entfernten Bauernhauſe untergebracht, in welchem drei winzige Stübchen mit winzigen Betten zum Schlafen Raum genug boten. Beim gemeinſchaftlichen Mittageſſen erſtattete Hadwiger Bericht über ſeine Begegnung mit dem Fürſten. Lamberg winkte ihm vergebens zu, Caſetan räuſperte ſich vergebens; da er nur auf Franziska acht hatte, überſah er die abmahnenden Zeichen; erſt als der neben ihm ſitzende Borſati ihm etwas unſanft auf den Fuß trat, hielt er inne, ſchaute ſich verwundert um und errötete. Er bemerkte auch jetzt Franziskas veränderte Miene; ſie legte Meſſer und Gabel hin, klemmte die Unterlippe zwiſchen die Zähne und ſank förmlich in ſich zuſammen. Während Lamberg eilig das Thema zu wechſeln verſuchte, faßte ſie ſich raſch, und zu Hadwiger gewandt, ſagte ſie mit ſchwacher Stimme: „Du haſt dich alſo da unten nützlich gemacht, Heinrich? Man vergißt eigentlich ganz, daß du dazu auf der Welt biſt, um die Elemente zu bändigen.“ Alle atmeten ſchon erleichtert auf; plötzlich jedoch erhob ſie ſich und ging aus dem Zimmer. Hadwiger wollte ihr folgen, die Freunde hielten ihn zurück. Sie hatten Mitleid mit ſeiner Ratloſigkeit und zwangen ſich über den Zwiſchenfall einige Scherze ab. Hadwiger aber ſagte: „So kann dies

nicht weiter gehen. Was verheimlicht ſie uns? Warum verheimlicht ſie es uns? Warum verpflichtet ſie uns zu ſchweigen und ſo zu tun als wollten wir von nichts wiſſen? Weshalb ſoll der Fürſt nicht erwähnt werden, den ſie doch während des letzten Jahres nicht einmal geſehen hat? Liebt ſie ihn? Keineswegs! Und wenn es bloß der Name iſt, den ſie nicht hören will, der Name eines Menſchen, der ihr nahe geſtanden iſt, bevor das mir unbekannte Schreckliche geſchah, weshalb erträgt ſie dann uns, unſere Geſichter und die Erinnerungen, die ihr unſer Anblick immerfort wachrufen muß? Ich verſtehe nichts von alledem."

Die Freunde antworteten nicht. Stumm blickten ſie auf ihre Teller. Nur Borſati murmelte nach einer Weile: „Zeit, Zeit, Zeit." Doch Hadwiger fuhr fort: „Wir müſſen und müſſen ſie zum Sprechen bringen. Ich bin ſicher, ſie verachtet unſere Willfährigkeit, und was wir für Takt und Diskretion halten, erſcheint ihr als Feigheit trotz der Forderung, die ſie geſtellt hat. Es bedrückt ſie, ſie will den Alp von der Bruſt gewälzt haben, und was ſie uns ſagt, iſt nicht das, was ſie wünſcht. Wozu ſeid ihr denn ſo wortgewandt? ſo verſchlagen, ſo zart, erfahren und mächtig in Worten? Da iſt nichts unerreichbar, und wenn ihr wollt, ſo unternehm ich's ſelber; dieſe Spannung, dieſe Vorſicht, dieſes Zaudern, das iſt ihrer und unſerer nicht würdig."

„Nun, Heinrich, an Beredſamkeit fehlt es Ihnen wahrhaftig nicht", entgegnete Borſati. „Deſſenungeachtet warne ich Sie vor einem übereilten Schritt. Wir müſſen Franziska ſchonen." Er dämpfte ſeine Stimme zu einem Flüſtern und ſchloß: „Ja, wir müſſen ſie ſchonen, denn ich habe Grund

zu ſchlimmen, zu ſehr ſchlimmen Befürchtungen. Genug jetzt davon. Das Leben dieſer Frau gleicht einem Kunſtwerk; freuen wir uns ſeiner, ſolang es möglich iſt, und profanieren wir es nicht durch Mißlaune und Sorge. So faßt es Franziska ſelbſt auf, glaubt es mir, und je heiterer, je unbefangener wir ſind, je glücklicher wird ſie ſein, je dankbarer auch. Es ſchmeichelt ihr, in einem höhern Sinn, in einem Sinn von Reinheit, Schönheit und Schmerzloſigkeit."

Die Andern ſchauten Borſati mit Blicken voll Achtung und Zuſtimmung an. Was ſo ſelten iſt unter Männern, unter Menſchen überhaupt, ſie ließen ſich von der beſſeren Einſicht überzeugen und vermochten demgemäß zu handeln. Hadwiger war jedoch kaum fähig, ſeine Trauer zu verbergen. Bald nachher nahm er Mantel und Hut und wanderte in die Wälder. Erſt als es dunkelte, kehrte er zurück. Inzwiſchen hatte es endlich auch zu regnen aufgehört. Franziska weilte noch in ihrem Zimmer, und der Schimpanſe leiſtete ihr Geſellſchaft. Einigemal klang ihr ſonores Lachen durch das ganze Haus. Schon gegen ſieben Uhr kam ſie herunter, im weißen Kimono, und nahm ihren gewohnten Platz auf der Ottomane ein. Sie zeigte eine freundlich-neugierige Miene und ließ eine Bernſteinkette, die ſie um den Hals trug, wohlig durch die Finger gleiten. Hadwiger küßte ihr vor Freude die Hand, als er ſie ſo friſch, ſo gegenwärtig ſah.

Cajetan ſagte, er könne die Plaſſenburger Leute nicht los werden. „Die Geſchichte hat etwas Hinterhältiges", meinte er, „das einen wie in Schuld verſtrickt. Vor Jahren

hörte ich einmal von einem Mörder, in deſſen Zelle eine Schwalbe geflogen war. Er ſchloß eilig das Fenſter, um das Tierchen am Fortfliegen zu hindern, fütterte es tagelang mit Brotkrumen und faßte eine heftige Zuneigung zu dem verirrten Geſchöpf, das ſich ſeinerſeits an den Menſchen ſtill zu gewöhnen ſchien und kein Verlangen äußerte, dem traurigen Aufenthaltsort zu entkommen. Tagelang behütete der Sträfling ſeinen kleinen Freund, wußte ihn vor den Augen des Wärters zu verbergen und wenn er die Schwalbe in der Hand hielt und unter den Federn ihr klopfendes Herz ſpürte, hatte er eine Empfindung, die der Frömmigkeit ſehr ähnlich war. Eines Tages entdeckte der Aufſeher den kleinen Zellengenoſſen; er packte die Schwalbe und tötete ſie mit einem einzigen rohen Griff. Der Häftling ſchrie auf wie ein Raſender, ſtürzte ſich blitzſchnell auf den Mann und erdroſſelte ihn. Dieſe Begebenheit verfolgte mich mit denſelben Gefühlen von Schuld und Verantwortung."

„Ein Zeichen, daß der Menſch kein vereinzeltes Weſen iſt, auch wenn er ſich ſo gibt, ſondern daß er ſeiner Zugehörigkeit zum Welt- und Menſchheitsganzen tief innerlich bewußt bleibt", antwortete Borſati.

„Der luſtige Irrtum, der für die zwei Literaten ſo übel ausfiel, erinnnert mich an ein Abenteuer, das ein Vetter von mir in Brüſſel hatte, eine Art Philoſoph, ein ziemlich verträumter und weltfremder Menſch", erzählte Lamberg. „Er hatte eine kleine Seereiſe vor und kaufte bei einem Hutmacher eine Sportmütze. Danach ging er in den Straßen ſpazieren, und es iſt nicht nebenſächlich zu erwähnen, daß

er beim Sehen ſtets die Hände auf dem Rücken zu halten pflegte. Ins Hotel zurückgekehrt, legte er den Mantel ab und langte zuvor in die Taſche, um ein Schnupftuch herauszunehmen. Er riß Mund und Augen vor Erſtaunen auf, als er erſt die eine, dann die andre Manteltaſche vollgepfropft fand mit Schmuck und Geldbörſen, mit Armbändern, goldnen Uhren, Broſchen, Brillantnadeln, Halsketten, kurz, mit einer Reihe von Gegenſtänden, deren Wert er trotz ſeiner verwirrten Sinne auf fünfzig- bis ſechzigtauſend Franken anſchlug. Er war nicht weit davon entfernt, an Zauberei zu glauben, und nachdem er ſich der Sachen entledigt hatte, zog er den Mantel wieder an und eilte neuerdings auf die Straße, um dem Geheimnis auf die Spur zu kommen. Es war Abend, er mußte ſich durch ein dichtes Menſchengewühl drängen und gab dabei, ſo gut es ſeine Erregung zuließ, auf ſeine Taſchen acht. Und ſiehe da, nach wenigen Minuten ſpürte er abermals Kleinodien, Portefeuilles und Spitzentücher drinnen. Ihm graute vor der Unheimlichkeit des Vorgangs, er rannte in ſein Quartier, bemerkte aber nicht, daß ihm ein Detektiv folgte, deſſen Aufmerkſamkeit er durch ſein Benehmen erweckt hatte, ihn vor der Türe ſeines Zimmers anrief, ſich legitimierte und ſogleich ein Verhör begann. Die Ratloſigkeit meines Vetters war jedoch ſo groß, daß an ſeiner Unſchuld von vornherein nicht zu zweifeln war, und der kluge Poliziſt fand auch bald die Löſung des Rätſels. Jenem Hutmacher hatte ein unbekannter Beſteller einen auffallend gemuſterten Stoff gebracht, aus dem er ein Dutzend Mützen anfertigen ſollte. Der Stoff hatte für dreizehn Mützen gereicht, zwölf waren

abgeliefert worden und die dreizehnte wurde als Extraprofit dem erſten Beſten verkauft, der eine Reiſekappe zu erſtehen wünſchte. Der promenierte dann als Signalmann und unfreiwilliger Hehler einer Bande von Taſchendieben auf den Boulevards. Hätte er ſich weniger exaltiert benommen, ſo hätte er durch bloßes Spazierengehen in einer Woche Beſitzer von unermeßlichen Schätzen werden können."

„So macht Gewiſſen Memmen aus uns allen", zitierte Borſati lachend. „Eine lehrreiche Anekdote, worin ſchlagend bewieſen wird, daß Kleider Leute machen."

„Ich muß wieder von den beiden Plaſſenburger Dichtern reden", ſagte Cajetan; „ſie beſchäftigen mich. Es iſt etwas ſehr Bedeutſames in der Rivalität zwiſchen Alexander und dem Bramarbas Peter Maritz, wennſchon die Farben ein wenig gar zu dick aufgetragen ſind. Die Szene, wie dieſer Unfähige und wahrſcheinlich auch Unfruchtbare die Verſe deklamiert, die er vorher verworfen hat, und wie er, durch den Beifall berauſcht, plötzlich ſich ſelbſt als den Schöpfer fühlt, enthält eine Wahrheit, die zugleich rührend und grauſam iſt. Wie wenig muß ein ſolcher Menſch der eigenen Kraft gewiß ſein."

„Die Macht der Selbſttäuſchung iſt eben unendlich", entgegnete Lamberg. „Ich weiß nicht, ob ihr euch an den Fall jenes berühmten Schriftſtellers erinnert, der das Buch eines Unbekannten und Namenloſen, welches ihm unter vielen Manuſkripten zugeſandt worden war, veröffentlichte und nicht nur die Welt betrog, ſondern auch ſich ſelbſt, denn es war ihm zumute, als ob er das Werk geſchaffen hätte, da es ganz aus der Stimmung ſeines Geiſtes war

und auch unter ſeinen Freunden und Anhängern niemand eine Fremdartigkeit oder Verſchiedenheit bemerkte. Jahre waren vergangen, da trat ihm der Verfaſſer des Buches gegenüber und forderte Rechenſchaft. Dieſer Mann war eine Hyäne und ſein Talent eine der teufliſchen Erfindungen der Natur, die unſern Glauben an die Zweckmäßigkeit des irdiſchen Getriebes erſchüttern können. Der alternde Schriftſteller wurde ſein Opfer. Er brandſchatzte ſein Vermögen, untergrub ſeine Arbeitsfreude, warf ſich zum tyranniſchen Kritiker und Bearbeiter ſeiner Bücher auf und trieb ihn ſchließlich zum Selbſtmord. Über dem Grab des Unglücklichen brach das niedrigſte Gezänk aus, bei welchem die Ehre und der Ruf des Toten für immer vernichtet wurden und die Früchte eines inhaltvollen Lebens gleichſam verfaulten."

„Wie ihr wißt," ſagte Cajetan, „hat ſich der unglückliche Chatterton das Leben genommen, weil er beſchuldigt worden war, die von ihm veröffentlichten Balladen ſeien fremde Erzeugniſſe, er habe die Handſchriften in einem Kloſter gefunden und die Originale vernichtet. Später hat ſich freilich herausgeſtellt, daß dieſe von Feinden und Neidern verbreitete Anklage unbegründet war und daß der junge, erſt neunzehnjährige Poet mit erſtaunlicher und genialer Sicherheit den Ton und Rhythmus der vergangenen Zeiten getroffen hatte. Aber er hatte keine Waffe gegen die falſche Beſchuldigung. Er hatte keinen Beweis gegen ſie. Denkt euch, eine ſchöne Frau reiſt allein in einem fremden fernen Land, und ſie tritt mit einer Diamantkette um den Hals in eine Geſellſchaft und man bezichtigt ſie

plötzlich, daß ſie die Juwelen geſtohlen hätte, und ſie hat kein Mittel, ſich dagegen zu wehren als ihr Wort, ihre Beteuerung, — ſo werdet ihr noch lange nicht in die Qual von Chattertons Lage verſetzt ſein, denn im Lauf der Zeit wird die Frau ja doch nachweiſen können, daß der Schmuck ihr Eigentum iſt. Chatterton konnte dieſes nicht; ſeine Wahrheit galt für Lüge; wie hätte er die Welt überzeugen können? Der Jüngling brach zuſammen unter den ſchmutzigen Wogen der Verleumdung. Sein inneres Feuer verloſch. Er war an der Menſchheit und an ſich ſelbſt irre geworden. Vielleicht gab es eine Stunde vor ſeinem Tode, wo er ſo tief an ſich zweifelte, daß ihm die eigene Schöpfung wirklich wie ein Trugbild vorkam und er ſich genarrt dünkte wie einer, der nicht weiß, was er getan hat und was mit ihm geſchehen iſt. Vielleicht war ihm wie einem zu ſpät Geborenen oder wie einem jener ſagenhaften Schläfer, die erſt nach Jahrhunderten erwachen und keine Heimat mehr haben, nichts was ſie an die Nation und an die Zeit kettet und die ihre Seele verlieren müſſen, weil kein Bruderauge ſie erkennt."

„Es ſchadet nicht, wenn die Menſchen hie und da Einblick in das Dämoniſche dieſes Berufs gewinnen", meinte Borſati. „Die großen Werke werden hingenommen, als ob der Himmel ſie in einer freigebigen Laune geſpendet hätte, und was an Schöpferſchmerz dahinter ſteckt, ahnen nur wenige. Vielleicht ſoll es ſo ſein, vielleicht iſt es gut ſo, aber im allgemeinen nimmt man es doch zu ſeelenruhig hin, und wo ein außerordentlicher Mann perſönlich auftritt, zeigt ſich ſofort das Element der frechen Se-

mütlichkeit, ſelbſt in der Verehrung, die man ihm zollt. Bei Balzac heißt es einmal köſtlich: der Kaufmann ſteht einem Schriftſteller immer mit gemiſchten Gefühlen gegenüber. Dieſes inſtinktive Mißtrauen iſt beſonders dem Deutſchen eigen."

„Daran ſind aber auch die Schriftſteller ſchuld", antwortete Lamberg, „und nicht bloß die mittelmäßigen, deren Anzahl das Land allmählig in eine Ablagerungsſtätte von Makulatur verwandelt, ſondern auch die beſſeren Köpfe. Viele von ihnen, ſobald ſie ihren privaten Kreis verlaſſen, bieten dem Bürger das unerfreuliche Schauſpiel einer ſchrullenhaften Lebensführung und überflüſſiger Extravaganzen. In ihrem ſozialen Daſein fehlt das Bindende und Verantwortliche, und da muß eben der Mann aus dem Publikum zutraulich werden, wenn er ſich nicht feindſelig ſtimmt. Iſt euch der Name Hypolit Paterner im Gedächtnis? Ein Dichter. Man ſagt damit heutzutage wenig, aber er war ein Dichter. Sein Name war dem Bildungspöbel geläufig, nicht wegen ſeiner Leiſtungen, ſondern weil er in einer zyniſchen Oppoſition gegen alles Herkommen lebte und ſeine in Weinbutiken und auf Bierbänken verbrachte Exiſtenz eine für luſtig geltende Herausforderung an den Bürger war. Der Alkohol richtete ihn zu grunde. In einem italieniſchen Neſt ſtarb er eines elenden Todes. In ſeinem Teſtament war die Beſtimmung enthalten, daß ſein Kopf abgeſchnitten und in Deutſchland verbrannt werden ſollte; der übrige Körper wurde an Ort und Stelle begraben. Seine Geliebte, eine tüchtige und entſchloſſene Frauensperſon, die ihn bis zur letzten Stunde

gepflegt hatte, verpackte den präparierten Kopf in einer Hutſchachtel und fuhr damit zur nächſten Bahnſtation. Dort mußte ſie mehrere Stunden auf den Zug warten, und ſie begab ſich in eine Kneipe, um ihr Mittageſſen einzunehmen. Die Schachtel und mehreres andre Reiſegepäck hatte ſie neben ſich auf Stühle verſtaut. Plötzlich kam ein Facchino und trieb ſie zur Eile. In der Haſt wurde die Schachtel vergeſſen. Nun ſaßen in der elenden Oſteria einige Fuhrleute und Knechte, die konnten nicht recht ſchlüſſig werden, was mit dem zurückgelaſſenen Ding anzufangen ſei; indes ſie eifrig dem Chianti zuſprachen, gingen ſie endlich daran, die Schachtel zu öffnen, und da zog ein junger Menſch das Haupt des Dichters bei den Haaren in die Höhe und ließ es dann ſchreckerſtarrt auf die Tiſchplatte fallen. Alle ſprangen empor und flohen in abergläubiſchem Entſetzen. Draußen drückten ſie ihre Geſichter an die Fenſterſcheiben, Mädchen und Frauen und viel Volk aus der Umgebung ſtrömte herzu und ſie ſpürten ein verlockendes Grauſen bei der Betrachtung des Schädels, auf deſſen wachsbleichem und melancholiſchem Petroniusgeſicht ein kaum bemerkbares Spottlächeln zu ſchweben ſchien."

„Nein, nein, nein," rief Franziska, „das will ich nicht hören, und wenn es paſſiert iſt, erſpart mir, darum zu wiſſen. Ach, wie machſt du mich ſchaudern, Georg! Das iſt wie ein Fieberbild."

„Ein teufliſches Epigramm auf ein ganzes Leben," ſagte Cajetan, „und wenn ſich auch unſere liebenswerte Dame entrüſtet, hier ergreift mich etwas gleich einem Menetekel. Wie ja oft im Hintergrund dieſer anſcheinend ſchnurrigen

und barocken Schickſale die tiefſte Finſternis gähnt und eine Vergeltung ſich erhebt, die keine menſchliche Rachſucht hätte erſinnen können."

„Derſelbe Paterner iſt es auch, dem die Geſchichte mit dem Kometen Styriax zugeſchrieben wird", fuhr Lamberg fort, und ſeine heitere Miene verſprach eine gutartige Wendung.

„Paterner wohnte einmal für ein paar Monate in einer kleinen deutſchen Stadt, und zwar in einem ſogenannten Familienhotel, eine Bezeichnung, die ſchon allein ſeinen Ärger und ſeinen Hohn wachrief. Er nahm ſich vor, die Leutchen ein wenig durcheinanderzuſchütteln, und eines Abends, während der gemeinſchaftlichen Mahlzeit, erhob er ſich von ſeinem Seſſel und hielt mit dem Geſicht eines Totengräbers folgende ernſte Rede: „Meine Herrſchaften, ich habe ſoeben ein Telegramm meines Freundes, des Lord Lotterbeck in San Franzisko bekommen. Lord Lotterbeck iſt, wie Sie wiſſen, der bedeutendſte Aſtronom der Gegenwart und Teleſkopiſt an der Lickſternwarte. Hören Sie den Wortlaut des Telegramms: ‚Komet Styriax ſeit dreiundzwanzig Stunden in Sicht. Unvermeidlicher Zuſammenſtoß mit unſerem Erdball heute Nacht zwölf Uhr, ſieben Minuten. Ordne deine Angelegenheiten, bereue deine Sünden, um zwölf Uhr acht Minuten biſt du nur noch ein Liter Waſſerdampf. Letzten Gruß vom feſten Aggregatzuſtand, dein Cincinatti Lotterbeck.' Meine Herrſchaften, es iſt jetzt neun Uhr. Sie haben noch drei Stunden ſieben Minuten zu leben. Füllen Sie die Salgenfriſt mit dem koſtbarſten Inhalt, denn mit Himmel und mit Hölle iſt es

jetzt vorbei, es erwartet Sie das Nichts." Zuerst glaubten die erschrockenen Zuhörer natürlich an einen üblen Spaß; als aber zwei Herren, es waren Freunde und Mitverschworene Paterners, Schmierenschauspieler aus der Nachbarschaft, ins Zimmer stürzten, und mit dem Wehgeschrei: Styriax kommt, wir sind verloren! die Fenster aufrissen, die Arme in die Luft streckten und sich so weltuntergangsmäßig verzweifelt geberdeten, daß sie dafür auf dem Theater mit Beifall überschüttet worden wären, hatte es mit der Fassung der Gesellschaft ein Ende. Die Frauen begannen zu schluchzen, die Männer liefen unruhig auf die Straße und kehrten angstschlotternd zurück; indessen hatte Paterner Punsch bereitet, zum Leichenschmaus, wie er sagte, und verteilte die Portionen aus der gefüllten Terrine. Er verkündete, zwischen hundertachtzig Minuten und hundertachtzig Monaten sei vom Standpunkt der Philosophie kein Unterschied, da doch das ganze Leben nur eine Illusion wäre, die beiden Schauspieler wußten auf eine raffinierte Weise die trockenen Gemüter in Brand zu setzen, und nach kurzer Weile ging es ähnlich zu wie unter den Losgelassenen auf der Plassenburg. Aus stillen, tugendhaften Damen brach die Lebensgier hervor, ehrsame Beamte zeigten eine Verwilderung, vor der selbst ein Paterner schamrot wurde, wenngleich er alle schlimme Meinung dadurch bestätigt fand, die sich über die Seknechteten der sozialen Mittelschicht in ihm angesammelt hatte. Über der Stadt draußen lastete ein dumpfes Schweigen; es war eine Märznacht, der Mond war von zwei violetten Höfen umgeben; die betörten Menschen zitterten vor der Drohung der Natur, haltlos schwank-

ten ſie zwiſchen ihrem Jammer und dem tieriſchen Entzücken über den Beſitz einer wenn auch noch ſo kargen Gegenwart. Die Szene wurde gefährlich; Hyſterie und Furcht führen ſtets zum Taumel der Sinne und ſteigern ſich durch ſich ſelbſt. Solche Zuſtände kann man bei allen geiſtigen Epidemien beobachten, im Kleinen wie im Großen. Es iſt als ob die eingeſperrte Beſtie im Käfig nur darauf warte, daß die Stäbe geſprengt würden, um die Ohnmacht ſeiner Lehrer, ſeiner Prediger, ſeiner Bändiger zu beweiſen. Paterner hatte genug geſehen. Auf ſo reiche Belehrung innerhalb einer Komödie war er nicht gefaßt geweſen, und bis zum äußerſten wollte er es nicht treiben. Er erhob ſein Glas und ſprach: ‚teure Erdgenoſſen! ich erfahre ſoeben, daß ſich mein Freund Lotterbeck um ein Jahrtauſend verrechnet hat. Ich erlaube mir, Ihnen zu dieſem unerwarteten Glücksfall zu gratulieren. Verwenden Sie dieſe tauſend Jahre ſo, wie Sie die drei Stunden verwendet haben würden. Ich wünſche eine angenehme Bettruhe.‘ Damit verbeugte er ſich und verſchwand. Die Gäſte des Familienhotels ſollen am andern Morgen nach allen vier Himmelsgegenden auseinandergeſtoben ſein.“

„Das Hiſtörchen iſt nicht ohne Salz,“ meinte Cajetan. „Aber ich muß doch geſtehen, daß mir Figuren vom Schlag dieſes Paterner unbehaglich ſind. Ich unterſchreibe alles, was Georg vorhin über das ſchrullenhafte ſolcher Leute geäußert hat. Das wirkt im einzelnen Fall amüſant, als Merkmal eines Lebensprinzips ſtimmt es mich herab. Man braucht deswegen nicht für ſauertöpfiſch zu gelten. Ich ſage mir, ſo lang der Deutſche in ſeinen Künſtlern immer

noch Bohemiens ſieht, iſt auf eine edlere Geiſteskultur nicht zu zählen. Der Bohemien iſt nicht Mitkämpfer, er iſt ein Ungeſetzlicher, ein Freibeuter, ein Zufälliger. Wehe der Nation, die ihre Künſtler nur als pflichtenloſe Genießer einer gutmütig zugeſtandenen Ungebundenheit betrachtet. Die Deutſchen haben keine Ahnung, daß der echte Künſtler auch ein echter Arbeiter iſt. Was für eine verlogene Vorſtellung des Malers hat ſich zum Beiſpiel in den meiſten Köpfen erhalten? Freilich unter Beihilfe einer gewiſſen blümeranten Literatur, in der noch heute jeder Maler ein Sammetröckchen, eine fliegende Krawatte und einen Schlapphut trägt und auf ſeiner Palette das Blut zerriſſener Frauenherzen in die Farben miſcht. Nein, da iſt nichts zu lachen; ich kenne Männer aus der Geſellſchaft, die ganz insgeheim der Anſicht ſind, die Kunſt ſei eigentlich doch nur eine Ausrede für Müßiggang und Donjuanerie. Welch ungeheure, ja tragiſche Konflikte gerade bei den bildenden Künſtlern das Handwerk als ſolches ins Leben ruft, das kann ich am Schickſal zweier Maler darlegen. Ich habe den Bericht von einem genauen Freund des einen und glaube für ſeine Zuverläſſigkeit bürgen zu können. Übrigens ſprechen die Ereigniſſe für ſich ſelbſt."

Alle ſetzten ſich erwartungsvoll zurecht, und Cajetan erzählte die Geſchichte der beiden Maler.

Nimführ und Willenius

Als Willenius ſeine erſte Ausſtellung im Propyläenſaal veranſtaltete, war er dem engen Kreis von Fachgenoſſen, die in der Stille das Urteil über einen Künſtler prägen, längſt kein Unbekannter mehr. Das Publikum blieb der neuen Größe gegenüber froſtig, aber die vom Handwerk gerieten aus dem Häuschen und in den Künſtlerkneipen wurde von nichts anderem geredet. So hatte noch niemand einen Baum, eine Wieſe, die Luft einer ſommerlichen Mittagsſtunde, den Schritt eines Säers, die Bewegung eines Holzhackers geſehen und gemalt. Man wußte nicht, was mehr zu beſtaunen ſei, die Leidenſchaftlichkeit der Anſchauung oder die aſketiſche Strenge der Technik, die geſtaltende Kraft, die alle Erſcheinung auf einfachſte Linien zurückführte, oder die Kühnheit, mit der ein hundertfältiges Spiel des Lichtes und der Reflexe von einem feſten, ja ſtarren Kontur bezwungen wurde.

Jahrelang gehörte Willenius zu den täglichen Stammgäſten eines kleinen Kaffeehauſes hinter der Akademie; er hockte meiſt allein in einem Winkel, entweder mit dem Skizzenbuch beſchäftigt oder ſtumm vor ſich hinbrütend, wobei er aus einer engliſchen Pfeife rauchte. Er war ein langer, magerer Menſch mit bartloſem Geſicht, in welchem ein dünner, greiſenhafter Mund und ſchwarze, faſt glanzloſe Augen ſaßen. In ſeinen Manieren war etwas Geſchraubtes, und er grüßte die flüchtigſten Bekannten mit einer feierlichen Grandezza, die halb komiſch, halb rührend war und auf viel erlittenes Elend ſchließen ließ. Eines

Tages war er verſchwunden, und erſt geraume Zeit nachher erfuhr man, daß er ſich irgendwo auf dem flachen Land niedergelaſſen habe. Dort lebte er mit den Bauern wie ein Bauer. Die Bedürfniſſe dieſes Mannes waren primitiv; er rechnete nicht darauf, mit ſeiner Arbeit mehr Geld zu verdienen als man unbedingt braucht, um zu vegetieren, ſchon deswegen nicht, weil ihm ſeine Bilder kein Vollendetes waren; ſie galten ihm nur als Merkzeichen auf den Beginn eines ungeheuren Wegs, als Ahnungen, Verſprechungen, Verſuche, Fragmente, Viſionen.

Er achtete ſich nicht; er liebte ſich nicht; er war ſich ſelber nichts. Er war ein Sklave, der Sklave eines Idols, eines Begriffs; eines Dämons, der den Namen Kunſt führt und der ſeine freien Triebe und Neigungen verſchlang. Harmloſer Genuß der Stunde, Atem und Herzſchlag ohne die Tyrannei dieſes Molochs war nicht zu denken, nicht einmal ein Traum, der ſich ſeinem Bann entzog. Ein Impuls von geheimnisvollſter Beſchaffenheit, ohne Ruhmſucht, ohne Eitelkeit, ohne Hang nach äußeren Begünſtigungen; eine ununterbrochene Kette von Leiden und Opfern, ein ununterbrochenes Bereitſein, eine beſtändige krampfhafte Spannung aller Nerven, das war die Exiſtenz dieſes Menſchen.

Willenius malte ſeine Bilder nicht, er ſchleuderte ſie aus ſich heraus. Leichenblaß ſtand er vor der Staffelei; die Augen, gierig und angſtvoll aufgeriſſen, erinnerten an die eines Sterbenden unterm Operationsmeſſer. Oft nahm er ſich die Zeit nicht, die Farben auf die Palette zu bringen, ſondern ließ ſie aus der Tube gleich auf die Leinwand

laufen, aus Furcht, daß die Lebendigkeit der innerlichen Vorſtellung ſich trüben könnte, bevor er den Ton getroffen, den er ſah und fühlte. Dabei war er von geradezu fanatiſcher Ehrlichkeit gegen das Modell. Er hätte es vielleicht über ſich gebracht, in eine Wohnung einzudringen und aus einem Schrank bares Geld zu ſtehlen; aber, abgeſchreckt durch die Schwierigkeit der Zeichnung und Kompoſition, einem Weidenſtrunk ſtatt der vier Krümmungen, die er hatte, nur drei zu geben, das war unmöglich; und darin lag auch die Wurzel des blutigen Ringens, denn ſein Inſtinkt ſagte ihm, daß in der Kunſt das Anſcheinbare das Zeugende ſei und daß es ebenſowohl das Zerſtörende werden müſſe, wenn es ſich nicht an die Wahrheit der einmaligen Halluzination gebunden hielt. Entweder ſtimmte die Sache, oder ſie ſtimmte nicht; dazwiſchen gabs nur eines, das Verworfenſte von allem: den Dilettantismus.

Welche unſägliche Qual gewiſſe aufeinanderplatzende Valeurs von brennendrot und ſchmutzigbraun verurſacht hatten, die nun ſo verwegen als ſelbſtverſtändlich den tückiſch verſchleierten Halbtönen der Natur Einheit und Glaubhaftigkeit verliehen, davon begriffen diejenigen nichts, die von der Natur im Vorübergehen Kleinbild um Kleinbild empfingen und denen die ſinnloſe Zerſtückelung als Reichtum erſchien. Die nicht ſpürten, daß die ſogenannte Natur ein Chaos iſt, ein Sammelſurium, ein Wörterbuch, und daß jenes Schauen, welches dem Ungeformten eine Form abzwingt, der ungeiſtigen und toten Fülle durch Abbreviatur und Beſeelung Leben ſchenkt, den Organismus tiefer und heißer in Anſpruch nimmt als eine Liebesumarmung oder

die Überwindung eines Feindes. Ja, Feind und Geliebte war die Natur; Feind und Geliebte war, was Wirklichkeit hieß, voller Finten und Schliche und Beirrungen, lügneriſch, ſchmeichleriſch, verführeriſch und letzten Endes unbeſiegbar. Das Auge mußte ſich bis ins Innerſte der Dinge bohren, und es durfte nicht die Epidermis beſchädigen, während es das Geſchäft des Anatomen betrieb.

Als Willenius dreieinhalb Jahre in jener dörflichen Abgeſchiedenheit gehauſt hatte, beſchloß er, wieder in die Stadt zu ziehen. Es hatte ſich ein reicher Kunſtfreund für ſeine Produkte intereſſiert, der Verkauf einiger Bilder ſicherte ein mäßiges Auskommen, und er mietete ein geräumiges Atelier, wo er eine Anzahl ſeiner Studien auszuführen gedachte.

Es war im November. Schon in den erſten Tagen hörte Willenius von einer Ausſtellung im Künſtlerverein. Ein neuer Mann, Johannes Nimführ, hatte dort ſeine Arbeiten an die Öffentlichkeit gebracht. Man erzählte ſich wunderliche Dinge von ihm; er habe acht Jahre lang auf einer Inſel im Südmeer gelebt und mit den Eingeborenen wie mit ſeinesgleichen verkehrt; er ſei unzugänglich wie der Dalailama und nähre ſich bloß von Brot und Äpfeln. Einige Leute wollten ſich halbtot gelacht haben über die bengaliſche Kleckſerei, wie ſie es nannten, die Kritiker taten perſönlich beleidigt, ſelbſt die von der Zunft ſchnitten bedenkliche Geſichter und nur ein paar waghalſige Sonderlinge verkündeten ihre Begeiſterung.

Eines Nachmittags begab ſich Willenius hin, um die Bilder anzuſchauen. Erſt ſchritt er langſam von Leinwand

zu Leinwand, dann blieb er mit hängenden Armen ſtehen, die Fäuſte geballt, den Rücken gebeugt, den Kopf gierig vorgeſtreckt, die Lippe zitternd.

Es waren Landſchaften. Das Meer und ein Fiſcherboot; ſüdliches Meer, und am Strand nackte wilde Frauen; Frauen hingelagert auf ein Fell, am Stamm einer Palme lehnend, zu einem ſilbernen Fiſch ſich bückend; Wieſe, Fels und Himmel ſimpler als ein Kind ſie zeichnen würde; alles Leben in der Farbe; Licht, Bewegung, Umriß, Leib, Seele und Symbol, alles in der Farbe; keine Wirklichkeit mehr, nur Traum, und alle Wirklichkeit hineingeſchlüpft in den Traum, ſo daß es ein Spiel ſchien, die Wiedergeburt einer Welt ohne Kleinlichkeit, eine Anſchauung des Inner-Innerſten, Zuſammenfaſſung des Subtilſten, Stil ohne Manier, Erhabenheit ohne Fineſſe, die verwandelte und zur Ruhe gefrorene Natur, eine majeſtätiſche Syntheſe.

Und wie waren dieſe Dinge gemacht! Es war, um den Verſtand zu verlieren. Nichts von Abſicht auf Kompoſition und Wirkung, nirgends ein unreiner Strich, ein Überbleibſel der Hand; keine Aufdringlichkeit der Gegenſätze, kein Schwindel und Notbehelf mit Punktation und Perſpektive. Ja, es war hier ein einzigartiger, und faſt erſchreckender Verzicht auf Hintergrund und Raumverhältnis geſchehen, ſo daß der ungewohnte Blick es lächerlich finden konnte und nur der unſchuldige das Bild, ſchlechthin das Bild zu erfaſſen vermochte.

Willenius war wie von Krankheit befallen. Mehrere Nächte hindurch ſchlief er nicht. Er hatte nie den Wunſch gehabt, die Bekanntſchaft irgend eines Menſchen zu ma-

chen; Nimführ zu sehen und zu sprechen war jetzt sein ungestümstes Verlangen. Die Gelegenheit fand sich bald, da er täglich die Ausstellung besuchte. Nimführ, von einem jungen Maler auf Willenius aufmerksam gemacht, stellte sich ihm selbst vor. Er war ein hünenhaft gebauter Mann, sehnig wie ein Lastträger, mit langem gelblichem Gesicht, starken hohen Backenknochen und schütterem Haarwuchs.

Sie gerieten in ein Gespräch, das um halb fünf Uhr nachmittags begann und um drei Uhr nachts in einer öden Vorstadtgasse endigte. Es war ein zehnstündiges Einanderbelauern und -aushorchen. Die Sicherheit des jüngeren Mannes beunruhigte Willenius; sein Urteil über andere Künstler kam aus den höchsten Regionen, wo nur die Eingeweihten sich durch Geheimzeichen verstehen. Er kannte Willenius' Arbeiten; daß er sie schätzte, eröffnete er nur mittelbar, indem er eine berühmte Größe, die von der Menge bewundert, selbst von Kennern gepriesen wurde, verachtend daneben aufstellte wie einen Harlekin neben ein Monument. Nichts kam der überlegenen Ruhe gleich, mit der er seinen eigenen Mißerfolg behandelte. „Die Menschen sind dem Künstler zu nichts nutze", sagte er, „Kunst ist das Einsamste, was es auf Erden gibt, und wo sie verstanden wird, muß man ihr schon mißtrauen."

Bald war es so weit, daß die beiden Männer Tag für Tag einander trafen. Den Silvesterabend verbrachte Nimführ in Willenius' Atelier, und als es zwölf Uhr schlug, trank er Bruderschaft mit ihm. Ein zweites Atelier war im selben Hause frei, Nimführ bezog es. Er habe noch zwei Jahre ausführender Arbeit vor sich, äußerte er, dann

wolle er nach Mexiko reiſen. Willenius, vielfach angeregt durch die abendlichen Unterhaltungen mit dem Freund, malte täglich acht bis neun Stunden. Nimführ warnte ihn vor einem Mißbrauch ſeiner Kräfte. „Neue Einflüſſe wollen gären, ehe ſie ſich in Geſtalt umſetzen", meinte er, „wer zu ſchnell verdaut, zehrt ab."

Willenius horchte auf. Neue Einflüſſe? Was ſollte das heißen? Stützbalken an einem baufälligen Haus? Er war empfindlich wie alle in ſich ſelbſt Verſtrickten. Seine Liebe zu Nimführ, von Bewunderung und Ehrfurcht gezeugt und von jener nahrhaften Sachlichkeit getragen, die bloß unter Bauern und Künſtlern exiſtiert, vermiſchte ſich mit Angſt und Abwehr. Freilich war es anſpornend, ihn zu beobachten, der ſo herriſch frei in ſeinem Bezirk waltete. Ihm waren Hand und Auge eins; was er ſchuf, löſte ſich ſouverän vom Material; was er ſchaute, war ſein Eigentum. Willenius hingegen mußte die Erde erſt in Stücke reißen, bevor ſich ihm ein Ganzes gab; ſein Schaffen war ein heimlicher Raub; er mußte die Natur überliſten, beſchleichen und verraten, denn ſie gewährte ihm von ſelber nichts, und vom Auge zur Hand war der Weg ſo weit wie vom Paradies zur Hölle.

Nimführ erblickte darin einen Krampf. Voll höchſten Reſpektes vor dem Können des Freundes glaubte er helfen zu müſſen. „Du richteſt dich zu grund, Menſchenskind", ſagte er eines Tages, „du verbeißt dich in die Leinwand und läßt dich von ihr fortſchleppen wie von einem Raubtier. Schließlich erliegt dir ja die Beſtie immer wieder, das iſt wahr, aber ſo kann man nicht leben, dabei muß man

verbluten. Und das macht einen Kerl von Genie klein, wenn er an den Dingen verblutet, die er ſchafft. Füttern ſollen uns die Sachen, fett machen ſollen ſie uns, reicher machen, unterkriegen müſſen wir ſie." Willenius ſah den Freund mit ſeinen dumpfen Augen von unten herauf an und erwiderte: „Wenn der Hund zwei Flügel hätte, wär er ein Vogel, immerhin ein wunderlicher Vogel, aber er könnte fliegen. Über fundamentale Gattungsverſchiedenheiten zu rechten, iſt müßig. Laß mich nur laufen, laß mir meinen mühſeligen Weg, und ſei du froh, daß du fliegſt."

Es ließ aber Nimführ nicht; er wollte dieſen unterirdiſchen Schmied aus ſeiner drangvollen Enge befreien. Sie kamen in Streit über die paſtoſe Manier, in der eine ſonnengrell beſchienene Ziegelwand gemalt war; über den Eigenſinn, der ſich in der Durchführung eines Wolkenkonturs gefiel; über das lärmende Nebeneinander von Farbenflecken auf einer Herbſtlandſchaft. Nimführ wollte dergleichen beſcheidener haben, er wollte es maßvoller haben, kurzum, er wollte es anders haben. „Siehſt du, Paul", rief er einmal ſpät in der Nacht, „das Perſönliche iſts, das uns Leuten, wie wir da ſind, das Konzept verdirbt. Wir preſſen uns jeden Gegenſtand inbrünſtig an die Bruſt, und vor lauter Verliebtheit vergeſſen wir die Haltung, die Götterhaltung, ohne die unſer beſtes Geſchöpf keine beſſere Rolle ſpielt als ein verzogenes Kind."

Willenius runzelte die Stirn und ſchwieg. Haß zuckte in ſeinem Geſicht. Wer biſt du und was wagſt du? ſchien ſein niedergeflammter Blick zu fragen. Stellſt du ein Prinzip gegen meine Welt, ſo ſtell' ich mich ſelbſt gegen dein

anmaßendes Verdikt. „Haſt du dein Bild heute fertig gemacht?" erkundigte er ſich nach einer Weile; „du wollteſt es mir noch zeigen."

Als Willenius am nächſten Vormittag das Bild ſah, überlief ihn ein Schauder. Es war ein nackter Knabe, an einen Felsblock gekauert, weiter nichts. Der Knabe war häßlich, der Felsblock häßlich, doch das Ganze war wie Seele eines Märchens, das enthüllte Geheimnis der Atlantis, ohne eine Spur des Pinſels hingehaucht. Willenius reichte Nimführ ſtumm die Hand. Nimführ lächelte ein bißchen geſchmeichelt, und wenn er lächelte, hatte er Ähnlichkeit mit einer alten Frau. Dieſes Lächeln durchbohrte Willenius wie ein Meſſer. Ihm war, als wolle Nimführ damit ſagen: überſpring die Kluft von einem Stern zum andern, von dir zu mir geht doch kein Pfad.

So regte ſich die brennendſte Eiferſucht, die je ein Bruderherz zerwühlt hat; Eiferſucht — Wetteiferſucht. Vielleicht iſt ſchon im Mythos von Kain und Abel etwas von der Sehnſucht und dem Haß, dem Schmerz und der Liebe enthalten, aus denen ſich die Eiferſucht zwiſchen Künſtlern nährt, von jener Qual hauptſächlich, die eher das eigene Ungenügen als das Verdienſt des Andern zerſtörend fühlbar macht. Willenius ſpürte ſich gewachſen, als er begriff, daß er aus dem Kreis des Verſuchens und der Vorbereitung treten müſſe, daß er endlich ein Werk ſchuldig ſei, obwohl er erkannte, daß man, um ein Werk zu geben, ſchamlos ſein müſſe, ſchamlos und kalt.

Als es Sommer wurde, fing er an. Der Vorwurf war folgender: ein reifes Kornfeld; ein glutblauer Himmel wie

an einem Tag nach Gewittern; hinter dem in der Fülle ſchwankenden Getreide zieht ſich das weiße Band einer niedrigen Mauer, und hinter der Mauer ſchreitet ſtraff eine junge Magd mit einem Waſſerkrug auf dem Haupt. Der Vordergrund wird durch ein Beet roten Mohns gebildet, das die ganze Breite des Feldes beſäumt. Es waren Gegenſätze von überraſchender Verwegenheit, ein Fünfklang von Blau, Gold, Weiß, Braun und Purpur, der von allen unreinen Zwiſchentönen befreit war. Wochen und Wochen hindurch ſtand Willenius täglich von ſechs Uhr morgens bis zwei Uhr nachmittags draußen und entwarf über dreißig Skizzen. Der Eindruck, den die zunehmende Reife des Korns hervorrief, übertraf alle Erwartung und ließ frühere Entwürfe immer wieder verblaſſen. Wichtig war, den raſch abblühenden Mohn feſtzuhalten, der ſich nur in einem genau fixierten Frühlicht ſo ſammetartig glänzend darbot, wie ihn das Bild verlangte. Von der ungeheuern Anſtrengung des Körpers und Geiſtes erſchöpft, wurde Willenius Ende September krank und mußte für dritthalb Monate jeder Arbeit entſagen. Kaum geneſen und nicht gewarnt durch den Zuſammenbruch, ſtürzte er ſich neuerdings in fieberhafte Tätigkeit. Den Sommer mit Ungeduld erwartend, verbrachte er den Reſt des Frühjahrs mit den Studien zu der weißen Mauer und zu der tragenden Frau, die ſich immer bedeutungsvoller als ein ernſtes Zeichen menſchlichen Daſeins über der farbenherrlichen Landſchaft erhob.

Aber nicht mit Freude erfand, geſtaltete Willenius auch hier. Obwohl er wußte, daß dieſes Werk ſein Gipfel war, und daß mit wirklichem Können in äußerſter Sammlung

und Vertiefung das Innerſte geben Meiſterſchaft und Vollendung heißen durfte, ſo verſinſterte ihn doch das Ringen um etwas, das gleichſam von einem Menſchen ſtammte und nicht von Gott. Ein mißlungener Strich, ein Quadratmillimeter unbeſeelter Fläche beſchwor Anfälle von Melancholie und verzweifelte Skrupel über Endgültigkeit und Notwendigkeit des Einzelnen und des Ganzen. Daran war er gewöhnt; es wäre ihm nicht als Verhängnis erſchienen. Aber vordem hatte er kein anderes Tribunal gekannt als ſein erbarmungsloſes Auge, ſeinen feurigen und ſchmerzhaften Drang, das Höchſte zu leiſten, was ja ſchon ein Imperativ von quälender und rätſelhafter Art iſt, der alles private Weſen austilgt, und den Menſchen wie eine Magnetnagel unaufhörlich erſchüttert ſein und erzittern läßt. Nun war jedoch dieſer Freund gekommen, dieſer Feind; was ſag ich, Freund, Feind, — dieſer Antipode, dieſer Aneiferer, Anſtachler, dieſer Unnahbare, Ungenügſame; das verkörperte böſe Gewiſſen.

Willenius fürchtete Nimführ, deſſen Exiſtenz ihn ein Racheakt des Schickſals gegen die ſeine dünkte; die Sphäre, in der Nimführ webte, hatte etwas Myſteriöſes für ihn, durch ihre Helligkeit und Ruhe Verdächtiges. Trotzdem fühlte er ſich als ſubalterner Geiſt darin, und wenn er ſich nicht eine Kugel durch den Kopf ſchießen wollte, ſo mußte er lieben, bewundern — und kämpfen.

Was Nimführ betrifft, ſo wußte er nichts von der Aufgewühltheit des Freundes. Hätte er darum gewußt, er hätte das Weſen mit einem Achſelzucken, einem verwunderten Sarkasmus abgetan. Ihm war die Kunſt eine ge-

rechte Mutter vieler Kinder. Nebenbuhlerſchaft war ihm unverſtändlich, wo er ſie an andern ſpürte, konnte er zugeknöpft werden wie ein Geheimrat. Nur trübe geſtimmt fand er ſich bisweilen durch den Umgang mit Willenius; dies ſchreckte ihn ab, denn ſich vor allen niederſchlagenden und verzerrenden Einflüſſen zu bewahren, war ein Gebot des Inſtinkts bei ihm, der ſich ſelber in der Stille durch das Fegefeuer unreifer Zuſtände gerungen hatte.

Eines Nachmittags im Juli rief ihn Willenius in ſein Atelier, wo das nahezu fertige Bild auf der Staffelei ſtand, gut belichtet und erſtaunlich aus der Farbloſigkeit des Raumes hervorbrennend. Nimführ ſchaute und ſchaute; ſehr ernſt. Zweimal irrte ſein Blick zur Seite; er fing ihn wieder hinter verkniffenen Lidern. „Donnerwetter, das iſt eine Leiſtung", ſagte er endlich in einem faſt beſtürzten Ton. Willenius atmete hoch auf; die Näſſe ſchoß ihm in die Augen; dieſes Wort erlöſte ihn.

Abermals betrachtete Nimführ das Bild, trat näher, ſchritt zurück, neigte den Kopf, faltete die Stirn, nickte, zog die Lippen auseinander, lächelte, ſagte „Teufel noch einmal", drückte endlich dem Freund warm die Hand und ging. Willenius wurde ſtutzig. Warum geht er fort? dachte er voll Argwohn.

Am Abend kam Nimführ wie gewöhnlich herüber, ſtand wieder lange vor dem Bild, ſprach dann über gleichgültige Dinge, plötzlich aber, während er eine Zigarre anzündete, meinte er obenhin: „Dein Mohn ſieht garnicht aus wie Mohn, ſondern wie Blut." Willenius zuckte zuſammen. „So?" ſagte er kurz, „ich dächte doch." Und als Nimführ

ſchwieg, fuhr er mit rauher Stimme fort: „Rede nur von der Leber weg; du haſt was gegen das Bild, ich hab's gleich gemerkt."

Nimführ ſchüttelte mit einer Miene den Kopf, als ob er ſagen wollte: Schwatzen hat keinen Zweck. So ſehr er das Werk als Maler anerkennen mußte, ſo ſehr ging es ihm in der Wirkung wider das Gefühl. Es war ihm zu nah und zu momentan, und weil ſeine Phantaſie nicht ins Spiel kommen konnte, ſchloß er, daß Willenius keine Phantaſie beſitze und daß er dieſen Mangel durch übergroße Deutlichkeit und die gierige Preisgebung aller Kräfte unbewußt verhülle. Er war des proſtituierenden Treibens ſatt, denn alle und alles um ſich her ſah er davon angefault. Er war es ſatt, die Grenzen des Metiers verwiſcht zu ſehen in dieſen aus Verzweiflung, Wut und Gewaltſamkeit erzeugten Produkten, in denen ganze Farbenknoten zur Plaſtik drängten. Er wollte, er konnte ſich nicht erklären, aber Willenius bedurfte der Erklärung nicht, er empfand ſie in ſeiner frierenden Bruſt. Er ahnte, was es heißen ſollte: der Mohn ſähe aus wie Blut.

Mit großen Schritten ging er unaufhörlich hin und her. Die nach vorn gebogene Geſtalt ſchwankte auf den langen Beinen, die ſtumpfen Brombeeraugen irrten ruhelos hinter den Lidern. Aus geſchnürter Kehle fing er an zu ſprechen. Vorwurf war das erſte; Trotz, Herausforderung, Verdächtigung folgten unerbittlich. Nimführ antwortete kühl. Er appellierte an die Sache und bat um Sachlichkeit. Willenius, der wie alle ſchüchternen und verſchloſſenen Menſchen im Zorn jedes Maß und jeden Halt verlor,

ſchrie: „Ich pfeife auf deine Sachlichkeit. Sachlich bin ich, wenn ich arbeite. Jetzt fordere ich Rechenſchaft von dir als Perſon. Ich bin dir im Wege; geſtehs, daß ich dir im Wege bin." Da verſetzte Nimführ mit furchtbarer Gelaſſenheit: „Wie kannſt du mir im Wege ſein, da ich deinen Weg für verderblich halte, verderblicher als die Wege der Stümper —?"

Willenius griff ſich ans Herz. Das Herz ſtand ihm ſtill. Er ſah ſich verloren, zum Schafott verdammt; ein Leben voller Mühſal, Kampf und Entbehrung wertlos geworden. Die Feuchtigkeit vertrocknete in ſeinem Gaumen; unſäglicher Haß lenkte ſeinen Arm, als er das ſcharfgeſchliffene Meſſer packte, das zum Spreiſelſchnitzen diente, und das auf dem Tiſche lag; mit flackernden Blicken, geduckt, eilte er auf Nimführ los. Dieſer wurde kreideweiß. Zuerſt wich er zurück, dann umſchloß er mit eiſerner Fauſt das Handgelenk des Raſenden, wand ihm mit der Rechten das Meſſer aus den Fingern, ſchleuderte es in einen Winkel, hierauf ging er und machte die Türe nicht lauter zu als ſonſt.

Willenius ſchlich an die Wand und genau dort, wohin das Meſſer gefallen war, kauerte er ſich nieder. Eine halbe Stunde mochte verfloſſen ſein, und er hockte immer noch da, regungslos wie ein verendendes Tier. Auf einmal jedoch rangen ſich aus dem Tumult ſeines Innern die gellenden Worte los: „Zum Malen braucht man keine Ohren", und blitzſchnell hob er das Meſſer auf und ſchnitt ſich damit zuerſt das rechte, dann das linke Ohr vom Haupt. Auf die Wundflächen legte er Watte und verband ſich dann mit einem großen roten Tuch. Er ſetzte eine Mütze auf, verlöſchte

die Lampe und begab ſich auf die Straße. Bis zum Morgengrauen irrte er planlos durch die Stadt, dann begab er ſich wieder ins Atelier, nahm Bild, Kaſten und Staffelei und machte ſich auf den Weg hinaus, wo der Acker war mit der Mauer und dem Mohnfeld. Er ſtellte die Leinwand auf und verglich. Er trat ins reife Korn und ſchritt langſam im Kreis herum. Als er zurückkehrte, um zu malen, verlor er die Mütze. Die Sonne, die ſchon hochgeſtiegen war, brannte auf ſeinen Kopf. Er malte einen Leichnam in den roten Mohn hinein. Die Augen gingen ihm über; nein, nicht einen Leichnam, es war der Tod ſelbſt, fahl, bleiern und phantaſtiſch, der Tod in einem Purpurbett. Mit jedem Pinſelſtrich verdarb er das herrliche Bild mehr; er malte die Zerſtörung ſeiner eigenen Seele, den Wahnſinn, das Ende. Noch einmal leuchtete in ſeinem Blick der tiefe und ſtrömende Glanz, der den Künſtler bei der Arbeit bisweilen einem betenden Kind ähnlich macht, dann brach er in ein weitſchallendes Gelächter aus, das einige Landleute herbeilockte. Dieſe führten ihn zur Stadt.

Ein paar Tage ſpäter beſuchte ihn Nimführ in der Anſtalt, in die er gebracht worden war. Welch ein Genie war das, dachte er ſchmerzlich verſunken, als er in das kaum zu erkennende Antlitz des Freundes ſchaute. Willenius lag im Bett und rauchte ſeine Pfeife. Die Augen ſchienen Nimführ zurückzuweiſen und nach ihm zu verlangen, ſie ſchienen ihn zu grüßen wie zwei geheimnisvolle Flammen aus einem umwölkten Himmel.

„Wiſſen Sie etwas Näheres über den Anlaß, weshalb er ſich ſo verſtümmelt hat?“ fragte der Arzt draußen.

Nimführ blickte zu Boden und erwiderte mit eigentümlicher Bitterkeit: „Dafür habe ich nur eine einzige Erklärung; er liebte die Kunst mit einer verbrecherischen Leidenschaft. Er liebte die Kunst und haßte seinen Körper. Er vergaß, daß man auch leben muß, wenn man schaffen will, leben, fühlen, träumen und gegen sich selbst barmherzig sein."

Einen Monat darauf reiste Nimführ übers Meer, nach Ländern, wo es noch unschuldige Menschen und reine Farben gab.

Herr de Landa und Peter Hannibal Meier

Es war Eſſenszeit geworden, und bei Tiſch unterhielten ſich die Freunde hauptſächlich über die Hochwaſſergefahr. „Schade, wenn wir gezwungenermaßen hier bleiben müßten, da wir es freiwillig doch ſo gerne tun," meinte Caſetan; „doch bin ich mit meiner Bauernſtube ganz zufrieden, und kommt jetzt die Sonne wieder, ſo wird uns zur Belohnung der ſchönſte Herbſtbrand aus den Wäldern leuchten."

Erſt nach Beendigung der Mahlzeit wurden die Eindrücke über die Geſchichte von Nimführ und Willenius ausgetauſcht. „Richtig iſt", ſagte Borſati, „daß in den Romanen und Novellen ſolche Konflikte immer durch die Liebe verwäſſert werden. Es ſind echte Malercharaktere, die beiden."

„Ich finde hier einen Unterſchied beſtätigt, den ich ſchon oft konſtatiert habe," bemerkte Hadwiger, „den Unterſchied zwiſchen Ding-Naturen und Idee-Naturen. Dieſer Willenius iſt eine Ding-Natur, trotz ſeines wunderbaren Talents. Ja, ich möchte ihn faſt einen Fetiſchiſten nennen. Ich habe mit Arbeitern zu tun gehabt, die ganz ähnlich veranlagt waren. Ich kannte einen, der vor Eiferſucht Wutanfälle bekam, wenn ein Kamerad Zirkel und Winkelmaß von ihm borgen wollte. Das Verhältnis zum Ding geht oft ins Sonderbare. Ich kannte einen Lokomotivführer, der ſich feſt einbildete, ſeine Maſchine ſcheue an einer beſtimmten Stelle vor einem Tunnel; er verſah ſich mit einer Peitſche

und ſchlug ſie wie man einen Eſel ſchlägt, da parierte ſie und lief ohne Stockung weiter."

„Oft bin ich als Kind vor der Schmiede geſtanden," erzählte Franziska, „und war völlig hingenommen von der Vorſtellung, das glühende Eiſen, das ſich unterm Hammer krümmte, ſei ein lebendiges Weſen, und die Funken, die umherſpritzten, ſchienen mir wie ſichtbare Schmerzensſeufzer."

„Im Volk ſpielt das Feuer nicht ſelten die Rolle eines willensbegabten Geiſtes", ſagte Borſati. „Zu Grenchen in der Schweiz lebte ein Bauer, von dem behauptet wurde, er ſei mit dem Feuer im Bund; dafür habe er ſich verpflichtet, kein Weib zu berühren. Er konnte glühende Kohlen auf der Handfläche tragen, und eines Tags rettete er ein Mädchen aus einem lichterloh brennenden Haus, ohne daß ein Haar auf ſeinem Haupt verſengt wurde. Da geſchah es, daß er in der Johannisnacht eine hübſche Dirne küßte. Die Scheiterhaufen waren im Tal angezündet, er ſchritt über einen Felsgrat, um Reiſig zu ſammeln, plötzlich erfaßte ihn der Schwindel, er wankte, er ſtürzte herab, unterhalb der Steinwand brannte ein großes Feuer, er ſtürzte mitten in die Flammen und ging elend zugrunde."

„Bisweilen iſt mir, als ob die toten Dinge an unſerer Exiſtenz irgendwie teil hätten", äußerte Cajetan. „Iſt euch nie aufgefallen, wie raſch ein Zaun zerfällt oder eine Gartenmauer abbröckelt, wenn die Beſitzer geſtorben ſind? und es war vordem durchaus keine Sorgfalt auf die Erhaltung verwendet worden. Es gibt Leute, die eine närriſche Pietät für die Stiefel hegen, die ſie getragen, und andere, die ſich

von einem verſchoſſenen Filzhut nicht trennen können. Gewohnheit iſt dafür nur ein Wort, das wenig beſagt."

Franziska verſetzte: „In meiner Heimat lautet ein Sprichwort: verfallener Zaun und magerer Hund geben Kummer und Sorgen kund."

„Na, mit den Hunden ſtimmt das nicht ſo ganz", meinte Borſati lächelnd. „Einer meiner Bekannten hatte einen äußerſt mageren Spitz. Eines Tages wurde der Menſch krank und bekam die Auszehrung. Von dieſer Stunde ab wurde der Hund auf eine erſtaunliche Weiſe fett und immer fetter, und als der Herr ſtarb, glich das rätſelhafte Tier eher einem Maſtſchwein als einem Hund."

„Der Bauer in Grenchen erinnert mich an einen andern ſchweizeriſchen Bauern, für den ebenfalls das Feuer zum Verhängnis wurde", ergriff Lamberg das Wort.

„Es war ein junger Knecht, der die Tochter eines reichen Gütlers liebte. Jahrelang warb er hoffnungslos, bis endlich bei der Heimkehr von einem Schützenfeſt, wo er den Preis errungen hatte, das ſtolze Mädchen ſich ihm zuneigte. In der Nacht, während er in ihrer Kammer weilte, brach auf dem Hof, wo er bedienſtet war, Feuer aus. Alle waren beim Löſchen beteiligt, und er kam erſt, als Scheune und Haus niedergebrannt waren. Sein verwirrtes, ja beinahe berauſchtes Betragen beſtärkte den Verdacht, den ſeine Abweſenheit erregt hatte, und er wurde beſchuldigt, das Feuer gelegt zu haben. Hätte er ſich entſchließen können, anzugeben, wo er die Nacht über geweilt, ſo hätte niemand an ſeiner Unſchuld gezweifelt. Aber er wollte den Ruf ſeiner Geliebten

ſchonen, er wußte, wie ſehr ſie die üble Nachrede fürchtete und daß ſie ihm den Verrat nicht verziehen hätte. Seine Beteuerungen waren umſonſt, und da er die Auskunft darüber verweigerte, wo er ſich aufgehalten während der Zeit, wo das Feuer entſtanden war, ſo wurde er zu fünf Jahren Kerker verurteilt. Er konnte es kaum glauben, daß ihm dies geſchehen, denn er war ein Menſch von angeborener Redlichkeit, und daß er einen männlichen und edlen Charakter beſaß, leuchtet ja durch ſeine Handlungsweiſe ein. Er ſaß nun im Zuchthaus und wartete. Seine ſtärkſte Hoffnung war, daß die Feuersbrunſt auf eine natürliche Urſache werde zurückgeführt werden können. Dies geſchah nicht. Sodann meinte er, der wahre Schuldige werde ſich, vom böſen Gewiſſen angetrieben, melden. Dies geſchah auch nicht. Und ſchließlich wagte er zu denken, daß die ſtolze Bauerntochter Mitleid verſpüren würde, daß ſie ſo viel Unheil nicht auf ihre Seele werde laden wollen, daß ſie mutig ſich zu ihm bekennen würde, aber dies geſchah am allerwenigſten. Als nun die fünf Jahre um waren, kam er als gebrochener Menſch in das heimatliche Dorf und die erſte Neuigkeit, die man ihm mitteilte, war, daß ſeine Geliebte unterdeſſen längſt geheiratet und auch ſchon zwei Kinder habe. Da verwandelte ſich ſein ſtummer Gram in Haß und Zorn, eines Morgens machte er ſich auf, betrat das Haus der Bäuerin und als er ihr gegenüberſtand und ſie ihn fragte, was er begehre, denn ſie erkannte ihn nicht, da überwältigte es ihn und mit gehobenen Fäuſten ſchritt er auf ſie los. In dem Augenblick trat das älteſte Kind, ein Knabe, zur Tür herein. Die Bäuerin war bleich gegen

die Schwelle gewichen, jetzt wußte ſie, wer er war; ſie ergriff den Knaben, hob ihn ein wenig empor und ſagte: ſchau ihn dir an. Und er ſah, daß der Knabe ihm ähnlich war an Geſicht und Haar und Augen und daß er auf der Wange ein großes blutiges Feuermal hatte. Schweigend kehrte er um und verließ das Haus. Von der Stunde ab war es aber um die Ruhe der Bäuerin geſchehen, ſie konnte den Blick ihres ehemaligen Liebhabers nicht vergeſſen. Haus und Hof gerieten ihr in Unordnung, alles ging einen ſchiefen Weg, der ganze Beſitz kam in Wuchererhände, der Bauer mußte ſich entſchließen auszuwandern und, nachdem ein Jahr vergangen war, lief von Braſilien aus ein Brief an die Gerichtsbehörde, worin die ſeltſame Frau nicht etwa ihr wirkliches Vergehen bekannte, ſondern ſich bezichtigte, daß ſie die Brandſtifterin geweſen ſei und daß der Knecht keine Schuld trage. Sie gab die einzelnen Umſtände ihrer Tat, die ſie aus einem unſinnigen Trieb nach Licht und Erregung erklärte, mit ſolcher Genauigkeit an, daß man ihr Glauben ſchenken mußte, aber der Knecht, den man gern für die erlittene Unbill entſchädigt hätte, war verſchwunden, und ſein Aufenthalt konnte durch keine Bemühung entdeckt werden."

„Was für ein Weib!" rief Franziska verwundert. „Sie iſt mir unverſtändlich. Nicht eine Regung von ihr begreife ich. Hat ſie den Knecht geliebt? Konnte ſie nur eine Nacht lang lieben? Schämte ſie ſich ſeiner? Und iſt ſelbſt dann eine ſolche Grauſamkeit möglich? Unter Bauern iſt man doch ſonſt nicht ſo furchtſam auf das Preſtige der Tugend bedacht."

„Im allgemeinen nicht," antwortete Lamberg, „doch beobachtet man zuweilen, beſonders in proteſtantiſchen Ländern, eine außerordentliche Strenge der Lebensführung auch unter Bauern. Da iſt dann ein ehernes Feſthalten an uralten Überlieferungen, ein Puritanismus geheiligter Formen, der keinem Gebot der Leidenſchaft unterzuordnen iſt, und es läßt ſich wohl denken, daß ein derart erzogenes Mädchen, ſtarr und konſervativ bis zum Äußerſten, wie eben nur Frauen zu ſein vermögen, wenn ſie einmal eine Überzeugung in ſich tragen, daß ein ſolches Mädchen ihr Glück und ihr Herz eher preisgibt als jene Form. Ich zweifle nicht daran, daß ſie den Knecht geliebt hat, ſo tief geliebt, daß ſie ihm ihre Jungfräulichkeit zum Opfer brachte. Und darnach fand ſie ſich vielleicht ſo gedemütigt, ſo heruntergezerrt, daß ihr keine Sühne groß genug erſchien für den Mann wie für ſie ſelbſt. Das Brandmal auf der Wange des Kindes verrät mir unerhörte Kämpfe in der Seele der Mutter."

„Wenn du es ſo darſtellſt, Georg, fange ich an, die Frau anders zu betrachten," verſetzte Franziska ſinnend. „Freilich kann man alles das aus den Geſchehniſſen herushören, wir ſind nur der Sparſamkeit entwöhnt und möchten das Deutliche gleich überdeutlich, — wir Frauen nämlich", fügte ſie entſchuldigend hinzu.

„Es iſt klar, daß der Ehemann von alldem nichts gewußt hat", fuhr Lamberg fort, „und das Zuſammenleben muß etwas Beängſtigendes für ihn gehabt haben. In dieſer Sphäre ſprechen ſich die Menſchen ſchwer gegeneinander aus, und ihre Geheimniſſe wie ihre Sorgen verſteinern mit ihnen."

„Andererſeits iſt eine zu große Freiheit des Ausſprechens, wie ſie unter Gebildeten zu herrſchen pflegt, auch nicht geeignet, das Leben zu erleichtern", wandte Cajetan ein. „Stillſchweigen führt wenigſtens zu Entſcheidungen, das viele Reden ſtumpft die Impulſe ab und begünſtigt eine gewiſſe Frivolität, einen überflüſſigen Trotz des Handelns. Dies iſt eine der Haupturſachen, weshalb es ſo wenig glückliche Ehen gibt. Die Frauen ſpüren es nicht ſo, ſie plätſchern mit Vergnügen im Element des Wortes, im Mann iſt Sehnſucht nach Stummheit."

„Man ſollte eben eine ſtumme und eine redende Frau haben," ſagte Franziska. „So hats der Graf von Gleichen gehalten, aber ich will darauf ſchwören, daß die ſtumme öfter geſprochen und die redende öfter geſchwiegen hat als ihm lieb war."

„Und doch muß es nicht ſo ſein," ſagte Borſati; „zumindeſt iſt mir ein Fall bekannt, wo eine ſolche Doppelehe ſtattgefunden hat und im lauterſten Frieden durch viele Jahre geführt wurde. Es iſt eine Idylle eigener Art, und es mag ſelten vorkommen, daß das wirkliche Leben den Verlauf von Schickſalen gleichſam einer alten Legende nachzeichnet.

Herr de Landa, ein Mann von großem Reichtum, bewohnte in einem Villenort nahe der Stadt ein vornehmes Haus. Er war ſeit zehn Jahren verheiratet, die Ehe, aus der zwei Söhne entſproſſen waren, konnte eine glückliche genannt werden, die Frau war ihm ergeben und hatte einen ruhigen, gleichmäßigen und heiteren Sinn. Eines Morgens

ging Herr de Landa im Garten ſpazieren, und als er an das Gitter kam, das das Nachbargrundſtück von dem ſeinen trennte, ſah er drüben eine junge ſchöne Perſon, die ſeinem ehrerbietigen Gruß lächend dankte. Auf ſeine Erkundigung wurde ihm berichtet, daß in jenes Haus vor kurzem ein Witwer, ein penſionierter Oberſt, ein Mann in vorgerücktem Alter eingezogen und daß das Mädchen ſeine Tochter ſei. Herr de Landa wandelte nun täglich zu der Stelle, wo er das Fräulein zuerſt gewahrt, es war Sommer, das ſchöne Geſchöpf weilte tagelang im Garten, aus flüchtigen Grüßen wurden Geſpräche, bald wandelte man gemeinſam über die Wege des Landaſchen Parks, und ein ſtilles Pförtchen erleichterte die Zuſammenkunft; Herr de Landa brachte Bücher, das Fräulein Joſepha las ſie, Herr de Landa bot ſein Herz an, das Fräulein Joſepha nahm es. Zu Anfang des Herbſtes ſtarb der Oberſt, es ſtellte ſich heraus, daß ſeine Vermögensumſtände zerrüttet waren, und Joſepha hätte ſich einen Brotverdienſt ſuchen müſſen. Da erklärte ihr Herr de Landa, daß er ſeine Familie verlaſſen wolle, um ihr anzugehören. Das Mädchen war ſehr bekümmert; nicht als ob ſie das Gefühl des Mannes nicht erwidert hätte, im Gegenteil, ſie liebte ihn mit der ganzen Glut ihrer Jugend, obwohl er um fünfzehn Jahre älter war als ſie; aber in ihrer Redlichkeit ſträubte ſie ſich dagegen, die Zerſtörerin ſeines häuslichen Glücks zu ſein, der Frau den Gatten, den Kindern ihren Vater zu rauben. Ich will dir ſein, was du von mir forderſt, ſagte ſie, nur laß mich nicht zur Verbrecherin an dir und den Deinen werden. Herr de Landa war jedoch ein zu gerader Menſch, um das Zwieträchtige

und Unbefriedigende eines ſolchen Verhältniſſes dauernd ertragen zu können, ein jäher Entſchluß beendete ſein Schwanken, und er teilte ſeiner Frau mit, wie die Dinge ſtünden. Dieſe hatte natürlich längſt geahnt, längſt das Schlimme nahen gefühlt; ſie ſchwieg eine Weile, endlich ſagte ſie zu ihm: ſcheiden laſſe ich mich nicht von dir, das kann ich nicht, das wäre mein Tod; wenn du aber nicht ohne Joſepha leben kannſt, ſo nimm ſie ins Haus, ich will mit meinen beſten Kräften verſuchen, mit ihr unter einem Dach zu wirtſchaften. Herr de Landa war ſehr überraſcht von dieſem Vorſchlag, er verbarg ſeine Bewegung und ging ohne zu antworten hinweg. Seine Verwunderung wuchs, als Joſepha durchaus nicht entrüſtet oder verletzt war, als er ihr von dem ſonderbaren Anſinnen erzählte; tapfer blickte ſie dem Ungemeinen ins Auge, ehe noch der Tag verfloß, begab ſie ſich zu Frau de Landa, war betroffen von deren Güte und von einer Seelengröße erobert, der ſie nur durch Nacheiferung danken zu können glaubte. Der Pakt war alsbald geſchloſſen. Die äußere Form machte geringe Schwierigkeit, — Joſepha war die Vertrauensdame des Hauſes, die Schlüſſelbewahrerin, während ſich Frau de Landa mehr der Erziehung der Söhne widmete. Es gibt keine Leidenſchaft, über die ſich nicht endlich das Grau der Alltäglichkeit breitete; was anfangs abenteuerlich, ja gefährlich erſchienen war, wurde Gewohnheit, die Empfindung des Problematiſchen wurde durch ſtetige und herzliche Einigkeit verdrängt, und ſo friedensvoll fügten ſich die beiden Frauen in ihrem Wandel und in ihren Gepflogenheiten ineinander, daß ſie Abend für Abend in demſelben Zimmer

an demſelben Tiſch ſaßen, Handarbeiten verfertigten, Wäſche ausbeſſerten, dabei von „ihm" ſprachen, der in Geſellſchaft gegangen war oder ſich auf Reiſen befand und den ſie in all ihren Regungen, in Worten und Gedanken treu begleiteten. Auch die Söhne nahmen die Ordnung des Hauſes als eine natürliche hin, ſie duzten Joſepha und behandelten ſie wie eine Freundin. Einundzwanzig Jahre waren verfloßen, da ſtarb Herr de Landa eines plötzlichen Todes. Als die ſchmerzlichen Tage der erſten Trauer vorüber waren und Frau de Landa eines Abends mit ihren Söhnen über deren Zukunft ſprach, kam Joſepha herein, trat auf den älteren Sohn zu, überreichte ihm die Schlüſſel, die ſie ſo lange im Beſitz gehabt, und ſagte, er möge nun nach ſeinem eigenen Ermeſſen darüber ſchalten, ſie erwarte ſeine Befehle. Der junge Mann wußte nichts zu antworten, aber Frau de Landa nahm die Schlüſſel aus ſeiner Hand und gab ſie Joſepha mit den Worten zurück: Nichts da, Joſepha, es bleibt alles beim Alten. Und ſo führten die zwei Frauen ihr bisheriges Leben weiter, ſaßen wie vorher bei der abendlichen Lampe und unterhielten ſich von „ihm", der nun geſtorben war, von ſeinen Tugenden und ſeinen Fehlern, von dem, was er getan und was er geſprochen und wie mancher Charakterzug in den Söhnen an ihn gemahne. Sie verſtanden ſich in jedem Blick und Laut, ſie waren wie zwei Schweſtern, die durch gemeinſam erprobte Liebe unverbrüchlich aneinander gebunden waren."

Caſetan, entzückt von der Erzählung, ſagte, er habe ſich das Eheleben des hiſtoriſchen oder vielmehr ſagenhaften

Grafen von Gleichen ziemlich jammervoll gedacht. „Ich ſehe zwölf oder fünfzehn Kinder, niemand kennt ſich aus, welches die Sprößlinge der Türkin und welches die der älteren Gemahlin ſind, die zwei Frauen laſſen kein gutes Haar aneinander, das Schloß wird für den Grafen der ungemütlichſte Aufenthalt auf Erden und vielleicht wandert er als Greis noch einmal ins heilige Land, bloß um vor ſeiner Familie Ruhe zu finden. Aber Sie haben mich bekehrt, lieber Rudolf. Wenn die gräflichen Herrſchaften ſo famoſe Leute waren wie dieſe de Landas, muß ich mich meiner Skepſis ſchämen."

„Hätte die Joſepha Kinder gehabt, wer weiß, ob nicht Frau de Landa doch eiferſüchtig geworden wäre," bemerkte Franziska. „Ich kann mich ja in keine der beiden Frauen verſetzen, obwohl ich mir bewußt bin, daß die Lockung, die für euch Männer die weſentlichſte in der Liebe iſt, für uns viel geringer iſt als ihr alle vermutet. Das gröbſte Weib iſt darin noch nicht ſo materiell wie der zarteſte Mann."

„Du lobſt mir die Frauen zu ſehr", entgegnete Georg Vinzenz, „das läßt nur darauf ſchließen, daß du die Männer beſſer kennſt. Ich gebe zu, daß der Mann die Sinnlichkeit ſozuſagen wörtlicher nimmt; umſo tiefer befindet er ſich im Einklang mit der Natur, der jede Aufbauſchung und Verſchnörkelung ihrer einfachen Triebe eigentlich läſtig ſein muß. Überhaupt, — die Männer, die Frauen, was heißt das? Ich kann mit den Generalbegriffen nach dem Muſter franzöſiſcher Maximen-Sammlungen nichts anfangen. Der Soundſo, die Soundſo, darüber läßt ſich reden."

„Erinnerſt du dich, Rudolf", wandte ſich Franziska

an Borſati, „an die Geſchichte eines gewiſſen Meier, der auch mit zwei Frauen lebte und der ſo ſtolz auf ſeinen Sohn war, den er von der rechtmäßigen Frau hatte? Der Sohn aber war nicht von ihm, ſondern von einem Vetter, und die Frau, ein wunderliches Gemiſch von Heldin und Sklavin, hatte den Mann aus Liebe hintergangen. Erinnerſt du dich? Wir hörten die Geſchichte vor Jahren, als ich in Nürnberg gaſtierte und du mir nachgereiſt warſt."

Borſati nickte. „Ich erinnere mich", antwortete er. „In der Geſellſchaft, in der ſie erzählt wurde, wollte jemand damit beweiſen, daß der moraliſche Geiſt des gegenwärtigen deutſchen Bürgertums gebrochen ſei, und ich hatte beim beſten Willen nichts anderes finden können als daß ein aufgeblaſener Tropf vom Schickſal gebührend traktiert worden war.

Peter Hannibal Meier hieß der Mann; war ein Prahler und Beſſerwiſſer, unverträglich wie ein Hamſter und boshaft wie ein Irrwiſch. Er hatte einen wohlhabenden Vetter in der Stadt, den Vetter Julius, wie ich ihn ein für allemal nennen will, und dieſer Vetter Julius war mit einem netten, obſchon nicht ſehr geiſtreichen Mädchen verlobt. Peter Hannibal Meier mißgönnte dem Vetter Julius das hübſche Frauenzimmer und entſchloß ſich, ſie ihm wegzuſchnappen. Die gute Cilly, das war der Name des Mädchens, wurde von den Eigenſchaften des neuen Bewerbers geblendet und erhoffte ſich mit ihm ein weit erhabeneres Los als an der Seite des biedern und beſcheidenen Vetter Julius. Kurz nach der Hochzeit entwickelte Peter Hannibal

der Frau ſein Eheprogramm. Er erklärte ihr, daß er ſich ſieben Söhne wünſche. Jeden dieſer Söhne hatte er ſchon zu einem Beruf beſtimmt und es gab einen Offizier, einen Staatsmann, einen Gutsbeſitzer, einen Schiffsreeder und einen Superintendenten darunter. „Wir gründen ein neues Geſchlecht", ſagte er, „eine Dynaſtie Meier, und in dreißig oder vierzig Jahren wird es hier eine Exzellenz Meier, dort einen Baron Meier, hier einen General Meier, dort einen Regierungsrat Meier geben; alſo ſpute dich, Cilly; du mußt nur wollen; wenn man ernſtlich will, kann einem nichts mißlingen." Der Frau war es nicht recht behaglich zumut, ſie erkannte, daß der ſchwierigere Teil der Aufgabe ihren Schultern zufiel, und ſie meinte treuherzig, daß einem der liebe Gott anſtatt eines Sohnes auch eine Tochter beſcheren könne, ein Argument, das Peter Hannibal geringſchätzig abtat. „Ich bin mir ſelber lieber Gott genug", ſagte er frech; „tue du deine Pflicht und laß den lieben Gott zufrieden." Aber Peter Hannibal Meier wurde in ſeiner Zuverſicht getäuſcht. Friſt auf Friſt verſtrich; er wunderte ſich; er fand ſich beleidigt und mißachtet; er höhnte; er fragte bitter, wann ſich die Gnädige endlich zu entſchließen gedenke, und als zwei Jahre um waren, verließ ihn die Geduld vollends, er jagte die alte häßliche Köchin, die im Haus war, eines Tages davon und machte ein friſches, dralles Mädchen vom Land ausfindig, die ſeine Favoritin wurde, während Cilly als Aſchenbrödel das neue Flitterwochenglück durch ihre Dienſtleiſtungen erhöhen mußte. Wieder vergingen viele Monate, ohne daß ſich Peter Hannibals Hoffnung auf Nachwuchs erfüllte. Inzwiſchen faul-

lenzte er und lief in die Bierkneipen, um mit Wut gegen Bismarck zu politisieren, dessen geschworener Feind er war, und auch sonst die Weltzustände kritisch zu beleuchten. Das Kaufmannsgeschäft, das er betrieb, brachte nichts ein, und er ging damit um, andere Quellen des Reichtums zu finden. So fiel er einem berüchtigten Bauspekulanten in die Hände, der ihm in den verlockendsten Tönen ein Grundstück anpries, in dessen Besitz man innerhalb kurzer Zeit ein Vermögen erwerben könne und das für einen Spottpreis zu haben sei. Doch Peter Hannibal Meier, so lecker er auf den Köder war, vermochte das Kapital nicht aufzubringen, und da kein Mensch sonst gewillt war, ihm Kredit einzuräumen, richtete er sein Augenmerk auf den Vetter Julius. Er befahl seiner erschrockenen Frau, zu dem ehemaligen Verlobten zu gehen und ihn um das Geld zu bitten. Als sie sich weigerte, drohte er, sich von ihr scheiden zu lassen, und verfehlte nicht, ihr die schwere Unterlassungssünde vorzuwerfen, die sie ihm gegenüber auf dem Gewissen hatte. „Woher weißt du denn so genau, daß ich die Schuld trage?" fragte die geängstete und gekränkte Frau, die sich selbst darnach sehnte, Mutter zu werden. Sie verstummte jedoch demütig vor der Miene unermeßlichen Staunens in Peter Hannibals Gesicht. Die Verwegenheit eines solchen Zweifels stimmte ihn geradezu froh, und er trällerte sein Lieblingslied, den Jungfernkranz aus dem Freischütz. Cilly trat den sauern Sang an. Als es Abend wurde, brachte sie die gewünschten siebentausend Mark und warf sich ihrem vergötterten Peter Hannibal schluchzend an die Brust. Einige Wochen später teilte sie dem Gatten mit, daß sie einem

freudigen Ereignis entgegenſehe, und ehe das Jahr verfloſſen war, erblickte Karl Theodor, der erſte Meier, das Licht der Welt. Peter Hannibal nahm die Glückwünſche ſeiner Bekannten als den Dankeszoll auf, der einem ſiegreichen Helden gebührt, und wandelte in der Stadt herum mit einer Miene, als ob noch nie zuvor ein Mann etwas ſo Wunderbares vollendet hätte. Die Magd verlor an Gunſt, Peter Hannibal wurde nicht müde, ihr die Tugenden ſeiner Cilly zu rühmen, aber die Perſon, verärgert und neidiſch, konnte einen böſen Argwohn nicht verhehlen uud ſchlich durch das Haus wie Jemand, der die Urſache eines Brandgeruchs ſucht. Peter Hannibal kaufte das Stück Land, ließ es einzäunen, ſpazierte jeden Tag ſtundenlang, in großartige Berechnungen vertieft, auf dem ſandigen Boden umher und fühlte ſich als Grundbeſitzer ebenſo ſtolz wie als Vater eines verheißungsvollen Sprößlings. Die junge Magd wob indeſſen ihre Pläne. Sie wußte Cilly, die ſeit der Geburt des Kindes immer häufigere Anfälle von Melancholie hatte, ſo geſchickt zu umſchmeicheln, daß ſie aus Hindeutungen, verlorenen Worten, Belauſchung des Schweigens und des Schlafes der Frau ihren Verdacht bald genug beſtätigt fand. Nun begann ſie ihre Wiſſenſchaft den Nachbarn anzuvertrauen, es wurde gemunkelt und geraunt, Scherzreden und Sticheleien ſchwirrten auf, aber Peter Hannibal ſteckte in ſeinem Dünkel und ſeiner Selbſtverhimmelung wie in einem unverletzbaren Panzer, er hörte nichts und merkte nichts. Jetzt wurde zu dem giftigen Mittel gegriffen, das in der bürgerlichen Geſellſchaft ſtets zur Anwendung gelangt, wenn Feigheit und Tücke ſich ver-

ſchwiſtern, zu anonymen Briefen. Peter Hannibal brauchte geraume Zeit, bis das Unfaßliche ihm bewußt wurde. Im erſten Ausbruch der Raſerei zerſchlug er in der Küche die Töpfe und Teller. Die Magd, unter dem Vorwand, ihn zu beruhigen, ſtachelte ihn noch mehr auf durch die Verſicherung, daß Vetter Julius der Urheber der ſchimpflichen Gerüchte ſei. Da zog der ergrimmte Mann ſeinen Sonntagsrock an, nahm eine Hundspeitſche und begab ſich zu Vetter Julius. Geruhſam ſaß Vetter Julius auf ſeinem Kontorſeſſel, als Peter Hannibal über die Schwelle ſtürmte. Er war eine ſtattliche Erſcheinung, hatte ein rundes, volles Geſicht mit einem aufgedrehten Schnurrbart, der wie ein gewichſter Stiefel glänzte. Peter Hannibal vollführte einen mächtigen Lärm, und er fuchtelte dem Vetter mit der Peitſche ſo unbequem vor der Naſe herum, daß dieſer lammfromme Herr endlich etwas wie Zorn zu zeigen anfing. Es wäre ihm niemals eingefallen, die von ihm noch immer geliebte Cilly bloßzuſtellen; wie er aber dieſen Menſchen ſo vor ſich ſtehen ſah, dieſes Sammelſurium von Prahlerei, Eigenlob, Ohnmacht und Selbſtſicherheit, ſtieg ihm der Verdruß wie heißer Wein zu Kopf; er vergaß Rückſicht und geleiſtetes Verſprechen, er erinnerte ſich nur der niedergetretenen und beſudelten Seele jenes Weibes, und in dürren Worten ſtellte er den Tatbeſtand feſt; ſodann verließ er das Zimmer. Peter Hannibal ſtarrte wie geſchlagen vor ſich hin. Trotz des ſtrömenden Regens wanderte er zu ſeinem Grundſtück hinaus, und irrte dort die kreuz und quer gleich Timon, der von allen Freunden verraten in die Wildnis floh. Am nächſten Tag war er krank und lag monatelang

darnieder, treu gepflegt von Cilly und der jungen Magd. Als er das Bett wieder verlaſſen konnte, zeigte er ein ſchweigſames und geheimnisvolles Betragen und erſchien wie einer, der mit tiefem Bedacht wichtige Unternehmungen vorbereitet. Er fühlte ſich als das Opfer eines Betruges; es handelte ſich gleichſam um die falſche Buchung auf einem Kontokorrent; ein Poſten war auf Soll geſchrieben worden, der von rechtswegen auf Haben ſtehen mußte. Lange erwog er das Projekt, nach Afrika zu reiſen, um neue Diamantfelder zu entdecken; ſpäter beſchäftigte er ſich mit der Erfindung einer Maſchine zum Melken der Kühe, zuletzt wollte er eine Zeitung gründen. Alle dieſe unruhigen Ideen hatten ein und dasſelbe Ziel. Da ereignete es ſich, daß eine Bahnbauanlage, deren Durchführung bisher nur von einigen im Zauber des Spekulantenweſens verſtrickten Kleinbürgern ernſt genommen worden, auf einmal im Landtag beſchloſſen wurde und daß Peter Hannibals Grundſtück wider Erwarten im Werte ſtieg. Es handelte ſich keineswegs um die fabelhafte Summe, die er einſt geträumt, doch es war immerhin ein anſehnlicher Gewinn, den er löſte. An einem ſtrahlenden Sommertag trat er im Bratenrock mit weißer Kravatte, ein rundes Hütchen auf dem Kopf lächelnd aus ſeinem Haus und richtete den elaſtiſchen Schritt zur Wohnung des Vetters Julius. „Lieber Julius", redete er den Vetter an, „du haſt den traurigen Mut beſeſſen, an der Legitimität meiner ehelichen und väterlichen Umſtände Zweifel auszuſprechen, die —" — „Zweifel?" unterbrach ihn Vetter Julius verwundert, „Zweifel waren es durchaus nicht —" — „Bitte ſchön", fuhr Peter Han-

nibal ſchneidend fort, „du haſt gezweifelt. Es iſt dir aber nicht gelungen, meine felſenfeſte Überzeugung zu erſchüttern. Deine Argumente ſind vor meinem nachprüfenden Urteil zerronnen wie Butter in der Pfanne. Was kannſt du mir abſtreiten? was kannſt du mir beweiſen? Kannſt du mir beweiſen, daß in den Adern meines Sohnes anderes Blut fließt als das meine? Nein! Alſo Reſpekt vor dem Bewußtſein eines Vaters, mein lieber Julius! An der Vergangenheit haſt du mich vorübergehend irre machen können, die Zukunft kannſt du mir nicht rauben, die ſpeiſt an meinem Tiſch, die wohnt in meinem Haus. Aber ich bin nicht gekommen, um mit dir zu philoſophieren, ich bin gekommen, um deine materiellen Anſprüche zu befriedigen und meine idealen gegen fernere Ränke ſicher zu ſtellen." Damit entnahm Peter Hannibal ſeiner Brieftaſche ſieben Tauſendmarkſcheine, legte ſie auf das zwiſchen ihm und dem ſprachloſen Vetter Julius befindliche Pult, machte eine ſpöttiſch-artige Verbeugung und entfernte ſich hocherhobenen Hauptes. Vetter Julius ſchaute ihm mit offenem Mund nach. Er ergriff einen der Scheine, hielt ihn gegen das Licht und ſchüttelte den Kopf. Plötzlich aber brach er in ein dröhnendes Gelächter aus, das ihm den Atem verſetzte und ihn zwang, Weſte und Hemdkragen aufzuknöpfen. Erſt als er ein Glas mit Kognak vermiſchten Waſſers getrunken hatte, milderte ſich die erſtickende Heiterkeit. Auch in den nächſten Tagen paſſierte es ihm noch zu öfteren Malen, daß ſich, etwa während eines Spaziergangs, ſein ernſthaftes Nußknackergeſicht jäh verzerrte, wobei er, um nicht einem unwiderſtehlichen Kitzel nachzugeben, den Knauf des Stockes

zwiſchen die Zähne ſchob. Jedoch das Gelächter der Kleinen bildet den Stolz der Großen. Peter Hannibal ſpürte eine ſo wohltuende Wonne in ſeiner Bruſt, daß er in einem Fleiſcherladen ein friſch abgeſtochenes Ferkel erſtand, das der Lehrling ausweidete und mit einem Lorbeergewinde um die Ohren dem Käufer überreichte. „Bravo", ſagte Peter Hannibal, „Lorbeer muß dabei ſein; Schwein und Lorbeer, das gehört zuſammen." Mit ſeiner angenehmen Laſt kam er zum Tor des Hauſes, wo der kleine Karl Theodor ſtand, ein ſpinöſer Burſche mit überlangen Armen und entzündeten Augen. Er ſetzte ihm den Lorbeer auf den glattgeſchornen Kopf und erſchien mit ſtrahlendem Geſicht vor den beiden Frauen, das Schwein in der Linken, den Sohn an der Rechten; Cilly drückte ihm einen Kuß auf die Stirn, die Magd verſorgte das Ferkel, dann langte Peter Hannibal die Gitarre von der Wand und ſang mit empfindſam tremolierender Stimme das Lied vom Jungfernkranz. „Ich fühle mich wie neugeboren", ſagte er am Abend, bevor er ſchlafen ging; „ich habe die Menſchen kennen gelernt und habe ſie traktiert wie ſie es verdienen. Peter Hannibal Meier braucht die Menſchen nicht, er iſt ſich ſelber genug."

„Mir tut er doch leid, dieſer Peter Hannibal", meinte Franziska; „warum, kann ich eigentlich kaum erklären."

„Ja, es hat etwas Rührendes, wenn die Verblendung dermaßen anwächſt, daß ſie die eigene Schwäche für Kraft erklärt und die Armſeligkeit für Würde", entgegnete Borſati.

„Ich ſehe ihn vor mir," ſagte Georg Vinzenz; „er hat eine ſpitze Naſe und einen Mund mit feuchten, ſchmatzenden Lippen. Er ſchlenkert beim Gehen die Füße nach auswärts, und ſeine Stimme kräht. Beim Frühſchoppen ſchimpft er auf die Regierung, aber wenn ein Miniſter in die Stadt kommt, ſteht er am Bahnhof und ſchreit Hurra. Er trägt ein Wollhemd mit einer angebundenen Chemiſette, und ſeine Großmannſucht verhindert ihn nicht, vor reichen Leuten zu ſcharwenzeln."

„Trotzdem werde ich mich hüten, ihn für einen Typus gelten zu laſſen," fiel Cajetan ein, „das hieße dem deutſchen Weſen Unrecht tun. Gerade Fleiß, Tüchtigkeit und ſelbſtſichere Kraft ſind es ja, die Deutſchland haben ſo mächtig werden laſſen."

„Tüchtigkeit!" verſetzte Lamberg raſch und bitter, „es weht eine Luft von Tüchtigkeit im gegenwärtigen Deutſchland, die einem die Bruſt beklemmt. Man iſt ſo ſtolz auf das Erworbene, ſo ſicher des Beſitzes, ſo feſt in Meinungen, ſo beweglich in Grundſätzen, ſo unverblümt in Profitwirtſchaft, ſo grauſam in der Steuertaxe, ſo wachſam gegen die Malkontenten, daß mir Tüchtigkeit juſt das rechte Wort dafür ſcheint. Ehemals konnte der Deutſche den Ruf eines

Enthuſiaſten und eines Träumers genießen, jetzt begnügt er ſich mit dem eines in allen Sätteln gerechten Praktikus. Nur ein innerlich freies Volk kann die Laſt nationaler Größe und die Pflicht bedeutender Repräſentation ohne Einbuße an innerlicher Arbeit tragen. Der Deutſche iſt aber nicht frei; er iſt in ſo mannigfacher Beziehung gebunden, daß ſelbſt die wenigen großen Politiker, die die Nation hervorgebracht hat, eher als Rebellen wirkten oder als einſame Künſtler denn als Führer und Vertreter einer Geſamtheit. Er iſt ſo wenig frei, daß ſein ſoziales Gefühl formlos, ſein bürgerliches borniert und ſein monarchiſches ſervil wirkt. Bei einer feudalen Familie in der Provinz hatte ſich vor Jahren ein hoher Herr als Gaſt angeſagt. Die Leute verwendeten für die Inſtandſetzung des Schloſſes und ſonſtige Vorbereitungen eine Summe von achtzigtauſend Mark. Der hohe Herr kam, er ließ ſichs wohl ſein, er aß und trank, jagte und hielt Cercle, und beim Abſchied, nachdem er der Hausfrau die Hand geküßt, äußerte er: „Ich habe mich ſehr behaglich bei Ihnen gefühlt, und was mich beſonders erfreut hat, iſt, daß alles ſo einfach war.“ Dabei war die Familie durch die Ausgaben, die ihnen der fürſtliche Beſuch verurſacht hatte, vollſtändig ruiniert. In England wäre dergleichen nicht denkbar. Dort weiß der Geringſte im Volk, was ihm der Herrſcher ſchuldet, und der Herrſcher weiß, wie der Geringſte lebt und wie er leben darf.“

„England hat eine Geſellſchaft, das macht den Unterſchied“, erwiderte Cajetan, „das gibt dem einzelnen Rückgrat und Figur, ſeinem Handeln Gewicht und Relief. Er

iſt ſich ſtets und tief bewußt, einem Ganzen anzugehören, das verleiht ihm als Perſönlichkeit eine außerordentliche Konzentration, und gerade dieſe Konzentration iſt es, die wir oder die der Sprachgebrauch ſonderbarerweiſe als exzentriſch bezeichnen. Was für köſtliche Sonderlinge! Da iſt Lord Cecil Baltimore, der mit acht Frauen durch ganz Europa zog und niemals aufhören wollte zu reiſen, um den Ort nicht zu wiſſen, wo er begraben werden würde; er ernährte die mageren ſeiner Frauen nur mit Milchſpeiſen, die fetten nur mit Säuren. Ein Lord Sandys lachte in ſeinem Leben ein einziges Mal, nämlich als ſein beſter Freund den Schenkel brach. Ein Sir John Germain war ſo unwiſſend, daß er einem Geiſtlichen namens Mathäus Decker ein großes Legat vermachte, weil er glaubte, dieſer habe das Evangelium Mathäi geſchrieben. Ein Lord Mountford berechnete alles nach Wetten; als man ihn einſt fragte, ob ſeine Tochter guter Hoffnung ſei, entgegnete er: auf mein Wort, das weiß ich nicht, ich habe nicht darauf gewettet. Lord Lovat ſperrte zwei Dienſtboten, die ohne ſeine Bewilligung geheiratet hatten, mit den Worten: „ihr ſollt aneinander genug bekommen," drei Wochen lang in einen Brunnenſchacht. Lord Thomas, der achte Graf Pembroke, hatte die Seltſamkeit, alles was ihm mißfiel, für ungeſchehen zu halten. Sein Sohn, der ſchon geraume Zeit mündig war und ſeinen eignen Kopf hatte, fand oft für gut, nicht nach Hauſe zu kommen. Mochte er ſich jedoch herumtreiben wo und ſo lange er wollte, der Vater betrachtete ihn ſtets als anweſend und befahl dem Kellermeiſter jeden Tag mit unbeweglichem Ernſt, Lord Herbert zum Eſſen

zu rufen. Seine dritte Gemahlin, die er mit fünfundſiebzig Jahren geheiratet hatte, hielt er in ſtrenger Zucht. Abends durfte ſie Beſuche machen, allein unter keiner Bedingung eine Minute länger ausbleiben als bis zehn Uhr, der Stunde, wo er zur Nacht ſpeiſte. Einſt geſchah es, daß ſie die Friſt nicht einhielt. Als ſie nach Mitternacht erſchien und ſich voll Angſt entſchuldigen wollte, unterbrach er ſie ganz ruhig mit den Worten: „Sie irren ſich, meine Teure, blicken Sie auf die Uhr dort, es iſt genau zehn Uhr, ſetzen wir uns zu Tiſch.“ Unter den drakoniſchen Geſetzen, die in ſeinem Hauſe galten, wurde am nachdrücklichſten das eine ausgeübt, daß jeder Bediente, der ſich betrank, ſofort entlaſſen werden ſollte. Ein alter Lakai, der ſchon viele Dienſtjahre zählte, erlaubte ſich nun zuweilen, ein Glas über den Durſt zu trinken, indem er ſich auf die Nachſicht verließ, die in gewiſſen Fällen vorhandene Dinge als nicht vorhanden ignorierte. Einmal hatte er des Guten gar zu viel getan, und als Mylord durch die Halle ging, mußte ſein Blick auf James fallen, der nicht bloß beſpitzt oder leicht benebelt war, ſondern ſich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Mylord näherte ſich ihm und ſagte: „Armer Burſche, was fehlt dir? Du ſcheinſt ſehr krank. Laß mich deinen Puls fühlen. Gott behüte, er hat ein hitziges Fieber, bringt ihn ſogleich zu Bett und holt den Arzt.“ Der Arzt kam, nicht um Rat zu erteilen, denn ſeine Herrlichkeit war im Haus oberſte Medizinalbehörde, ſondern um Befehle zu vollziehen. Er mußte dem Patienten reichlich zu Ader laſſen, ihm ein gewaltiges und ſchmerzhaftes Pflaſter auf den Rücken

Leben und ein tüchtiges Purgirmittel einflößen. Als die Behandlung nach einigen Tagen gewirkt und der alte Sünder ſo bleich und mager zum Vorſchein kam, wie wenn er die ſchwerſte Krankheit überſtanden hätte, rief ihm der Lord zu: „O, ehrlicher James, ich freue mich, dich am Leben zu ſehen. Du kannſt von Glück ſagen, daß du ſo glimpflich davon gekommen biſt. Wäre ich nicht zufällig vorbeigegangen und hätte deinen Zuſtand erkannt, ſo wärſt du jetzt ſchon tot. Aber James! James!" fügte er mit dem Finger drohend hinzu, „kein ſolches Fieber mehr!" Erzählenswert iſt auch eine Geſchichte über den wunderlichen Lord Beckford. Lord Beckford empfing niemals Beſuche und nahm keine Einladungen an. Die Tore ſeines Parks waren beſtändig abgeſperrt, und in der Nachbarſchaft wurden fabelhafte und die Neugier aufregende Dinge über den Luxus berichtet, mit dem ſein Haus eingerichtet ſei. Einen jungen Dandy plagte die Neugier ſo ſehr, daß er in der Nacht eine Leiter an die zwölf Fuß hohe Parkmauer legen ließ und ſo hinüberſtieg. Er wurde entdeckt und vor den Lord gebracht, der ihn artig begrüßte, ihn überall herumführte und ſich ihm beim Abſchied auf das verbindlichſte empfahl. Vergnügt wollte der junge Mann nach Hauſe eilen, fand aber im Garten alle Türen verſchloſſen und niemand war da, ſie zu öffnen. Als er deshalb zurückkehren mußte und ſich im Schloß Hilfe erbat, ſagte man ihm, Lord Beckford ließe ihn erſuchen, ſo hinauszugehen wie er hereingekommen wäre. Kein Widerſpruch half, er mußte ſich bequemen, die Leiter wieder emporzuklettern und ſie auf die andere Seite zu heben. Er verwünſchte den bos-

haften Menſchenfeind und hatte kein Verlangen mehr nach dieſem verbotenen Paradies."

„Es iſt wahr, deutſch iſt all das nicht," ſagte Borſati; „weder das Leidenſchaftliche, noch das Problematiſche, noch das Weltmänniſche ſind deutſch. Dagegen zeichnet ſich das deutſche Weſen durch einen Reichtum an Gemütsbeziehungen aus, der keinem andern Volk eigen iſt. Auch lebten unter den Deutſchen zu jeder Zeit Charaktere, denen nur die Glücksgunſt fehlte, um in weiterem Kreis Vortreffliches zu wirken. Irgendwie haftet der Deutſche noch in verſtörter Welt und bildloſer Finſternis und der tätige, in Heiterkeit gebundene Geiſt iſt wie durch Ahnenfluch an ſeiner Wiege erwürgt worden."

„Wenn man von deutſchen Charakteren ſpricht," verſetzte Lamberg, „muß man vorzüglich unter den Edelleuten des achtzehnten Jahrhunderts Umſchau halten. Wie in einem verwilderten Garten oft zauberhafte Blumen ſtehen, ſind da Menſchen emporgewachſen, die unter anderen Verhältniſſen, in einem zuträglichen Geiſtesklima Außerordentliches geleiſtet hätten. Darin ſtimme ich Ihnen bei, Rudolf. Aber vielleicht ruht gerade im Leben der Dunklen und Halbdunklen die Kraft eines Volkes. Ihre Not und ihre Kämpfe, führen ſie auch zu keinem ſichtbaren Ziel, bereiten die Entſcheidungsſchlachten vor, die am hellen Tag der Geſchichte geſchlagen werden, und ihr geheimnishaftes Einzelweben iſt voll von der Beſtimmung des Ganzen, ſo wie jeder Waſſertropfen den Ozean enthält und erklärt. Man kann nicht von deutſchen Charakteren ſprechen, ohne aus Gräbern die Schatten der Toten zu beſchwören, heute,

wo jede Zwiebel für eine Ananas gelten will und das Herzgold unter den Füßen des Pöbels zertrampelt wird."

„Ich hoffe, Georg, daß wir dies für eine Art Prolog nehmen dürfen, ich wünſche ſehr, daß Sie uns das Bild zum Kommentar zeigen", ſagte Caſetan.

„Ich habe über eine beſtimmte Perſönlichkeit eine Reihe von Notizen geſammelt," gab Lamberg zu; „ich muß ſie aber erſt noch ordnen, und morgen bin ich bereit, Ihren Wunſch zu erfüllen. Heut wäre es ohnehin zu ſpät."

Franziska nickte. Der tiefdunkelblaue Glanz ihrer Augen verriet keine Müdigkeit, aber ihre Züge waren abgeſpannt. Borſati, Hadwiger und Caſetan brachen nach ihrer bäuerlichen Behauſung auf. Draußen im Freien jubelten ſie, — der Mond leuchtete durch zerriſſene Wolkenflöre. Freilich war die Luft feucht und der Boden ſchwammweich, doch ſtrahlte wieder einmal ein Geſtirn am Himmelsgewölbe, und traumhaft funkelte der Neuſchnee von den Häuptern der Berge.

Hadwiger hatte ſich von Franziska die Erlaubnis erbeten, ſie am folgenden Morgen zu einem Spazierweg abholen zu dürfen, falls es nicht regnete. Zwar blieb der Himmel neblig trüb, es war ein ſchwermütig-ahnungsvoller Tag, aber Franziska wollte gehen, und Hadwiger führte ſie zum Fluß hinab. Sie beſchauten die Stätten der Zerſtörung, die überſchwemmten Straßen, entwurzelten Bäume, verlaſſenen Häuſer und Hütten und konnten ſich lange nicht von dem Anblick der braungelb hinſtürzenden Fluten losreißen, auf denen Stämme und Büſche ſchwammen, Balken und Bretter, Hausrat und tote Tiere. Als ſie um-

kehrten, lehnte ſich Franziska matt auf Hadwigers Arm. Er ſprach leiſe; er ſprach von der Liebe, die er für ſie hegte. Sie lächelte; ſie ſchüttelte den Kopf; ſie ſah ihn voll Bewegung an. „Wie du mich hier ſiehſt, bin ich ohne Nein und ohne Ja," ſagte ſie; „du biſt mir viel; wie viel, das will ich nicht ergründen. Ich kann es nicht ergründen, weiß ich doch nicht, wo ich ſtehe und wohin ich gehe. Mit mir kann man keine Verträge, keine Abmachungen mehr ſchließen, Heinrich. Es macht mich glücklich, daß ich dich habe, das darfſt du mir glauben." Er ſchwieg, und er ſchwieg ſo, daß Franziska ſeine Hand ergriff und küßte.

Plötzlich blieb ſie ſtehen. Purpurne Glut flammte über ihr Geſicht. Fürſt Armansperg kam ihnen entgegen. Erſt ſahen ſeine Augen ohne Teilnahme und ohne Ziel in die Ferne, dann erkannte er Franziska, und über ſeine an Beherrſchung ſicherlich gewöhnten Züge verbreitete ſich eine Faſſungsloſigkeit, die Mitleid erwecken mußte. Fünf, ſechs endloſe Sekunden ſtanden ſie einander ſtumm gegenüber. Hierauf ſagte Franziska raſch, daß ſie ſeit einigen Tagen hier ſei, daß ſie ihm ſchreiben gewollt, daß es aber bei dem Vorſatz geblieben ſei, vielleicht des ſchlechten Wetters wegen, das ſie zu jedem Entſchluß unluſtig gemacht habe. Mit ſichtlicher Anſtrengung gelang es ihr zu plaudern, aber ſchließlich fand ſie freieren Ton, die gemeſſene, höfliche und gütige Weiſe des Fürſten unterſtützte ſie darin, bald ging er an ihrer Rechten, und es entwickelte ſich ein lebhaftes Geſpräch, dem niemand hätte anhören können, daß es eine Brücke über eine Kluft war. Hadwiger verwunderte ſich im ſtillen; für ihn klang dies alles wie Schauſpielerei;

maskierte Zuſtände ertrug er nicht; zwiſchen Offenheit und Verſtellung kannte er kein Mittleres, weil es ihm an Erziehung und an Milde gebrach. Auch war es ihm, als ſolle er Franziska verlieren, als beginne ſie ſchon jetzt in eine fremde Region zu ſchreiten; er hätte ſie auf die Arme heben und forttragen mögen.

Der Fürſt ging bis zur Villa mit und gerade als ſie dort anlangten, verließen Lamberg, Borſati und Cajetan das Haus. Cajetan eilte auf den Fürſten zu, um ihn zu begrüßen, die beiden andern wurden von Franziska vorgeſtellt. Sie hatte eben von den täglichen Unterhaltungen erzählt, die ſie pflogen, und Fürſt Siegmund drückte ſeinen Wunſch aus, den zum Preis geſetzten Spiegel ſehen zu dürfen. Lamberg führte ihn ins Zimmer und vor den goldenen Spiegel, den der Fürſt lang und voll Bewunderung anſchaute. Ehe er ſich verabſchiedete, lud ihn Georg Vinzenz für nachmittags zum Tee ein, und er gab erfreut ſeine Zuſage.

Lamberg hatte häuslichen Ärger gehabt; Emil, deſſen Eiferſucht gegen Quácola nicht mehr zu zügeln war, hatte den Dienſt aufgekündigt. Er oder ich, hatte Emil ausgerufen, und Lamberg hatte wider alle Gebote der Menſchenliebe erwidert: er, denn einen Affen konnte man doch nicht in die rauhe Welt ſtoßen. Quácola hockte auf dem Balkon und ſchnappte nach Fliegen. Er trug rote Hoſen und eine blaue Jacke mit ſilbernen Knöpfen, an denen er beſtändig zerrte. In der Küche fand indeſſen zwiſchen Diener und Köchin folgender Dialog ſtatt: Die Köchin: Das Vieh müßte man mit Arſenik vergeben. Emil: Hilft nichts. Es iſt ein

Zauberer. Es hat den Herrn verhext. Die Köchin: Paſſen Sie auf, es wird noch ein ſchlechtes Ende nehmen. Emil: Jede Nacht träum ich von ihm; es ſitzt mir auf dem Kopf und frißt mir die Haare weg, als ob's Gras wäre. Na, ich gehe eben, man hat ſeine Würde. Die Köchin: Ach Gott! Daß es ſo weit mit den Menſchen gekommen iſt. Ich bleib auch nicht in einem Haus, wo ein Affe das Regiment führt. Wer weiß, was einem da zuſtößt. Emil, mit weisſagender Miene: Die Menſchheit befindet ſich auf einer ſchiefen Ebene, und ſo deut ich auch die Sintflut, die jetzt angebrochen iſt.

Um fünf Uhr kam der Fürſt. Lamberg ließ den Tee in einem der oberen Zimmer ſervieren. Der Fürſt hatte durchaus nicht jene kühle Geſchmeidigkeit, die ſonſt bei ſolchen Leuten befremdend und vorſichtig ſtimmt. Seltſam, daß man keinen Augenblick das Gefühl hatte, mit einem alten Mann zu ſprechen; er hatte etwas Scheues und Zartes, jedes ſeiner Worte ſchien von einer gefühlvollen Achtſamkeit beſeelt, und die Galanterie, die er gegen Franziska an den Tag legte, war ohne alle Phraſe, herzlich und delikat. Schon dies gewann ihm die Zuneigung der Freunde, und im Innern leiſteten ſie Franziska für manchen früheren Zweifel und Tadel Abbitte. Sogar Hadwiger ſchloß ſich auf, und von ſeiner Stirne ſchwand die Wolke der Mißbilligung und Unruhe.

Quäcola durfte ſeine Kunſtſtücke zeigen; er ging auf den Hinterfüßen, eitel und ſeriös; er nahm ein Buch und las, wobei ſeine Miene die kritiſche Beſorgnis zeigte, die er ſeinem Herrn abgeguckt; er fing Nüſſe, die ihm zugeworfen

wurden, und heuchelte Zorn, wenn ſie zur Erde fielen. Als das Repertorium erſchöpft war, ſagte Franziska, Georg möge doch die Geſchichte erzählen, die er geſtern Abend verheißen, ſie verſpreche ſich etwas Beſonderes davon. Lamberg ſah etwas verlegen drein, aber da die Freunde ihn ebenfalls darum erſuchten und der Fürſt ſich in beſcheidener Erwartung ſchon zurechtſetzte, holte er ein Heft mit loſen Blättern aus dem Nebenzimmer und ſagte: „Einiges habe ich mir aufgeſchrieben und werde es leſen; es iſt wie eine Chronik zu betrachten. Was ich aus dem Gedächtnis erzähle, iſt nur die Verbindung zwiſchen dieſen Teilen."

Und er begann.

Die Geſchichte des Grafen Erdmann Promnitz

Als der große Friedrich von Preußen zum erſtenmal um Schleſien ſtritt, blühte dortſelbſt noch das alte und angeſehene Geſchlecht derer von Promnitz. Seit jenem Balthaſar Promnitz, dem Fürſtbiſchof von Breslau, der außer Pleß, der größten ſchleſiſchen Standesherrſchaft, auch Sorau und Triebel in der Niederlauſitz erworben hatte, gehörte die Familie zum höchſtbegüterten Adel des Landes, und ſpäterhin, als ſie ſchon ein Haupthort des Proteſtantismus war, beſaß ſie auch Peterswalde, Kreppelhof, Drehna und Wetſchau, lauter große Gemarkungen mit umfangreichem Ackerland und ausgedehnten Wäldern.

Graf Erdmann, der letzte Sproß der Promnitze, galt als Kind für einen ausgemachten Tölpel. Zu Sorau, wo ſein Vater, der ſächſiſche Kabinettsminiſter, einen förmlichen Hof hielt mit Jagdpagen, Kammerhuſaren, Zwergen und einer Leibgarde von hundert bärenmützigen Rieſen, gab er die denkbar ſchlechteſte Figur ab. Er war mißtrauiſch, verſtockt, gefräßig und faul. Wegen ſeiner Streitſucht hielt es kein Spielgenoſſe bei ihm aus.

Eines ſchönen Tages machte er in Begleitung des Hoffräuleins Collobella und ſeines herrnhutiſchen Erziehers von Wrech einen Ausflug nach dem ländlichen und entlegenen Peterswalde. Die Collobella war eine immer noch muntere Italienerin, die der regierende Graf vor dreißig Jahren aus Florenz mitgebracht hatte und die aus Liebe

zur Familie Promnitz evangeliſch geworden war. Ihr war das heimliche und heimtückiſche Gemüt des Knaben ein Greuel, und ſie ging ihm bei jeder Gelegenheit mit Vorwürfen und entrüſteten Predigten zu Leibe. Währenddem ſtarrte der zwölfjährige Erdmann böſe in einen Winkel, und ſo oft die Collobella einen ihrer frivolen Witze losließ, zuckte er zuſammen wie ein Fiſch, wenn man mit dem Stock ins Waſſer fährt. Aus den gröberen Redensarten machte er ſich wenig, und wenn ſie ihm ein ſchlimmes Ende prophezeite, lachte er ihr ins Geſicht. Was Herrn von Wrech anbelangt, ſo huldigte er wohl äußerlich den Grundſätzen ſeiner Sekte, doch trug er das Herrnhuter Gewand mit der unverpflichtenden Sachlichkeit, mit der etwa Monſieur de Rohan den römiſchen Kardinalshut trug. Eigentlich war er ein Genüßling und erwartete ſehnſüchtig den Tag, wo er mit ſeinem Zögling die übliche europäiſche Tournee antreten durfte.

In einem Seitenflügel des Peterswalder Schloſſes befand ſich eine kleine Kapelle. Indes die Italienerin und Herr von Wrech Sieſta hielten, ſtreunte Erdmann durch die verödeten und vernachläſſigten Räume und gelangte ſchließlich in jenes Kapellchen, in dem ein Bild, welches über dem Altar hing, ſeine Aufmerkſamkeit feſſelte. Es war kaum darnach angetan, kirchliche Empfindungen zu wecken; wahrſcheinlich hatte ein übereifriger Verwalter es aus einem der Säle hierherbringen laſſen. Es ſtellte Adam und Eva vor dem Sündenfall dar, beide natürlich ſplitternackt, das Weib mächtig dick, den Apfel hinhaltend, und Adam halb weggewendet, als lauſche er, zwiſchen beiden die Schlange, die ſich vom

Baum herunterringelte, und hinter dem grünen Wipfel ein kobaltblauer Himmel. Es war keine üble Arbeit und mochte die Kopie nach dem guten Werk eines ſüddeutſchen Meiſters ſein.

Graf Erdmann ward davon anders getroffen als ein gewöhnlicher und harmloſer Beſchauer. Zunächſt ſchämte er ſich vor der unanſtändigen Nacktheit der beiden Perſonagen derart, daß ihm der Schweiß bei den Haarwurzeln herausbrach. Nachdem ſich ſein Auge daran gewöhnt hatte, kam es wie eine Erleuchtung über ihn. Mit finſterem Triumph ſchaute er in das Geſicht der Eva und auf den Apfel in ihrer Hand, und er ſagte zu ſich ſelber: von daher ſtammt alſo das ganze Elend; deswegen iſt mir ſo ſchnöde zumut in dieſer ſchuldbeladenen Welt; deswegen hab' ich immer ein ſchlechtes Gewiſſen, wenn ich eine reichliche Mahlzeit verzehrt habe. Ich merke ſchon, worauf das hinauswill mit den Zweien, dachte er voll Haß; dieſes fette Frauenzimmer will das einfältige Mannsbild beſchwatzen; jetzt begreif ich erſt, was die Bibel meint, jetzt weiß ich, was das iſt: der Sündenfall. Was biſt du für ein Narr und Dummkopf geweſen, du Menſchenvater Adam!

Dieſe letzten Worte rief er ziemlich laut vor ſich hin. Da erſchallte ein klirrendes Spottgelächter hinter ihm. Es war die Collobella. Wütend ſchritt er auf ſie zu und fuhr ſie an: „Seht nur allein zurück nach Sorau, ihr beiden, ich will hier auf Peterswalde bleiben. Ich mag das Luderleben nicht mehr mit anſehen, daß man dorten führt. Meine Mutter iſt unglücklich, das weiß ich längſt; längſt weiß ich, daß mein Vater ſie mit Huren betrügt. Mein

Vater hätte mich nicht auf die Welt ſetzen ſollen, denn was ich von dieſer Welt erfahre, ekelt mich an. Inſonderheit die Weiber ekeln mich an, drum fort mit dir, du welſcher Haubenſtock."

Die Dame Collobella lief ſchreiend davon und holte Herrn von Wrech zur Hilfe herbei. Aber Erdmann war ſchon wieder in ſeine Schweigſamkeit verſunken. Nur weigerte er ſich beharrlich, Peterswalde zu verlaſſen. Der Herrnhuter verbarg ſeinen Ärger. Potz Wetter überlegte er im Stillen, wenn mich der idiotiſche Teufel hier feſthält, ſo gibts ein Leben, wogegen das des heiligen Antonius eine babyloniſche Orgie war. Und er beſchloß, der Sache von innen her beizukommen.

Dem Grafen Promnitz fiel ein Stein vom Herzen, als er vernahm, ſein unfroher Sprößling wolle nicht mehr an den Hof zurück. „Laßt nur den Hamſter", ſagte er zur Collobella, „der wird ſchon wieder nach unſerer beſetzten Tafel jappen." Darin täuſchte ſich der Graf. Junker Erdmann kam nicht mehr nach Sorau, und ſeine Mutter mußte zu ihm fahren, wenn ſie ihn ſehen wollte. Allmählich wandelte die Gräfin auch ihre eigenen, nicht ſehr erbaulichen Wege. Junker Erdmann erfuhr dies in ungeſchminkter Weiſe durch Herrn von Zech, einen Emporkömmling, der es vom Schreiber zum geheimen Rat gebracht hatte und jeden Monat einmal in Peterswalde erſchien, um die Wirtſchaftsbücher zu inſpizieren. Er ſchweifwedelte vor dem Vater und ſpeichelleckte vor dem Sohn, weshalb ein Witzbold von ihm bemerkte, er hätte beſtändig hinten und vorne zu tun, und obwohl er ſich mit dem herrnhutiſchen Prä-

zeptor nicht vertrug, erlitt dieſer die Anbill, daß am Sorauer Hof das Verslein in Umlauf gebracht wurde: Herr von Wrech und Herr von Zech ſchmarotzen all zwo beim Junker Pech. Junker Pech war der Spottname für Erdmann, erſtlich wegen der ſchwarzen Kleidung, die er zu tragen pflegte, und dann wegen ſeines ſchwarzen Geiſtes.

Der gute Wrech hörte allmählich auf, den Junker für blöde zu nehmen, da in dieſem eckigen Schädel im Verfluß der Jahre ein paar Augen erwachten, welche die Glut eines Jakobiners und die Melancholie einer Nonne enthielten. Er ließ ſich mit ihm in profunde theologiſche Disputationen ein, bemühte ſich aber unter dem Mantel einer ſcheinheiligen Duldung, ihm die Welt lecker zu machen.

Umſonſt; der einſiedleriſche Jüngling fürchtete die Fallſtricke des Laſters. Nach ſeiner Meinung konnte die einzelne Kreatur keines Glückes teilhaftig werden, da ſie von Adam und Evas Zeit an verdammt war, dürfe auch das Glück garnicht genießen, weil ſie damit die Leiden der Andern genau um jene Summe vermehrte, der ſie ſich freventlich entzog. Eine ſo rabuliſtiſche Sünden-Arithmetik verdroß den Herrnhuter, und er berief ſich auf das Erlöſungswerk Jeſu Chriſti. Da aber fuhr er ſchlecht; der Junker bewies ihm haarklein, daß das Sündenregiſter der Menſchheit ſeit ſiebzehnhundertſoundſoviel Jahren dermaßen in die Länge gewachſen ſei, daß eine demnächſt zu erwartende Abrechnung nur mit einem allgemeinen Untergang enden könne. Herr von Wrech lies ſich nicht beirren; halb näſelnd, halb ſingend rezitierte er das Lied Numero eintauſendundachtzehn:

„Wenn es ſollt der Welt nach gehn, blieb kein Chriſt auf Erden ſtehn,
Alles würd' von ihr verderbt, was das Lamm am Kreuz vererbt.
Doch weil Jeſus bleibt der Herr, wird es täglich herrlicher,
Weil der Herr zur Rechten ſitzt, iſt die Sache auch beſchützt."

Damit brach er liſtig ab; jedoch Junker Erdmann fügte triumphierend den Schluß hinzu:

„Aber wenn ſie dieſen Mann erſt herabgeriſſen han,
Dann wirds bös mit uns ausſehn, übel wird es mit uns gehn."

Es war ein ergötzlicher Anblick, wie die beiden ſich rauften, der glatte Epikuräer, der ſich nur gerade ſoviel hinter der Frömmigkeit verſchanzte, daß ſeine heimliche Verräterei nicht zu merken war, und der plumpe Jüngling mit dem dünngeſpaltenen Mund und dem zurücktretenden Profil eines traurigen Schafes.

Graf Erdmann hatte einen Farbenkaſten, und in müßigen Stunden beſchäftigte er ſich mit Malereien. Immer lief es darauf hinaus, daß er eine Eva malte; dieſe Eva trug ein züchtiges Gewand; ſie ſtreckte den Arm lüſtern nach den Äpfeln aus, die an den Zweigen eines Baumes hingen, und eine giftgrüne Schlange züngelte gegen das von ſträflichen Begierden erfüllte Weib.

Nun ereignete ſich in der Familie Promnitz ein Vorfall, der darnach angetan war, das Gemüt des jungen Grafen,

der jetzt zwanzig Jahre alt geworden war, vollends zu verdüstern. Die Gräfin Callenberg, seine Tante, eine sechzigjährige Messalina, die die Gesellschaft der Mannsleute noch immer nicht entbehren mochte, weil sie bei ihnen mehr Gründliches fand, wie sie sagte, als bei Personen ihres Geschlechts, hatte ihren letzten Liebhaber, einen Franzosen namens Lefevre, aus gemeiner Eifersucht bei Wasser und Brot in einem Verließ ihres Schlosses eingemauert. Preußische Soldaten entdeckten ihn verhungert, mit langem Bart und irrsinnig; er starb wenige Tage nach seiner Befreiung. Die entrüsteten Untertanen der Gräfin überfielen sie im Bett, banden sie mit Stricken, warfen sie auf einen Leiterwagen und brachten sie nach Neiße, wo sie vor Verdruß und Zorn alsbald der Schlag rührte.

Graf Erdmann verfiel bei der Kunde des Geschehnisses in solche Trübsal, daß Herr von Wrech um seine Gesundheit besorgt wurde; dazu kam, daß auch seine Mutter um jene Zeit aus Herzenskummer starb. Herr von Wrech konnte es nicht mehr mit ansehen, wenn der Jüngling jeden Morgen und jeden Abend auf die Knie stürzte und in tiefer Schwermut ausrief: „O Gott, laß mich ohne Schuld! bewahre mich vor Sündenschuld! Erticke meine Gelüste und gib mir Frieden!" Herr von Wrech machte sich auf und gab dem gräflichen Vater zu verstehen, daß er seinen Sohn auf Reisen senden müsse, wenn er ihn vor verderblicher Geistesfäulnis zu bewahren wünsche. Der Graf war's zufrieden und befahl, daß Erdmann in Begleitung des Herrnhuters nach Paris aufbrechen solle. Dagegen war kein Widerpart möglich. Graf Erdmann fügte sich mit uner-

warteter Sanftmut. „Ich will doch ſehen", ſagte er, „ob eure große Welt wirklich ſo groß iſt. Es ſoll nicht heißen, daß ein Promnitz hinterm Ofen ſitzen bleibt, weil er ſich klüger dünkt als die Weitgereiſten. Mich gelüſtet nach einem andern Himmel, denn unſerer drückt mir den Kopf wie das Dach einer Köhlerhütte und nach andern Menſchen, denn unſere ſind mir ſo wohlbekannt, wie die Verba auf mi. Aber ich fürchte, lieber Wrech, die Welt hat früher ein Ende, als ihr alle glaubt, wennſchon es weit iſt bis zu den Mongolen. Gefangen ſind wir, und können nicht aus noch ein."

Herr von Wrech war entzückt über die Ausſicht, ſo bald nach dem galanten Paris reiſen zu dürfen. „Ihr ſeid ein genialiſcher Kopf, Junker", antwortete er; „entweder werdet ihr ein großer General wie Prinz Eugen, oder ihr ſterbt philoſophiſch wie Diogenes in einem Faß."

Drei Wochen ſpäter befand ſich der Graf mit ſeinem Erzieher und Reiſemarſchall in dem Seinebabel, wie man ſich damals ausdrückte, und wo es allerwegen hoch herging mit Maskenbällen, Aſſembleen, Glücksſpielen, königlichen Levers, Spazierfahrten, Jagden und amoroſen Abenteuern. Erdmann beſchaute ſich das glänzende Getriebe; er gab mit Anſtand ſein Geld aus und wußte Rede zu ſtehen. Doch benahm er ſich oft recht ſonderbar, und ſein Weſen erregte die Spottluſt der franzöſiſchen Herren und Damen. Eines Tages wurde ein italieniſches Ehepaar namens Concini, das der Spionage überführt und vom Gericht zum Tod verurteilt worden war, auf dem Greveplatz hingerichtet. Sie hatten einen dreizehnjährigen Sohn, der gut geſtaltet

war, einen liebenswürdigen Charakter beſaß und trotz ſeiner Jugend als ausgezeichneter Tänzer auf dem Theater Furore gemacht hatte. Ich bin auf der Welt, um für den Übermut meines Vaters zu büßen, ſagte der arme Knabe zu denen, die ihn ermahnten, ſeine ſchreckliche Lage in Geduld zu tragen. Dieſes Wort kam dem Grafen Erdmann zu Ohren, und da er hörte, daß der Knabe den Tag der Hinrichtung ſeiner Eltern bei Frau von Hautfort verbringen würde, ließ er ſich bei der Dame einführen und erſchien gerade, als man dem Knaben Hut und Mantel abnahm und ihm zu eſſen und zu trinken bot. Nach kurzer Weile trat eine Prinzeſſin vom Hof ein, und als man ihr ſagte, der junge Concini ſei anweſend, forderte ſie ihn auf zu tanzen. Der Knabe war in Verzweiflung, aber dem Wunſch der mächtigen Perſönlichkeit mußte willfahrt werden, und ſo tanzte Jean Concini, ein jammervolles Schauſpiel, während das Blut ſeines Vaters und ſeiner Mutter noch floß. Dies empörte den Grafen Erdmann; er nahm den Jüngling beiſeite, unterhielt ſich mit ihm, fand ihn aufgeweckt, ja wiſſensdurſtig, und es berührte ihn eigentümlich, als ihm der Knabe im Verlauf des Geſprächs bebend geſtand, ſeine höchſte Begierde ſei, die Aſtronomie zu ſtudieren. Graf Erdmann überlegte ſich die Sache, wandte ſich an einen Hallenſer Kaufherrn, der von Paris nach Hauſe reiſte, und bat, er ſolle den Knaben zu einem dortigen Profeſſor geben und ihn auf ſeine Koſten für die Univerſität vorbereiten laſſen. In ſeinen Briefen an den Knaben nannte er ihn von da ab, halb in eigenwilliger Verballhornung ſeines urſprünglichen Namens, halb in kauſtiſcher An-

ſpielung auf den erſtrebten Beruf, nur noch Hans Kosmiſch, und dieſer Name verblieb dem jungen Menſchen, dem es beſchieden war, dereinſt in ungeahnter Weiſe in das Leben ſeines Beſchützers einzugreifen.

Die Frau von Hautfort hatte an der edlen Handlung des deutſchen Grafen Gefallen, und ſie zeigte ihm recht offenſichtlich, daß es ihr nicht unwillkommen ſei, wenn er dieſes Gefallen zu benutzen verſtünde. Eines Abends behielt ſie ihn verräteriſch lange in ihrem Boudoir. Zuerſt lachte ſie ſich toll beim Anhören ſeiner moraliſchen Predigten, denn er glaubte ſie zur Tugend bekehren zu ſollen, endlich wurde ſie des ſalbungsvollen Geſchwätzes ſatt. Da ſchlüpfte eine Zofe ins Gemach und überreichte der Herrin einen Brief. Dieſe erblaßte, als ſie das Billett geleſen hatte, und ſteckte es raſch in ihren Buſen, der ſehr ſchön war und zu ihren vorzüglichſten Reizen gehörte. „Was gibt es denn?“ fragte Graf Erdmann, deſſen Sinne ſich langſam zu umnebeln begannen, und da er ſich nicht getraute, das Billett mit der bloßen Hand aus ſeinem hübſchen Aſyl zu ziehen, nahm er vom Kamin die ſilberne Zange, mit der man das Holz ins Feuer tat, und wollte ſich auf ſolche Art des Papiers verſichern. Die Dame ſchrie auf und ſchickte ihn halb lachend, halb zornig von dannen. Indes er durch den matterhellten Flur zum Haustor ſchritt, trat wie aus der Erde geſtiegen ein reichgekleideter Fant auf ihn zu, das Geſicht maskiert, die Fauſt am Degengriff, und verſtellte ihm mit Woher, Wohin, wes Namens und Zwecks den Weg. Graf Erdmann blieb die Antworten nicht ſchuldig; zwei Worte, zwei Beſchimpfungen, man zog

vom Leder, kreuzte die Degen, ein Ausfall, ein Sprung, ein Schrei, ein Seufzer, und der Unbekannte krampfte ſich am Boden. Im Nu war das Haus lebendig, Mägde, Diener, Kammerfrauen polterten die Stiegen herab, und das ganze Unglück wurde erſt offenbar, als die Maske vom Antlitz des Getöteten fiel; es war einer der zahlreichen natürlichen Prinzen Frankreichs aus königlichem Geblüt. Frau von Hautfort erſchien ſelbſt, und in ihrer Angſt beſchwor ſie den Grafen, auf der Stelle zu fliehen, denn dieſe Tat werde ſchrecklich beſtraft.

Aber Erdmann Promnitz war wie verſteinert. Welche zierliche Geſtalt, dachte er, den Toten anſtarrend, welch anmutige Züge! Das Blut, langſam fließend wie Oel, benetzte ſeine weißen Schuhe. Die Wache kam, er wurde abgeführt, und am andern Morgen ſaß er in der Baſtille.

Als ein reicher Herr, obwohl vom Ausland, fanden ſich Verbündete und Freunde genug, um eine nicht gar zu wachſame Behörde zu hintergehen. Mit Hülfe eines beſtochenen Aufſehers wurde der Gefangene von einem waghalſigen Fluchtplan unterrichtet. Ein Kaminfeger drang durch den Schlot zu Erdmann, befeſtigte einen Strick um ſeinen Leib und zerrte ihn durch den Schornſtein aufs Dach. Von hier war der Weg vorbereitet; an einer Straßenecke warteten die Poſtpferde. Nun wollte es das Verhängnis, daß zur ſelben Zeit, wo der Junker, vom Emporklettern erſchöpft, neben dem Rauchfang ausruhend kauerte, unten ein feierlicher Leichenzug vorüberging. Erdmann fragte den Schlotfeger, wer da begraben würde, und die Antwort war, es ſei der junge Prinz, der vor drei Tagen im Duell er-

ſtochen worden. Sei es, daß das Widerſpiel der ſchwarzen Kavalkade und ſeiner und ſeines Führers rußgeſchwärzter Erſcheinung auf dem Dach ihm ein Gefühl grauſiger Komik erweckte, ſei es, daß die beengte und ſchuldbewußte Bruſt ſich ihres Druckes nicht anders zu entledigen wußte, genug, Junker Erdmann brach in ein ſchallendes Gelächter aus, das auf keine Weiſe zu hemmen war. Drunten wurden die Leute aufmerkſam. Um die Gefahr abzuwenden, packte der athletiſch ſtarke Schornſteinfeger den Grafen, den der Lachkrampf überdies wehr- und willenlos machte, hob ihn wie ein Kleiderbündel auf, ſtopfte ihn wieder in den Kamin hinein und ließ ihn am Seil hinunterrutſchen. Da mußte der Junker, ob er mochte oder nicht, Arme und Beine ſpreizen, und er gelangte neuerdings in ſein Gefängnis. Er ſtreckte ſich aufs Lager und blieb ſtill und entgeiſtert. Er weigerte ſich, Beſuche zu empfangen oder Briefe zu leſen. Erſt am achten Tag ließ er den Herrnhuter vor, der ihm mitteilte, man habe ſich an den König Auguſt gewandt, damit er bei der Majeſtät von Frankreich Fürbitte tue, auch erwarte man einen Abgeſandten ſeines Vaters zu Paris, der mit Gold die Befreiung aus der Baſtille erwirken werde.

„Es kann mich keiner mehr befreien," murmelte Graf Erdmann trübſinnig.

„Wie das, Euer Gnaden?" fragte Herr von Wrech erſtaunt. Der Graf antwortete nicht.

Was vorausgeſagt war, geſchah; ein Diplomat ſprach bei Hofe vor, das Blut des Prinzen war vertrocknet, die Sache ſchon in Vergeſſenheit, Promnitzſches Geld tat ein übriges,

und zu Ende Mai reiſte Erdmann heim nach Peterswalde. Er führte dortſelbſt das allerwunderlichſte Leben. Tagelang ritt er auf ſeinem Roß in den tiefen Wäldern herum und tötete alles Getier, das ihm vor die Flinte kam. Als eine Art von Raubſchütze zog er weit über die Grenzen ſeines Gebiets, und er durfte von Glück ſagen, daß die Förſter und Hüter, die den unheimlichen Jäger nicht kannten, ihn mit dem Tod verſchonten. Später liefen dann in Sorau große Rechnungen ein, und der alte Graf mußte die Wildſchäden erſetzen.

Niemand begriff ſolchen Treibens Kern und Ziel, bis Herr von Wrech, der ſich die betrübteſten Gedanken machte, den Junker zur Rede ſtellte. Da ſetzte Graf Erdmann dem Herrnhuter auseinander, daß nach ſeiner Überzeugung alle Tiere einmal Menſchen geweſen und zur Strafe für begangene Sünden alſo verwandelt worden ſeien. „Und ich," fügte er düſter hinzu, „ich erlöſe ſie durch den Tod."

Herr von Wrech ſchluckte ſeinen Unmut über die verrückte Antwort hinunter und erwiderte mit Augenbrauen, ſo hoch wie gotiſche Spitzbögen: „Verzeiht, Euer Gnaden, aber es dünkt mich ein läſterliches Vermeſſen, daß Ihr, wenn auch bloß dem lieben Vieh gegenüber, den Erlöſer ſpielen wollt."

„Verachtet Ihr die Tierheit am Ende?" fragte Erdmann; „ſo ſeid Ihr wie ein Windhund, der keine Spur halten kann. Was er aus dem Auge verliert, iſt dahin." Und wie aus einem geheimnisvollen Traum heraus fuhr der Graf fort, mehr für ſich redend als für den Andern: „Und iſt eine Seele ſündenlos geworden, ſo brech' ich den

Zauber. Denn es könnte ſein, daß eine dahinirret und irret, unſchuldig und herzensrein, eine Verlaſſene, eine Himmelsſtumme, eine Gefährtin. Die will ich finden, die will ich erjagen." Bei dieſen ſonderbaren Worten ſtahl ſich der erſchrockene Herr von Wrech ſchaudernd aus dem Zimmer und bekreuzigte ſich, als er vor der Türe war.

Eines Morgens, da der Graf wieder auf ſeinem Roß durch die Wälder ſtürmte, wurde er eines Hirſches anſichtig, den er meilenweit verfolgte. Plötzlich tat ſich eine Lichtung auf, in deren Mitte ein dunkelgrüner Weiher lag. Er erblickte ein wunderbar liebliches Mädchen, das gerade aus dem Bad geſtiegen war und im leichten Badekleid, den ſchwarzſeidenen Mantel darüber, von einer Dienerin begleitet, nach dem Waldhaus am Rande der Lichtung ſchritt. Da brach der Hirſch aus dem Gehölz; ſehr ermattet, trabte er auf die beiden Frauen zu, ſtutzte und, den Verfolger im Rücken wiſſend, machte er Miene, die Wehrloſen anzugreifen. Das ſchöne Mädchen ſchrie angſtvoll auf, bei der Flucht verwickelte ſich ihr Fuß in Wurzelwerk und knieend ſtreckte ſie die Arme gegen das nahende Tier, das in ſeiner Verzweiflung gefährlich war. Da krachte ein Schuß, Erdmann hatte gut gezielt, der Hirſch brach zuſammen. Der Graf ſtieg vom Pferd, und als er bei dem Mädchen angelangt war, ſank ſie dem ſchwermütigen blaſſen Retter, vor Erregung ſchluchzend, an die Bruſt.

Es erwies ſich, daß Graf Erdmann auf die Standesherrſchaft Beuthen geraten war, die dem Grafen Carolath gehörte; das Mädchen war die junge Gräfin Caroline, Erbin und einzige Tochter. Nach Peterswalde heimgekehrt,

erſchoß Junker Erdmann das Pferd, das ihn gen Beuthen geführt, nachdem er es zuvor mit Lilien bekränzt hatte. Es tröſtete ihn in ſeiner Einſamkeit; er kam zu öfteren Malen nach Beuthen, er wurde mit der jungen Gräfin vertraut, ehe ſie es mit Worten waren. Worte ſagten nichts, Erdmanns Augen ſagten nichts, ſein Herz ſchien mit der Leidenſchaft zu ringen, er ſchloß ſich zu, wo er konnte, ſcheinbar widerwillig gab er ſich, ſcheinbar widerwillig ließ er ſich lieben, ſcheinbar mit Angſt ſah er den Bund beſiegelt, für jede Liebkoſung glaubte er ſühnen zu müſſen. Als man zu Sorau vernahm, was im Werke war, beeilte ſich der alte Graf, den Freiwerber zu machen, und ſchon im Herbſt wurde eine prachtvolle Hochzeit gefeiert.

Kurz darauf ereignete es ſich, daß der alte Graf Promnitz eines Abends allein auf abgehetztem Gaul auf ſein Gut Triebel geritten kam, in die Vorhalle ſtürzte, die Türen verrammeln ließ und ſich zitternd in den oberen Gemächern verbarg. Es dauerte nicht lange, ſo erſcholl drunten das Geklirr zerbrochener Fenſter, und fünf öſterreichiſche Huſaren drangen ins Haus, geführt von einem racheſchnaubenden Lakaien des Grafen, deſſen junges Weib der lüſterne Alte tags zuvor entehrt hatte. Die wilde Horde eilte die Treppe hinauf, zertrümmerte die Tür des gräflichen Schlafzimmers, und mit flachen Säbeln bläuten ſie ſo unbarmherzig auf ſeiner Gnaden herum, daß Höchſtderſelbe an den Folgen der erlittenen Verletzungen ſtarb.

Erſt zwei Monate ſpäter fanden die Exequien ſtatt, wegen denen Graf Erdmann die Chroniken zur Hand genommen hatte; er las ſonſt nur Kochbücher und hatte da-

von eine große Sammlung, in Maroquin gebunden und mit Goldſchnitt, zu ſeiner Magenerbauung, wie er ſagte, doch vielleicht mehr, um die Menſchen, alle, die mit ihm lebten, über ſeinen Gemütszuſtand zu täuſchen.

Er übernahm nun die Regentſchaft, aber in Wahrheit hatte das Promnitzſche Land von dem Tag ab keinen Herrn mehr. War Erdmann nicht mit der Kraft verſehen, über ſo viele tauſend Untertanen und ihre Verhältniſſe, ja, nur über die Schafe und Rinder ſich jene Gewalt anzumaßen, die bloß die herzliche Neigung für Gottes Welt einem Manne verleiht? Oder begriffen die Menſchen ihn nicht als Herrn, weil ſie ſeiner nicht zu bedürfen feſt überzeugt waren? Und er, begriff er bei der Huldigung, daß ſo viele ihn bedürfen ſollten, als deren Vertreter die Beamten in reſpektvoller Haltung und mit glühenden Geſichtern um ihn ſtanden: der Hofrat, der Kanzler, der Oberhofprediger und Plebanus, die Diakonen, die Steuereinnehmer, die Aktuarien beim Konſiſtorio, die geheimen und offenbaren Schreiber, die Amtspfänder, Stallmeiſter, Rendanten, Küchenverweſer, Förſter, Jagdpagen, Bürgermeiſter, Stadtrichter, Senatoren, Schatzmeiſter und alles, was dem Herrn dient —?

Er begriff ſie nicht, es waren lauter Fordernde, und er war doch der große Bettelmann aller, Bettler vor Himmel und Erde, Sühnebettler, Liebesbettler. Und wieder täuſchte er, indem er ſein wahres Weſen durch Habſucht verhüllte und auf nichts anderes erpicht ſchien als auf den reinen Ertrag. Darum mochten ſich ſo viele ſchinden, darum mochten die Hammerſchmiede am Kupferhammer ſtehen, die Heideläufer ſich die Füße wund laufen, die wilden Schweine

den Fronbauern die Ernte verwüſten, — er war der Herr des reinen Ertrags, und der reine Ertrag war der Schild für ſeinen Kummer um ein Weib, um die, die er „entzaubert und erjagt" hatte, und die ihm zu irdiſch war, zu ergründbar, zu menſchenhaft.

Die Gräfin Caroline ſah wohl, wie ſchlimm es mit ihrem Gemahl beſchaffen war. Als ein lebensluſtiges Geſchöpf war ſie in die Ehe getreten und hing an dem Mann mit großer Liebe. Er aber ſchien es darauf abgeſehen zu haben, ſie zu demütigen. Er untergrub den Reſpekt, den ſie bei den Dienſtleuten gewärtigen mußte, ſowohl durch Spott wie durch widerrufende Verordnungen. Freilich hatte ſie wenig Talent zur Hauswirtin, beſſer verſtand ſie ſich auf Geſelligkeit und heitre Geſpräche, auf Unterhaltung mit gebildeten Männern, aber redliche Bemühung erſetzte die Gabe, und unter ihren fleißigen Händen war ſtets alles wohlbeſtellt. Dieſes mochte der Graf nicht anerkennen; er beleidigte Caroline, wenn ſie nur den kleinſten Fehler beging, und ihre Schwächen bauſchte er zu Laſtern auf. Er würdigte ihr Gefühl nicht, er ſtieß die Seele, die ſich ihm opferte, zurück. Einſtmals ſchrieb Caroline an eine vertraute Freundin dies: „Seit dem Fackelgeleit in die Hochzeitskammer, was hab ich vom Leben und Lieben, vom Mann und vom Weib gelernt und gelitten! Wie oft bin ich mir inwendig zum Traum verſchwunden! Aber wenn ich die Augen aufſchlug, war ich wieder ein Weib, ſein Weib! und liebte ihn! und wurde verachtet! und ſah ſeine Gier nach Erlöſung und ſah, daß er ſich hätte erlöſen können, wenn ſein Herz zurückſchenkte, was man ihm gab. Gott,

wie viel mögen die tauſend und abertauſend Frauen verſchweigen, verweinen, verſchmerzen! Was iſt nur in ihm? weshalb ruht ſein Blick oft ſo fremd und fragend auf mir? als wartete er, etwas zu empfangen, was ich nicht beſitze. Er iſt immer in Eile und niemand weiß, warum. Er iſt immer in Gedanken und niemand weiß, was er denkt. Er iſt immer umwölkt, immer in Groll, immer in Melancholie, immer mißtrauiſch, immer verzagt und hat kein Auge, um die zu ſehen, die für ihn zittert. Hab ich noch einmal im Leben eine beſſere Zeit, dann ſollſt du von mir hören, jetzt ſtille."

Es kam keine beſſere Zeit. Die Ehe war kinderlos, und Graf Erdmann erblickte darin einen Fingerzeig des Schickſals. Bittere Worte flogen hin und her, ſie gruben einander die Bruſt auf, denn was ſo die rechte Zwietracht und mißverſtehender Haß zwiſchen Eheleuten iſt, die beſtändig einander nahe ſind, einander atmen, das iſt ärger als die Hölle. Der Graf wollte einige von ſeinem Vorfahr der Stadt und den Dörfern verliehenen Rechte wieder einziehen und ſetzte zum Verdruß der Bürger einen ungerechten Bierprozeß fort, den ſein Vater begonnen. Darein miſchte ſich die Gräfin, und es entſtand Streit. Caroline haßte den duckmäuſeriſchen Herrnhuter, der noch immer im Hauſe weilte und durch Flur und Gemächer ſchlich wie der lautloſe Unfried; auch darüber wuchs der Streit. Erdmann lud Kavaliere zu ſich auf Jagden und Feſte ein, und wenn ſie kamen, war er fortgeritten oder gar betrunken, ſo daß die Gräfin vor Scham nicht wußte, was ſie ſagen oder tun ſollte. Sie machte ihm Vorwürfe, erſt ſanft, dann

leidenſchaftlich; ſeine Ungerechtigkeit gegen ſie rührte ſie bis zu Tränen auf, es zerriß ihr das Gemüt, daß all ihre Liebe verſchwendet ſein ſollte, denn geben, geben und immer geben, wer hat ſo viel, wer, der kein Engel iſt? Welche Frau ertrüge es, daß ein Mann ſich zum Herrn und Verächter der Menſchheit aufwirft und den Willen Gottes erkannt zu haben meint und daß er dabei mit rohem Fuß ein anſchmiegendes Herz zertritt?

Er aber hatte einen Engel in ihr zu erringen geglaubt, das war es. Einen Engel glauben, und nur die Eva finden, die Liſtige, die Überliſterin, das hübſchgeſtaltete Fleiſch, von ſchlauer Grazie bewegt, das wurmte ihn, verſinſterte ihn, und er ward in ſeinen Handlungen gegen die Frau ſeiner wahren Empfindung nicht mehr inne. Was er ihr zufügte, fügte er ſich ſelber zu, aber er ward deſſen nicht inne. Einſt bei der Mittagstafel beſchimpfte er die Frau gröblich, weil eine Speiſe, die gereicht wurde, verdorben war. Zwei Fremde waren zugegen, die peinlich erſtaunt vor ſich hinblickten, und Herr von Wrech, der eine demütige Faſſung zur Schau trug. Caroline erhob ſich und verließ das Gemach; an der Schwelle konnte ſie ſich nicht mehr halten und weinte laut. Die Gäſte verabſchiedeten ſich bald, Graf Erdmann trieb ſich in finſtrer Laune in den Wäldern herum; als es Nacht war, kehrte er heim, nahm eine Bibel und verſuchte zu leſen. Jedoch die im Schloß herrſchende Stille wühlte ihn noch tiefer auf, das Wort der Schrift brannte wie Feuer in ſeinem Geiſt und ungefähr gegen Mitternacht begab er ſich, ein Lämpchen in der Hand tragend, in das Zimmer der Gräfin. Sie lag auf ihrem Bett

und ſchlief, und lange ſchaute er ſie an. Sie ſchlief ruhig wie ein Kind, ihre Wangen waren gerötet, und in den dunklen Augenſpalten glänzte Feuchtigkeit. Da beugte ſich Erdmann und berührte mit ſeinen Lippen ihren Mund; und kaum daß dies geſchehen war, erwachte Caroline und blickte das Antlitz dicht vor ſich voll geiſterhaftem Schrecken an. Dieſer Ausdruck, die unerwartete Wiederkehr ihres Bewußtſeins, ſein ſeltſam heimliches Beginnen, der Argwohn, als hätte ihn die Frau nur fangen und ertappen wollen, all das erhitzte ihn, er erſchien ſich gehöhnt, genarrt und verraten, er packte ſie an den Haaren und riß ſie aus dem Bett, er ſchleifte die Wimmernde durch die Säle, und im Flur des Hauſes ließ er ſie, preßte ſich keuchend an die Wand und ſchlug im Dunkeln ein Kreuz. Caroline aber, ſchaudernd vor Entſetzen, erhob ſich und flüchtete gegen die Tür des Hauſes, rannte in den Hof, wo die Hunde anſchlugen, und weiter lief ſie, ſo weit ihre Füße ſie trugen. Da machte ſich Graf Erdmann auf und verfolgte ſie in der Finſternis, koppelte die Hunde los und fand ihre Spur, und als er ſie im Hemde, wie ſie war, ohnmächtig neben einer Kotlache liegen ſah, kauerte er ſich nieder und blieb bei der Regungsloſen, bis der Morgen graute, dann trug er ſie ins Haus zurück. Ihr Blut erwärmte ihn, zärtlich ſchmiegte ſich ihr Haar um ſeinen Hals, ihre Arme hingen ſchlaff, ihr Herz klopfte wie ein Mahner gegen ſeines, das von Finſternis, von Irrung und von unbegreiflichem Schmerz erfüllt war.

Wenige Wochen darauf ſetzte der Bruder der Gräfin die Scheidung durch, Erdmann tat, als ob er damit zu-

frieden ſei, und das Gericht zu Oppeln beſtätigte ſie wegen unverſöhnlicher Feindſchaft, „ſamt dem was anhängig". Bis zu ihrem Tod lebte die Gräfin Caroline wie eine Kloſterfrau, und ſo iſt ſie, reizend und wehmütig, noch heutigen Tags auf dem Schloſſe zu Carolath im Bilde zu ſehen. Erdmann Promnitz aber wurde von der Stunde ab, wo ſich die Gräfin von ihm trennte, immer unruhiger und wilder. Es umgaben ihn Schmeichler, Schmauſer, Schmarotzer und lauernde Erben. Das viele Geld vom reinen Ertrag war kaum hinreichend, den Verſchwendungen ſtand zu halten, und fragte ihn einer ſeiner Vettern, was er treibe, ſo antwortete er, ſcharf ſkandierend: „Eſſen, trinken, ſchlafen, ſehen und hören." Schreckliche Träume zerrütteten ſein Gemüt; war es Reue, was ſo tief ſich einfraß, daß er den Wurm gleichſam im Innerſten der Bruſt ſpürte? Als man eines Morgens Herrn von Wrech tot in ſeinem Bett fand, — er hatte von der Tafel einen halben Fiſch in ſeine Kammer mitgenommen, war des Nachts hungrig aufgewacht, hatte ihn ohne Licht verzehrt und war an einer Gräte erſtickt, — da beſchloß der Graf, in die Fremde zu ziehen, wo er fremd ſein und Jedermann mit Ehren fremd bleiben konnte. Gegen eine Leibrente von zwölftauſend Talern vergab er all ſeinen Beſitz an verwandte Geſchlechter, und nachdem er einen im Schloßkeller von Sorau vergrabenen Schatz von hunderttauſend Gulden an ſich gebracht, zog er in die weite Welt, in des Herrgotts Gefängnis, wie er ſagte.

Zu Halle ſah er nun ſeinen Schützling wieder, jenen Hans Kosmiſch, den er aus dem Pariſer Laſterpfuhl gerettet hatte und der inzwiſchen ein höchſt gelehrter junger Mann

geworden war, bei welchem das Promnitzſche Geld einmal fruchtbaren Boden gefunden. Hans Kosmiſch lag ſeinem Gönner an, ihn nach England zu dem großen Aſtronomen Herſchel zu ſchicken. Dies gewährte der Graf, ſtattete ihn reichlich aus und verſprach zudem, daß er ihm nach ſeiner Rückkehr auf dem Schloßturm von Peterswalde eine Sternwarte einrichten wollte, denn das Gut Peterswalde hatte er ſich als Reſervat ausbedungen, mit freiem Tiſch, ſechs Schüſſeln zu Mittag, freier Equipage und freier Jagd.

Zweimal unternahm er den Verſuch, die Gräfin Caroline wiederzuſehen, die in der Nähe der Stadt Merſeburg lebte. Die Gräfin weigerte ſich, ihn zu empfangen. Er fuhr in den Norden und begab ſich auf ein Schiff, und das Schiff ſcheiterte an der iriſchen Küſte, und er kehrte zurück und eines Abends im Herbſt ſtand er wieder vor dem Haus, in dem die Gräfin Caroline wohnte, und ſchaute lange zu den Fenſtern empor, und ging endlich hinein und erfuhr von einem alten Weibe, daß Caroline geſtorben war und daß man ſie am Allerſeelentag begraben hatte. Da lag Erdmann Promnitz über ſieben Wochen im Bette, faſt ohne ſich zu rühren. Sodann ging er in den Merſeburger Ratskeller und trank dreiundeinhalb Tage lang ununterbrochen Burgunderwein. In ſeiner Trunkenheit ſah er einen bleichen Schatten neben ſich, und ingrimmig begann er das Verslied Numero eintauſendachtzehn zu ſingen:

„Wenn es ſollt der Welt nachgehn, bebe! blieb kein Chriſt
auf Erden ſtehn, bibi!
alles würd' von ihr verderbt, bebe! was das Lamm am
Kreuz ererbt, bibi!"

Da ängſtete den Wirt das blasphemiſche Gebaren, und er ließ den hochgebornen Herrn in aller Devotion auf die Straße ſetzen.

Bald darauf wanderte er außer Landes und ſchlug ſeine Reſidenz zuerſt in Kehl, dann in Straßburg auf. Er war allen Menſchen unheimlich; in einer Nacht wurde er in Begleitung mehrerer Herren von fünf wegelagernden Strolchen überfallen; mit wahrer Berſerkerwut und -kraft ſchlug er die ganze Bande in die Flucht. Einer der Herren fragte ihn, warum er, der doch ſo ſtark ſei, immer furchtſam und gedrückt ſcheine. Er erwiderte: „So iſt es nun einmal. Ich kann mich und euch gegen jedermann in Schutz nehmen, nur nicht gegen mich ſelbſt."

Er reiſte nach Paris. Dort erinnerten ſich noch einige Leute ſeines Namens, und ſie verbreiteten das Gerücht, der finſtere und ausſchweifende deutſche Graf werde von der Erinnerung an eine Übeltat gequält. Als er davon erfuhr, lachte er und ſagte: „Man unterſchätzt mich; ein Körnchen Kaviar gibt noch keine Mahlzeit." Er ſuchte die Geſellſchaft berühmter Philoſophen, und ſtets brachte er das Geſpräch auf Schuld und Sünde und moraliſche Verantwortung, aber wenn ſie ſich dann nach ihrer Weiſe geäußert hatten, ging er unzufrieden von ihnen hinweg, ſetzte ſich eine Nacht lang in eine Spelunke, ſang anſtößige Lieder und machte ſich mit allerlei wüſtem Volk vertraut. Zwei Jahre hielt es ihn in Paris, dann pilgerte er über die Pyrenäen nach Spanien. Zu Valladolid ſprach er mit den Gelehrten der Univerſität lateiniſch, und in Escurial unterhielt er ſich mit den Granden von hoher Politik, und

in Cadix hockte er in Matroſenkneipen am Hafen, und dann fuhr er übers Meer nach Afrika, fand nicht Ruhe in der Wüſte, nicht in den bunten Städten der Mauren, reiſte nach Malta, lebte in Syrakus, dann in Rom, durchwanderte die Schweiz, war heute geizig mit Gold, warf morgen einem Bettler zwei Dukaten in den Hut, las einmal in den Schriften des Profeſſors Kant und des Herrn von Voltaire, ein andermal im heiligen Auguſtinus oder in einem ſeiner Kochbücher. Grübelnd ſaß er an Bord der Schiffe, den Blick ins Waſſer geheftet, ſchweigend und träumend ſchritt er durch die vielen Städte, und mit wunderbarer Eile ließ er ſeine Kutſche über die Landſtraße donnern, als ob der Teufel hinter ihm her wäre. Bei Tag wünſchte er, daß es Nacht ſein möge, im Frühling wünſchte er den Herbſt. Dabei ward ſein Kopf grau, ſein Geſicht verfaltet, ſeine Geſtalt gebückt, nur ſein Auge nahm an Glut der Raſtloſigkeit noch zu. Zehn Jahre, fünfzehn Jahre, zwanzig Jahre, fünfundzwanzig Jahre, wenn das Alter kommt, rollen die Tage, Monate und Jahre wie große und kleine Kugeln in beſchleunigtem Fall den Berg hinunter und dem Abgrund des Todes zu, aber ſie greifen auf, was am Wege liegt, und nehmen alles mit: Gram und Reue und Sehnſucht und ſchlechtes Gewiſſen.

Es wird erzählt, daß der Oſtgote Theoderich durch einen großen Fiſchkopf, der vor ihm auf der Tafel ſtand, an das verzogene Antlitz des hingerichteten Symmachus erinnert wurde. Die Augen ſtarrten greulich, die Lippe war dem Schreckbild in die Zähne gekniffen. Den König überkam das Fieber, er eilte in ſein Schlafgemach, ließ

ſich mit Decken verhüllen, beweinte den Frevel und ſtarb kurz darauf in tiefem Schmerz. Für den Grafen Erdmann war jegliches Ding zu jeglicher Zeit ein ſolcher Fiſchkopf. In gewiſſen ſtillen Nächten des Südens ſtieg ihm ein ſchlankes Frauenfigürchen vor Augen, ein ſanftes Geſicht, ſo daß er hätte fragen mögen: „Du biſt ſo bleich um die Naſe, biſt du bei Leichen gelegen?"

In Baſel erhielt der Graf einen Brief von Hans Kosmiſch, der nun über ſechzehn Jahre zu Peterswalde hauſte. Nachdem er von England zurückgekehrt war, hatte ihm ſein Beſchützer fünftauſend Dukaten für den Ankauf eines Teleſkops geſchenkt, trotz ſeines Geizes, nur um dieſem ſonderbar geliebten, durch eine Laune des Schickſals ihm zugeworfenen Menſchenkind zu willen zu ſein und damit einer Wiſſenſchaft zu dienen, die ihm unverſtändlich war wie das Hebräiſche und geſpenſterhaft wie das Grauen auf dem Kirchhof. Hans Kosmiſch hatte einen neuen Kometen entdeckt und teilte dies ſeiner gräflichen Gnaden voll ſtolzer Genugtuung mit. Ha, dachte der Graf, da vergnügt ſich einer am Feuerwerk der Sphären wie ein Kind am Fackelzug; mit dem Manne muß ich reden.

Es war wohl auch Heimweh, was den Grafen nach Peterswalde zog. Eines Nachmittags im Juni polterte ſein Reiſewagen durch die halbverfallene Schloßpforte. Die Hühner ſtoben von dannen, Faſanen flogen auf, ein müder Hofhund umſchlich Roſſe und Räder. Nach geraumer Weile erſchien Hans Kosmiſch, im braunen ſpitzenbeſetzten Jabot, doch ohne Perücke. Er war ein kleiner Mann, der ungeachtet der herannahenden Fünfzig noch immer knabenhaft

ausſah, noch immer den leichten Gang eines Tänzers hatte; ſein Geſicht war ſeltſam weiß und glatt, mit durchſichtigen Augen, die Haare weiß wie Mehl. Als er ſeinen Herrn und Gönner gewahrte, ſo abgeriſſen, wüſt und fahl, zwei Orden auf der Bruſt, den Anzug ausgefranſt, mit ſuchenden Blicken die Wehmut und Rührung der Heimkehr verhehlend, da lief ein Schüttern über ſeine Züge, jedoch verbeugte er ſich tief.

Bei kärglichem Plaudern wurde eine frugale Abendmahlzeit genommen, und als es dämmerte, verließen ſie die Stube und ſetzten ſich auf eine uralte Steinbank im Garten. „Es wird eine ſchöne Nacht heute", ſagte Hans Kosmiſch. Wie dann der Graf immer ſtiller und ſtiller wurde, machte er ihm den Vorſchlag, das Obſervatorium zu beſuchen. Der Alte willigte ſchweigend ein, Hans Kosmiſch nahm eine Handlaterne, und ſie ſtiegen die Wendeltreppe des Turmes empor. Von der Studier- und Wohnſtube des Aſtronomen führte eine geländerloſe Leiter auf die Plattform; in einem rundlichen Bretterhaus daſelbſt befand ſich das Teleſkop.

„Seht, Euer Gnaden, wie feierlich das Firmament ſich beſtirnt hat", ſagte Hans Kosmiſch emporweiſend, „Euch zu Ehren, wie mir ſcheint."

Erdmann Promnitz blickte um ſich, dann hinauf. Er ließ ſich auf ein Seſſelchen nieder und beugte Rumpf und Haupt zurück. Es war ein Ausruhen in dieſer Bewegung, und ſie ſchien unwillkürlich, gleichwohl gehorchte er damit dem Hinweis des Aſtronomen. Aber wie ſein Auge das überflammte Himmelsgewölbe traf, ſeufzte er plötzlich, und ein

Schauder der Überraſchung durchrieſelte ſeinen Körper. Es fügt ſich oft, daß ein Menſch erſt vor einem zufälligen Schauſpiel, das ſeine zerſtückte Aufmerkſamkeit zur Sammlung zwingt, eines Weges, eines Willens, eines Traumes, ja endlich des bedeutſamen Sinnes ſchwebender Rätſel inne wird. Es gibt Menſchen, die niemals in einer reinen Nacht den Blick nach oben gelenkt haben, und die erſt einen hinaufzeigenden Arm brauchen, um ſich von der verworrenen Fülle irdiſcher Viſionen abzukehren. Dieſes ſind die Zeitgefangenen, die Fliehenden, die Gerichteten, die Knechte des Herrn, die Ewiggeplagten, die Erdmänner.

Ein gleichſam von fernher gleitender Strahl umleuchtete das Herz des Grafen. „Gott grüß dich, Hans Kosmiſch", ſagte er endlich. „Was für einem kurioſem Metier haſt du dich da verſchrieben! Sitzeſt Nacht für Nacht und beguckſt den lebendigen Teppich. Muß auf die Dauer ein wenig ennuyant ſein, dünkt mich." Der alte Spott, durch Trauer glitzernd wie das Lächeln eines Kranken, wenn der Arzt auf die Schwelle tritt.

„Iſt niemals ennuyant, Euer Gnaden," verſicherte Hans Kosmiſch; „iſt auch nicht gar ſo bequem. Das Begucken allein tuts nicht. Da heißt es rechnen und aberrechnen, die Mathematik quält Euch um den Schlaf, die Zahlen tyranniſieren den Kopf."

„Und du haſt Aare geſättiget, während ich in der Mühle die Mägde küßte, wie die Altvordern ſagten," murmelte der Graf gedankenvoll vor ſich hin. „Und was iſt das für ein Ding, der Komet, den du entdeckt? Wie haſt du ihn zur Strecke gebracht? Findet man Geſtirne wie neue In-

ſeln im Südmeer, oder fängt man ſie ein wie Füchſe in der Falle? Zeig ihn mir, deinen Kometen."

„Ihr könnt ihn mit bloßem Auge nicht gewahren," entgegnete der Aſtronom mit ſeiner italieniſch runden Stimme, „auch erſcheint er erſt zwiſchen zwei und drei Uhr nachts im Bild der Kaſſiopeia."

„Und ſo mußt du auf ihn warten wie eine Ehefrau auf ihren ſchläfrigen Mann? Wenn das nicht Ennui heißt, will ich Trübſal benannt werden."

„Er kommt nur alle ſiebenundzwanzig Jahre der Menſchheit zu Geſicht", fuhr Hans Kosmiſch mit unerſchütterlichem Lehrernſt fort.

„Larifari, Hans Kosmiſch, wie willſt du das ſo genau wiſſen?"

„Es läßt ſich alles berechnen, Euer Gnaden. Was Euch Willkür ſcheint, läßt ſich berechnen, und durch das Teleſkop läßt ſich vieles ſehen, was in der Himmelsſchwärze verſunken iſt." Der Aſtronom wies auf das Fernrohr, und als der Graf ſich erhoben hatte, richtete er die Schrauben für das Auge des Laien und zielte mit dem Rohr auf das Mondhorn, das gerade zwiſchen zwei Baumwipfeln eines fernen Waldes tief gegen den Horizont ſank. Der Graf ſchaute hinein, fuhr aber gleich wieder zurück.

„Es blendet Euer Gnaden," meinte Hans Kosmiſch verſöhnlich, „doch Ihr werdet Euch bald gewöhnen."

Der Graf ſchaute wieder ins Rohr. „Verteufelte Zauberei", ſagte er; „oder ſind es wahrhaftige Berge, die ich da ſehe?"

„Wahrhaftige Berge, Euer Gnaden, erloſchene Vulkane,

eine geſtorbene Welt, eine Zwillingserde. Das Licht, das Ihr wahrnehmt, iſt Sonnenlicht, die Schatten ſind Sonnenſchatten —"

„So hat mich das Diebsgeſicht des Monds bisher getäuſcht? Und was iſt das für ein dunkler Fleck, ſeitlich vom hellen, grau wie Katzenfell —?"

„Es iſt die Nacht des unbeleuchteten Planeten. Unſer Erdball wirft die umgrenzte Finſternis dorthin."

„Unſer Erdball, ſagſt du . . . Ball! Wie das klingt. Es iſt alſo keine leere Fabel? Die Welt, auf der ich ſtehe, mit ihren Ländern und Meeren und Flüſſen und Städten und Kirchen und Menſchen iſt wirklich nur ſo eine ſchwimmende Kugel wie die dort?"

„Wie die dort und wie viele, eine kleine nur unter den kleinen, Euer Gnaden. Seht, alles was ſo wie Leuchtwurmgetier am Himmelsbogen funkelt, das iſt jedes für ſich ein Einzelnes und Geſtaltetes, und könntet Ihr auf einem von den Sternen weilen, ſo würden die andern und unſer irdiſcher dazu auch wieder nur als feuriges Geſprüh euer Auge ergötzen. Das geſchliffene Glas da löſt euch den weißen Strom der Milchſtraße zu Punkten auf, und jeder Punkt iſt eine Sonne, und um jede Sonne kreiſen Erden, und jeder hält den andern im Raum, und alle fliehen durch den Raum, nach geheimnisvollen Geſetzen. Ihr ſchaut empor, und zur ſelben Friſt entſtehen Welten und vergehen Welten, ſchwingen ſich Monde um ihre Muttergeſtirne, ſtürzen Meteore aus der Bahn, raſen Kometen durch eine Unendlichkeit, für die der Menſchengeiſt keine Begriffe hat. Richtet Euer Augenmerk gnädigſt auf den grünlich fun-

kelnden Stern zwei Hand breit von der Deichſel des Wagens. Dieſes Sternes Licht braucht dreitauſend Jahre, um zu Euch zu gelangen."

„Dreitauſend Jahre", wiederholte der Graf, flüſternd wie ein Kind, dem es gruſelt.

„Indem Ihr ſein Feuer ſeht, ſeht Ihr in Wahrheit etwas, das vor dreitauſend Jahren war, und wäret Ihr imſtande, hinaufzufliegen, ſo könntet Ihr, auf die Erde rückſchauend, mit ſonderlich begabtem Auge von Folge zu Folge alles wahrnehmen, was ſich ſeit dreitauſend Jahren dahier begeben hat."

Graf Erdmann ſtierte den Aſtronomen entſetzt an. „Wenn dem ſo iſt," antwortete er ſtotternd, „wenn dem ſo iſt, ſo kann ja nichts verborgen bleiben. Dann iſt jedes meiner Worte und jede Tat, die ich getan, aufbewahrt. Iſt es dann nicht ein Irrtum zu glauben, das Jetzt ſei ein Jetzt? Dann wird ja alles ſo ungeheuer, dann muß doch die Schöpfung älter ſein als die ſechſthalbtauſend Jahre der Juden..."

„Euer Gnaden darf ſich nicht verwirren," fiel Hans Kosmiſch mit liſtig-mildem Lächeln ein; „was Euch Religion und Bibel an Maßen geben, ſind Verkürzungen ſymboliſcher Art. Der Geiſt will die Seele nicht betrügen, er macht ſie nur den göttlichen Geheimniſſen doppelt verſchuldet."

Der Graf hatte ſich wieder auf ſein Seſſelchen begeben und blickte empor. „Das alles über mir iſt Raum," begann er wieder, und ſeine Greiſenſtimme klang erſchüttert; „ſo groß, ſo endlos frei und herrlich weit, daß die Zeit, die ich gelernt, mir wie ein Bild erſcheint und mein Name wie ein Gleichnis; und meine Qual und Sünde ſchrumpft

mir zuſammen, denn was ſind meine ſechzig Winter und Sommer unter den Millionen, und wie könnte der Herr über eine ſolche Großwelt es fertig bringen, Gut und Böſe krämerhaft zu wägen?"

Hans Kosmiſch antwortete nichts, auch der Graf ſchwieg lange Zeit. Plötzlich rollten ihm zwei große Zähren über die verwitterten Backen, und er ſagte dumpf und langſam vor ſich hin: „Sie hatte kornblondes Haar und Augen wie das Reh; ihr Mund war ſanft und ihre Hand war zärtlich. Sie hat mich geliebt, und ſie iſt tot. Wo ſie auch weilen mag da oben im Raum, ich bin bei ihr, und was ich als Schuld gegen ſie trage, bleibt Schuld. Sündenſchuld — Liebesſchuld. Aber wie denkſt du dirs, Hans Kosmiſch," rief er auf einmal laut und ſchlug beide Hände vor die Bruſt, „wird mirs noch gelingen, einen Tod zu ſterben, der dem Herrn der Sterne wohlgefällig iſt?"

Hans Kosmiſch ſenkte ſtill den Kopf. Für Geſpräche ſo intimer Art fehlten ihm Mut und Luſt. Er ſah die Menſchen nur von fern, nur von einer nächtlichen Warte aus, und Gefühle kundzugeben war ihm verſagt ſeit den Pariſer Zeiten. „Geleit mich hinunter aus deinem Sphärenpalaſt," fuhr Graf Erdmann fort, „und leuchte mir in die Kammer. Heut will ich einmal geruhig ſchlafen und ohne böſe Träume."

Der Graf verließ wenige Tage ſpäter Peterswalde und begab ſich nach Osnabrück, wo er ſeines Zipperleins halber einen dort ſäſſigen bekannten Arzt zu Rate zog. Er war ein anderer Mann geworden, ein gefügiger, milder, heiterer, obwohl auch fernerhin einſamer Mann. Ein myſteriöſes

Werk beſchäftigte ihn die meiſte Zeit des Tages, und in ſternenhellen Nächten ſtieg er auf den Turm des Münſters, den er ſeinen wunderbaren ſtummen Profeſſor nannte. Nach einem halben Jahr, im tiefen Winter, kehrte er nach Peterswalde zurück und lebte da friedſam weiter, ganz und gar mit ſeinem myſteriöſen Werk beſchäftigt. Sehr mit Grund iſt bei alten Menſchen der März als Todbringer verrufen. Eines Morgens im Mittmärz betrat Hans Kosmiſch die Stube ſeines Herrn und fand ihn entſeelt im Bette liegen. Auf dem Tiſche aber, gleichwie der ganzen Welt zur Schau, war das endlich vollendete Werk ausgebreitet.

Es war ein gemaltes Bild, nicht wie von einem, der die Kunſt verſteht, ſondern von einem, der mit unbeholfener und doch ſicherer Hand eine Traumviſion feſtzuhalten bemüht iſt, — ein über alle Worte erhaben ſchönes Antlitz, ein Kopf, ja nichts als ein Geſicht mit großen, reinen, unausſprechlich gütigen Augen, aus denen die ergebenſte Liebe quoll. Es fehlten nicht die Grübchen in den Wangen, die von weichem Haupthaar umfloſſen waren, und das Kinn umſtand ein voller, breiter, lockiger Bart, der in einer Spitze endete, nicht in zweien wie ein Jeſusbild. Dieſes überirdiſch göttliche Geſicht, das trotz des Bartes die genaueſte Ähnlichkeit hatte mit dem der verſtorbenen Gräfin Caroline, umrahmte über den Scheitel hinweg, an den Haaren herab und unter dem Bart ſich ſchließend, ein Kranz von bekannten und unbekannten Blumen. Alles dies war ganz in Blau und Gold gemalt, und nun waren in der Weiſe punktierter Kupferſtiche die Augenbrauen, die Augäpfel, die Stirne, die Lippen, der Bart und die Locken

der Haare lauter Sternbilder, Nebelflecken, Kometen und Monde; in der Verſchlingung einer Winde fand ſich die Sonne und als winziger Goldpunkt die Erde. Es war als ob ein träumender Menſch, irgendwo im Raume ruhend, das Weltall als Geſicht begriffen hätte und als ob Sonne, Mond und Sterne im Innern ſeiner Seele zu einer geſchauten und geheimnisvollen Einheit gelangt wären. Über dem Bildnis aber prangten die triumphierenden Worte:

Ad astra.

Franziskas Erzählung

Die Teilnahme, mit der die Freunde und Fürſt Siegmund der Geſchichte von dem wunderlichen Edelmann gelauſcht, hatte ſie nicht verhindert, die Erregung zu bemerken, von der Franziska mehr und mehr ergriffen ſchien. Beim Verleſen des Briefes, den die Gräfin Caroline an eine Vertraute geſchrieben, hatte ſie ſich emporgerichtet, und unabläſſig hingen dann ihre Augen an den Lippen Georg Vinzenz Lambergs. Und als dieſer geendet, warf ſie ſich mit dem Geſicht gegen das Polſter, und das Beben der ſchlanken Geſtalt verriet, daß ſie mit bemitleidenswerter Anſtrengung ihr Weinen zu erſticken ſuchte.

Der Fürſt ging zu ihr, ſetzte ſich neben ſie und faßte ihre Hand. Er ſchwieg. Borſati aber ſagte: „Kann Erdmann Promnitz deinen Schmerz löſen, Franzi, warum ſollten wir es nicht können?"

Fürſt Siegmund beugte ſich ein wenig zu ihr herab und bat, ſie möge ihn anſchauen. Sie ſchüttelte den Kopf. „Keiner unter uns wünſcht, daß du eine Wunde aufreißen ſollſt," ſagte der Fürſt gütig und ruhig, „und mich ſelbſt verlangt es nur, dich wieder ſo zu ſehen, wie du ehedem warſt. Iſt es dir nicht möglich zu vergeſſen, ſo dünkt es es mich doch gefährlich, wenn dich fremde Geſchicke immer wieder mahnend in die eigene Vergangenheit zerren, und deinen Freunden hier ſind dieſe Tränen vielleicht ein unverdienter Vorwurf. Was aber auch an Bewahrung oder Stolz im Schweigen liegt, das eine glaub mir als altem

Lebensmenſchen: es iſt nicht fruchtbar, und es iſt nicht fromm. Es verengert das Herz."

Da kehrte ſich Franziska um, ließ den Blick ſinnend über alle ſchweifen, und mit blaſſem Geſicht antwortete ſie: „Ihr ſollt es wiſſen. Was mich an der Geſchichte vom Grafen Erdmann ſo getroffen hat, das kann ich kaum erklären. Nicht die Frau iſt es und was ſie hat ertragen müſſen, dergleichen iſt ja häufig, es beſtätigt nur die Erfahrungen und wühlt nicht ſo unerwartet auf. Es iſt etwas Anderes; es iſt da eine Luft, ein Ton, eine Folge, etwas wie dumpfaufſchlagende Steine, ich vermag es euch kaum anzudeuten, etwas über die Wahrheit der Worte hinaus, etwas, was wie Muſik wahr iſt. Und dann die Sterne! und dieſer Tod! Und das Bildnis zuletzt! Auch ich habe von einem Bildnis zu erzählen, von nichts anderem eigentlich."

„Aber wie ſoll ich ſprechen?" fuhr ſie haſtiger fort, betrachtete die aufmerkſamen Geſichter der Freunde und ließ das Haupt auf die ſtützende Hand ſinken, „wie ſoll ich das Unglaubliche ſchildern, euch, die ihr mich ſo gut kennt und doch nicht kennt? Vielleicht war ich damals müde; ja, in jeder Hinſicht müde. Ich hielt nichts mehr von mir, mein Körper war mir eine Laſt, mein Talent eine Grimaſſe, mein Daſein kam mir erbitternd nutzlos vor, ich erſchien mir unſagbar einſam, und die Gleichgültigkeit, die einen erfüllt, wenn man ſtets getragen wurde und nie gegangen iſt, war das Schlimmſte. Mich verlangte nach einem Sturz, oder nach einem Widerſtand, denn trotzdem ich kraftlos war, war ich zugleich verwildert. Nein, ihr habt nichts von mir

gewußt; ihr wart zu klug, zu vornehm, zu ſparſam, zu beiläufig."

Sie ſeufzte, und nach einer bedrückenden Pauſe begann ſie die Ereigniſſe zu erzählen, auf die ſie in ſo ungewöhnlicher Weiſe vorbereitet hatte, die aber mit ihren eigenen Worten nicht gut wiedergegeben werden können, weil das Heftige und Sprunghafte des Vortrags die Faßlichkeit beeinträchtigen würde.

Eines Tages erhielt ſie einen Brief von einer Freundin, die acht oder neun Jahre zuvor vom Theater weg eine glänzende ariſtokratiſche Heirat gemacht hatte und deren Mann im Ausland geſtorben war. Die Zurückgekehrte wünſchte Franziska zu ſehen. Sie bewohnte einen kleinen Palaſt in der Metaſtaſio-Gaſſe, und als die Beiden in einem rondellartigen Raum einander gegenüber ſaßen, erblickte Franziska ein Porträt, von dem ſie aufs Wunderbarſte berührt wurde. Sie konnte die Augen nicht von dem Gemälde losreißen, und da bisher Bilder nie tiefer auf ſie gewirkt hatten als etwa ſchöne Stoffe oder Teppiche oder Geſchmeide, geriet ſie ſelbſt in Beſtürzung über den Eindruck. Auch die Freundin erſtaunte, als Franziska ſie um die Erlaubnis bat, öfter hier ſitzen zu dürfen, um das Bild betrachten zu können. Franziska kam von da ab jeden Tag. Anfangs leiſtete ihr die Baronin Geſellſchaft, dann ließ ſie ſie häufig allein. Sie war der Anſicht, daß eine trübe Erinnerung oder ein kürzlich erlittener Seelenſchmerz Urſache des ſonderbaren Benehmens ſei, und vielleicht um Franziska auszuforſchen, vielleicht um ſie zu zerſtreuen, teilte ſie ihr nach einiger Zeit mit, ſie habe unter den

Papieren ihres Gatten Aufzeichnungen über die Persönlichkeit des Porträtierten gefunden; es sei ein schottischer Edelmann gewesen, der für den Gemahl einer von ihm hoffnungslos geliebten Dame sein Leben geopfert habe; dieser nämlich war wegen Rebellion gegen das königliche Haus zum Tod verurteilt worden; um die angebetete Frau vor dem schrecklichen Verlust zu bewahren, hatte sich der Liebende des Nachts, eine Stunde vor der Exekution, Eingang in die Zelle verschafft, hatte die Kleider mit dem Delinquenten getauscht und sich hinrichten lassen, ohne daß weder die Richter noch die Henker den Betrug merkten.

Dies Tatsächliche oder Sagenhafte ging Franziska anscheinend nicht nahe. Es war sogar, als hätte sie eine Abneigung dagegen. Zu wirklich war es und als Wirkliches zu fern. Sie war in einem Fieber, in dem man weder sieht noch denkt, nur tastet. Das Bild war so unlöslich in das rätselhafte Weben ihrer Seele versenkt, daß es immer gegenwärtiger und wahrer wurde, je öfter sie es sah. Niemals kam ihr der furchtbare Gedanke, daß sie sich an ein Gespenst verliere, daß ihr Gemüt außerhalb der Ordnung der Dinge sei; es war ein Rausch, nicht zu wissen, nicht zu deuten, nicht umzukehren; auch ein Bewußtsein von Folge war darin, — als ob der Schatten zur Gestalt werden oder sie selbst zu einem Schatten hindorren müsse.

Er wurde zur Gestalt.

Herr von H., der um jene Zeit von seinem Botschafterposten zurücktrat, gab eine Abendgesellschaft, zu der Franziska eine Einladung erhielt. Obwohl sie seit Wochen solche Festlichkeiten zu besuchen vermieden hatte, folgte sie dies-

mal der Aufforderung, ohne eine Abſage nur zu erwägen. Als ſie in den Salon getreten war, ſah ſie bloß ein einziges Geſicht unter den zahlreichen; es war dasſelbe Geſicht wie auf dem Bild. Es war, ſie zweifelte nicht daran, dasſelbe weiße, glatte, ſchmale, ruhige und vollkommene Antlitz mit Augen wie aus grünem Eis; es waren dieſelben verächtlich und ſchmerzlich geſchwungenen Lippen, es war dieſelbe Entſchloſſenheit der Miene, derſelbe phosphoreszierende Glanz auf der Stirn, dieſelbe feine Knabenhand, ſogar mit demſelben Smaragd am Finger.

Er ging auf Franziska zu. Hinkend kam er heran. Er hatte einen Klumpfuß, und ſeltſam, gerade dieſer Körperfehler war es, der in ihr das Gefühl der Identität beſtärkte. So wird ja oft ein Gleichnis eben durch das Unerwartete zwingend. Manche der Anweſenden ſpürten die gewitterhafte Spannung zwiſchen den beiden Menſchen, als dieſe einander gegenüber ſtanden. Franziska hatte natürlich ſchon von Riccardo Troyer gehört, von ſeinem Reichtum, von ſeinen Abenteuern, von ſeinem Geiſt; es war eine verführeriſche Kraft in ihm, durch welche er Anhänger gewann faſt wie ein Prophet und nicht wie ein Reiſender und Fremdling von unbekannter Herkunft. All das bedeutete ihr nichts; ſie hatte nicht einmal Neugier empfunden.

Ihre Schönheit lockte ihn ſicherlich, jedoch ſie ſpürte es kaum. Sie ſpürte ſich ſelbſt nur als eine Hingeriſſene und von unwiderſtehlicher Gewalt Umſchlungene. Es verlangte ſie, ihn vor dem Bildnis zu ſehen, und ſie erſuchte die Baronin, die gleichfalls anweſend war, ihn für den folgenden Tag zum Tee zu bitten. Er kam. Sie befanden ſich

in dem Rondell, und Franziska war beglückt, als ſie wahrnahm, daß ihr Auge ſie nicht im geringſten betrogen hatte. Beſonders wenn er den Blick emporgeſchlagen auf ſie heftete, hatte ſie Mühe, den Lebendigen von ſeinem gemalten Ebenbild zu unterſcheiden. Es verwunderte ſie in höchſtem Maß, daß weder die Baronin noch Riccardo Troyer die unheimliche Ähnlichkeit bemerkten, aber ſie ſchwieg.

Es war kein Zaudern in ihr, kein Zurückbeben. Sie vertraute ihm grenzenlos. Sie war ihm gehorſam wie ein Kind. Sie riß ſich von allem los, was ſie kettete, von Menſchen und von Dingen. Nachdem es beſchloſſen war, daß ſie mit ihm ins Ausland reiſen würde, beſuchte ſie zum letzten Mal den Fürſten. Daß die Freunde ſich bei Lamberg aufhielten, war ihr bekannt. Sie durfte nicht reden, ſich von den Genoſſen ihrer früheren Jahre nicht verabſchieden. Sie begriff das Verbot nicht, aber ſie fügte ſich; nur forderte und gab ſie, in einer erſten trüben Ahnung, das Gelöbnis eines Zuſammentreffens, und das Jahr, das ſie als Friſt ſetzte, erſchien ihr in jener Stunde von dunklen Schickſalen zum voraus beſchwert.

In die Stadt zurückgekommen, löſte ſie ihren Haushalt auf. Was ſie an Schmuck und barem Geld beſaß, gab ſie Riccardo. Sie wollte ihre Jungfer mitnehmen, ein Mädchen, das ihr ſeit langem ſehr ergeben war, doch Riccardo engagierte, ohne ſie zu fragen, eine andere, eine Italienerin und ſchickte die Erprobte fort. Er erſtaunte bei dieſem Anlaß über Franziskas Willfährigkeit, ja, ihre unbedingte Hingebung machte ihn ſtutzig. Man iſt feſter an eine Sklavin gefeſſelt als an eine Geliebte. Sie zu ernüchtern, fand er

ſchwieriger, als er geglaubt, trotzdem er Übung darin beſaß, Frauen, die ſich weggeworfen hatten, wegzuwerfen. Er war kein Taſchendieb, kein Hotelſchwindler, kein Einbrecher, kein Falſchſpieler; ſein Betrügertum war von höherer Schule. Seit zwanzig Jahren zog er als Rattenfänger durch die Städte. Er hatte ſeine Agenten, ſeine Herolde, ſeine bezahlten Spione, ſeine Helfershelfer, Kuppler und Kupplerinnen von den unterſten bis in die oberſten Schichten der Geſellſchaft. Seine Beziehungen waren in der Tat ſo weitgreifend wie die eines Mannes der großen Politik, und meiſterhaft war ſeine Geſchicklichkeit, ſie einerſeits auszunützen, andererſeits zu verbergen. Er war fein und verſchlagen, ſeine Menſchenkenntnis war das Reſultat der Notwehr, ſeine Bildung etwa die eines internationalen Literaten. Er betörte durch eine vornehme und hintergründige Schweigſamkeit, durch blendende Einfälle, durch eine edelgehaltene Melancholie. Was er trieb, war Raub, Plünderung, Seelenmord auf Grund einer Faszination, die ihn der Verantwortlichkeit enthob und gegen die kein Paragraph des Geſetzes anwendbar war, da ſie das Opfer in eine Schuldige und den Verbrecher beinahe in einen Helden verwandelte. Sein Metier forderte von ihm nichts, als daß er ſich bewahrte, und ſo ſah er trotz ſeiner fünfzig Jahre wie ein Mann von dreißig aus, ja bisweilen wie ein Jüngling, der in ſtürmiſchen Erlebniſſen gereift iſt.

Franziska wußte nichts von ſeinen Geſchäften und Unternehmungen, nichts von ſeinem Charakter, nichts von ſeinem Leben, nicht, woher er ſtammte. Der, den ſie liebte, war in ihrem Innern, war ihr Werk, ihr Geſchöpf. An

ihm zu zweifeln, war ſinnlos. Sie erlag einem aus Ermattung und überſinnlichem Durſt gemengten Zuſtand; ſie folgte einer Fata morgana des Herzens. Die Luſt jedes Herzens iſt Aufſchwung. Einmal in jedem Daſein erreicht das Herz ſeinen Gipfel. Ihres, von gleichmäßigen Freuden eingeſchläfert, war auf natürlichem Wege nicht in die Sphäre der großen Leidenſchaft gehoben worden, und ſo hatte es der geknebelte Dämon, raſch ehe der Tod der Jugend ihn ohnmächtig werden ließ, durch Bezauberung getan. Der Sturz war gräßlich.

Riccardo Troyer, zu ſcharfſinnig, um nicht zu gewahren, daß keine ſeiner Künſte ihm irgend welchen Vorſchub bei ihr geleiſtet hatte, zerbrach ſich den Kopf über die Gründe ihrer tiefen Entflammung. Nicht immer war es ſo leicht geweſen zu täuſchen, deſto leichter ſtets, die Komödie zu enden, eine Verſtrickte, Bereuende, Entwurzelte und nun Hilfloſe preiszugeben und, mit der Beute beladen, ein andres Jagdrevier zu ſuchen. Mit Franziska lag der Fall umgekehrt. Sie betrachtete ihn manchmal mit Blicken, als ob ſie ſich an einen wende, der hinter ihm ſtand. Unwillkürlich ſuchte er, unwillkürlich ſchaute er zurück, in die Luft. Es war das Merkwürdigſte und Aufrüttelndſte, was ihm je begegnet war. Franziska fühlte, daß ihn ſein Gleichmut verließ. Der Nebel vor ihren Augen zerſtreute ſich, es kam ein quälendes Beſinnen und Verwundern: bin ich es? Wer iſt er? Sie wollte nicht geirrt haben. Mit beklagenswerter Hartnäckigkeit überredete ſie ſich, daß ein Irrtum unmöglich ſei, und ſie gedachte des Bildniſſes wie einer ſicheren Verheißung; es wurde heller, glühender,

wirkender in der Erinnerung, ſie klammerte ſich daran als an den letzten Halt, die letzte Gewähr, und keine Liſt, keine Schmeichelei, keine Drohung Riccardos konnte ihr das Geheimnis entreißen.

Sein Argwohn wurde gleichſam materieller. Die Geduld, die ſie ihm entgegenſetzte, erbitterte ihn. Er ertrug ihre Verſchloſſenheit nicht. Ihre gegen den Unſichtbaren gerichteten Augen weckten in ihm das böſe Gewiſſen. Um jeden Preis wollte er erfahren, was es damit für eine Bewandnis hatte. Auch ihre Körper- und Atemnähe beruhigte ihn nicht, auch die ließ ihn ſpüren, daß er nur Gefäß war, nur Hülle, Phantom. Der Betrüger fühlte ſich betrogen, der Dieb beſtohlen. Nicht eher wollte er ſie von ſeiner Seite laſſen, als bis ſie ihn erkannt, wie er wirklich war, bis er den Vorhang zerriſſen hatte, der zwiſchen ihnen hing. Schaudernd ſah Franziska, daß er in dieſem Beſtreben tiefer ſank als er zu ſinken wähnte, unter ſich ſelbſt hinab, daß ſie es war, die ihn dazu trieb, und ihre Verzweiflung war namenlos. Er wurde roh; er wurde pöbelhaft. Ich habe verſpielt, ſagte ſich Franziska, und in Neapel war es, als ſie ihren Entſchluß kundgab, ſich von ihm zu trennen. Seine grünen Augen erloſchen für einen Moment. Es iſt gut, antwortete er und ging. Am ſelben Abend teilte er ihr mit, daß ihn ein Telegramm nach Turin gerufen habe, ſie möge die Ausführung ihres Vorſatzes bis zu ſeiner Rückkehr verſchieben. Von Scham und Mutloſigkeit ohnehin benommen, willigte Franziska ein. Riccardo übergab ihr eine Kaſſette zur Aufbewahrung, die mit den herrlichſten Diamanten gefüllt war. Als er nach drei

Tagen wiederkam, erſuchte ſie ihn, er möge ſie von den Juwelen befreien, deren Behütung ihr drückend ſei. Da ſie es forderte, begleitete er ſie ins Nebenzimmer, ſie ſperrte den Schrank auf und griff nach der Kaſſette. Die Sinne vergingen ihr; das Käſtchen war ſo leicht, daß ſie ſofort wußte, es war ſeines Inhalts beraubt. Was war das? was war geſchehen? wie war es möglich? ſie hatte die Wohnung nicht verlaſſen. An allen Gliedern zitternd überreichte ſie ihm die Kaſſette. Riccardo blickte ſie mit großen, ſtarren Augen an, deren Brauen immer höher wurden. Er prüfte das Schloß und die Scharniere, er zog ein Schlüſſelchen aus der Taſche und öffnete den Ebenholzdeckel; die Diamanten waren verſchwunden. Franziska preßte die Hände vor die Bruſt und lehnte ſich wortlos gegen die Wand. Indeſſen begab ſich Riccardo leiſe pfeifend ins andere Zimmer. Als ſie ihm folgte, ſaß er wie vernichtet in einem Seſſel. Sie eilte ans Telephon, da ſprang er auf und packte ihren Arm. „Man muß die Polizei benachrichtigen", ſtammelte ſie. Er lachte ihr ins Geſicht. Seine Augen durchbohrten ſie. „Hältſt du mich für gewillt, meinen Namen durch die Zeitungen ſchleifen zu laſſen?" fragte er höhniſch; und wenn ich mich dazu entſchließen könnte, denkſt du, daß der Ruf in die Öffentlichkeit mir zu meinem Gut verhälfe? Gibt es einen Weg, ſo bin ich Manns genug, ihn zu finden. Immerhin ſteht die Sache ſo", fuhr er kalt fort, „daß der Wert der geſtohlenen Edelſteine den Wert deines mir anvertrauten Vermögens um das Zehnfache überſteigt; es handelt ſich um eine Millionenſumme. Ich bin ruiniert. Wundere dich alſo nicht, wenn

ich dir erkläre, daß du mir mit deiner Perſon haſteſt, und ſo lange haſteſt, bis die Juwelen wieder in meinem Beſitze ſind." Franziska hörte den zerſchmetternden Verdacht aus dieſen Worten; ſie entgegnete nichts; die Erſtarrung ihres Herzens verhinderte ſie am Weinen. Ehe der Tag zu Ende ging, hatte Riccardo alle Vorbereitungen zur Abreiſe getroffen, und in der Nacht befanden ſie ſich an Bord eines Schiffes, das nach Marſeille fuhr.

Jetzt kam Schlag auf Schlag. Sie wohnten in einem Haus außerhalb der Stadt, in dem es bei Tage friedlich herging, aber in der Nacht kamen Herren aus der Stadt und blieben bis zum Morgengrauen beim Glücksſpiel. Riccardo mußte Anlaß haben, ſich zu verbergen, denn er überſchritt wochenlang die Schwelle nicht. Wenn die Sonne emporſtieg, ſaß er allein und überzählte gleichmütig ſeinen Gewinnſt. Oft vernahm Franziska in ihrem Gemach heiſer ſtreitende Stimmen, und um die Marter des Lauſchens zu mindern, wühlte ſie den Kopf in viele Kiſſen. Einmal lag ein junger Menſch, aus tiefer Wunde blutend, an der Gartenmauer, und ſie ſah, wie ſeine Genoſſen ihn zu einem Automobil trugen und mit ihm fortfuhren. Ein andermal hinkte Riccardo zur Tür herein und befahl ihr, daß ſie ſich ſeinen Freunden als Wirtin präſentiere. Sie weigerte ſich. Er riß ſie mit teufliſcher Kraft vom Lager herunter und hob den Arm gegen ſie. Sie lächelte todesſüchtig vor ſich hin. In dieſem Augenblick war die Erkenntnis, daß die reinſte, die feurigſte Regung, die ſie jemals empfunden, ſie in den ekelſten Schmutz des Lebens gezerrt, bitterer als alles ſchon Ertragene. Sie widerſtrebte nicht mehr.

Sie tat ein prangendes Kleid an und ging mit leichenblaſſem Geſicht hinunter. Ihr Anblick machte die Wüſtlinge ſtutzig. Madame iſt krank, hieß es, und Riccardo raſte, als ſich alle Säfte nach und nach entfernten. Aus Rache führte er gemeine Frauenzimmer ins Haus und veranſtaltete Orgien des Trunkes und der Ausſchweifung, deren Zeugin zu ſein er ſie zwang. Eines Nachts verließen ſie fluchtartig dieſe Hölle und wandten ſich nach Paris. Er ſchleppte ſie in verrufene Quartiere des Laſters. Sie mußte mit Menſchen ſprechen, deren bloße Nähe ſie mit Grauen erfüllte. Er wußte, daß er ihr Blut vergiftete. Er wollte es. Er wollte ſie in den Abgrund des Daſeins hinunterſtoßen. Er haßte ſie, weil er ſich nicht von ihr löſen konnte. Er genoß ihre Schwäche. Er weidete ſich an ihrem Adel, wenn ſie neben einer Dirne ſaß. Er liebte es, wenn ſie bittend die Hände faltete. Schamlos genug, ihr all dies zu bekennen, maß er ihr auch die ganze Schuld daran bei. „Du biſt wie eine, die in finſterer Kammer ihren Anbeter erwartet hat und dem, der kommt, überſchwängliche Wonne ſpendet; ſage mir, wen du erwartet haſt, ſag mir dies, und ich will aufhören, mich und dich zu quälen; ſag mir, wen du erwartet haſt, und ich gehe meiner Wege, denn es wurmt mich ſchon, daß du mich ſo nackt gemacht haſt.“ So redete er zu ihr, ſie aber ſchwieg. Je mehr er ihr von ſeiner Exiſtenz verriet, je feſter glaubte er ſie halten, je grauſamer erniedrigen zu müſſen. Was hätte ſie tun ſollen, um ihre unwürdige und furchtbare Lage zu enden? Die Vergangenheit erſchien ihr wie einem Verbrecher die makelloſe Jugend erſcheint. Sie war eines Entſchluſſes nicht mehr fähig.

Wohin ſie griff, Schande; wohin ſie blickte, Unrat. Vieler Menſchen Geſchick wird von ihrem böſen Dämon nur geſtreift; einmal vielleicht, in einer Stunde der Beſeſſenheit oder Gottverlaſſenheit erliegen ſie dem Anti-Geiſt, dem Nachtmar ihrer Seele; ſie aber, ſie war mit ihm zuſammengeſchmiedet und ganz in ſeiner Gewalt.

Und auch deshalb ſchwieg ſie, weil noch weit hinten das Auge leuchtete, das ſie verlockt, das Antlitz, das ſie beglückt. Gab ſie das Geheimnis preis, ſo war ſie ſelbſt leer wie die Kaſſette, aus der die Edelſteine verſchwunden waren, ſo war jenes beſudelt und wurde zur Lüge. Es geſchah aber, daß ſie im Schlummer davon ſprach. Riccardo erlauſchte es. Myſteriöſe Eiferſucht tobte in ſeiner Bruſt. Es war als wollte er ſie auseinanderreißen, um es zu erfahren. Nacht für Nacht weckte er ſie aus dem Schlaf und verlangte zu wiſſen. Sie befanden ſich um dieſe Zeit nicht mehr in Paris, ſie lebten in einer kleinen Villa an der bretoniſchen Küſte, in der Nähe einer Hafenſtadt. Und einmal fuhr er mit ihr in einem Boot auf dem Meer; es kam ein Sturm, ſie wurden abgetrieben, ſie ſchienen verloren. Die Wolken laſteten beinah auf ihren Häuptern, der Giſcht ſpritzte ſie an, Riccardo hatte die Ruder ins Boot gezogen, ſeine durchnäßten Haare hingen über das Geſicht und ſchweigend heftete er den Blick auf Franziska. Den Tod vor Augen, dumpf und willenlos, ſagte ſie: „Es gibt ein Bild von dir, das ich geſehen habe, bevor ich dich ſelber ſah; wenn du es ſehen könnteſt, würdeſt du alles begreifen, mein Leben und vielleicht auch deines, und dieſe Stunde, und was bis zu dieſer Stunde

geſchehen iſt." Und mit kurzen Worten berichtete ſie noch, wie und wo ſie das Bild zuerſt erblickt, und er hatte ſich dicht zu ihr gebeugt, das Ohr an ihrem Mund, damit das Brüllen der Wogen nicht ihre Stimme verſchlänge. Er ſchüttelte den Kopf und lachte ſpöttiſch, dann griff er wieder zu dem Ruder und arbeitete mit Rieſenkraft; ſie wurden eines Fiſcherbootes anſichtig, näherten ſich ihm langſam, die Fiſcher warfen ein Seil herüber, und nach unſäglichen Anſtrengungen gelangten ſie endlich in den Hafen.

Am andern Morgen war Riccardo fort. Die italieniſche Dienerin ſagte, er ſei abgereiſt. Franziska freute ſich des Friedens nicht. Sie wandelte ohne Raſt durch die Zimmer oder ſchaute von den Balkonen auf das Meer. Es kamen Perſonen, die ihren Namen nicht nannten und die Riccardo zu ſprechen wünſchten. Er hatte keine Aufträge gegeben. Die Dienerin, der Koch und der Gärtner verließen das Haus, denn Riccardo hatte ihnen gekündigt und ſie nur bis zu einem nahen Termin bezahlt. Franziska war allein. Der Eigentümer der Villa ſchrieb ihr, daß ſie das Haus nach Verlauf von drei Tagen räumen müſſe. Sie wartete, aber ſie wußte nicht worauf. Am letzten Abend betrat ſie das Zimmer, in dem Riccardo gewohnt. Sie ſetzte ſich an ein geſchnitztes Tiſchchen und verfiel in ſchwermütige Gedanken. Sie hatte eine Kerze vor ſich hingeſtellt, die brannte langſam nieder und verloſch mit leiſem Ziſchen. Der Schlag der Wellen ſchallte durch die offenen Fenſter, und es wetterleuchtete am Himmel. Sie entſchlummerte. Sie war müde. Seit vielen Nächten hatte ſie des Schlafes entbehrt.

War es denn ein Schlaf? Sie ſah den Weg, den Riccardo genommen. Die Neugier, die ihn trieb, hatte etwas Geiſterhaftes. Er war zu dem Bildnis geeilt. Er wollte das Bildnis in ſeinen Beſitz bringen. Verkleidet ging er hin; ſie ſah ihn feilſchen, hörte ihn lügen; man war froh, für das obſkure Gemälde einen nennenswerten Preis zu erhalten, man wunderte ſich über die Laune des Händlers. Dann ſtand er irgendwo vor einem Spiegel und daneben das Bild. Sie ſah, wie er ſuchte, wie er grübelte, wie er förmlich hineinkroch in das fremde Antlitz, und wie ſich ſeine Neugier in Spott verwandelte, und wie er hinübergrinſte zum andern Pol der Welt, ins Auge des großen Liebenden, er, der große Dieb, den eine Verirrte um das eigene Ich beſtohlen hatte.

Jetzt aber öffnete ſich die Tür, und er trat ein. Trug er nicht das Gemälde? Stellte es auf das Tiſchchen und lehnte den Rahmen an die Mauer? Er zündete eine Lampe an. Sein totenbleiches Geſicht war triumphierend über ſie geneigt. Sein Hauch umwehte ſie, ſeine Hand umtaſtete ſie, ſie ſchlug die Augen auf. Sie ſah ſein Geſicht, ſie ſah es, wie es wirklich war. Es war alt, es trug die Spuren häßlicher Sorgen und allerlei Art von Angſt und gemeiner Befliſſenheit. Eine Kruſte von Anmut und Geiſt, dahinter Täuſchung, Betrug und Lüge; eine Grimaſſe von Leidenſchaft; die reine Form zerſtört, von niedrigen Gelüſten, wie verbrannt, wandelvoll im Schlechten, aufgeriſſen bis zu einer Tiefe, in der noch Schmerz um das verlorene Göttliche lag, kein Zug ähnlich jenem Bilde, fremd, erbarmungswürdig fremd. Ihr Kummer, ihr nachdenkliches

Erſtaunen wich einem Gefühl der Freiheit, das ſo lange umkrampfte Herz konnte ſich wieder dehnen, die Kette fiel von den Gelenken, ſie beſaß ſich wieder, ſie preßte die Stirn in die Hände und konnte weinen. Und er blieb ſtumm wie einer, der gerichtet iſt, der nicht mehr zu fragen braucht und der einen unabänderlichen Weg geht.

Es war kein Schlaf; ſie hörte das hohle Aufſtoßen ſeines Klumpfußes, als er ſich entfernte, und ſpäter rollten draußen die Räder eines Wagens. Sie kauerte auf dem Teppich, und ihre Wange ruhte auf den gelöſten Haaren. Es war kein Schlaf; die Lider öffnend, erblickte ſie einen leeren goldenen Rahmen, der gegen die Mauer lehnte, und auf dem Boden das zerfetzte Porträt des ſchottiſchen Edelmanns. Sie nahm die vier Teile, legte ſie zuſammen und betrachtete ſinnend das entſeelte Bild. Es war Leinwand, mit Ölfarbe bemalt. Es glich einem Kleid, das einſt von einem geliebten Toten getragen worden war.

Ein Bauer brachte ihr Gepäck zum Bahnhof. Sie hatte noch ſo viel Geld, um in die Schweiz reiſen zu können. Ein einziges Schmuckſtück von größerem Wert war ihr geblieben, ein Ring; dieſen veräußerte ſie in Genf, und lebte zwei Monate in einem Dorf am See. Als der Sommer und damit das ſchickſalsvolle Jahr zu Ende ging, erinnerte ſie ſich der Verabredung mit den Freunden. Es war, als ſtiegen aus einem Abgrund der Vergeſſenheit Geſtalten aus einer früheren Exiſtenz empor. Die Mittel zur Reiſe gewann ſie durch den Verkauf einiger Toiletten.

Und ſo war ſie gekommen.

Es war dunkel geworden, aber keiner unter den Zuhörern wünſchte das Licht einer Lampe. Von den unteren Räumen herauf, — ſie befanden ſich in einem Zimmer des erſten Stockwerks, das an Franziskas Schlafgemach ſtieß, — ſchallte die gemeſſene, doch wie es ſchien, ziemlich erregte Stimme Emils. Lamberg erhob ſich, um ihm Ruhe zu gebieten, da trat er ſchon herein und wollte ſprechen. „Der Affe", war ſein monomaniſch erſtes Wort, aber Lamberg unterbrach ihn und verwies ihn zum Schweigen. Er machte Licht, und trotz ihrer inneren Benommenheit und der Blendung ihrer Augen durch die jähe Helle fiel den Freunden das verlegene und unruhige Gehaben des Mannes auf. Emil wagte nichts mehr zu ſagen, und leiſetreteriſch, wie es ſeine Art war, denn er trieb die Rückſicht bis an die Grenze der Untugend, verließ er das Zimmer.

Fürſt Siegmund hatte ſich erhoben; merklich erregt wanderte er einige Male auf und ab; ſeine ſonſt etwas ſchlaffen Züge hatten einen geſpannteren Ausdruck, die Augen unter den läſſig ſchweren Lidern funkelten bisweilen haſtig ins Unbeſtimmte hinein, und etwas leidenſchaftlich Verhaltenes drückte ſich auch in ſeinen Händen aus, die auf dem Rücken lagen, und deren Finger nervös und feſt ineinander verflochten waren. Borſati ſaß ganz in ſich geduckt auf ſeinem Stuhl. Die Teilnahme auf ſeiner Miene hatte etwas Rührendes, weil kindlich Befangenes; er gehörte zu jenen Naturen, denen das Mitleid für eine ihnen teure Perſon unbehaglich, faſt demütigend iſt, und die da-

her dieſes Mitleid auf irgend eine Weiſe in Trotz, in Zorn, in Empörung gegen die Welt umſetzen. Eine ſolche Verwandlung war hier gehemmt durch das Gefühl eines kaum zu beſiegenden Erſtaunens, eines Erſtaunens, das von Wißbegier entfacht war. Denn was bedeuteten die Worte, die Ereigniſſe? was erklärten ſie? eines höchſtens: daß die Möglichkeiten des menſchlichen Herzens ohne Grenzen ſeien. Und dieſe Franziska, die aus den kleinen Umſtänden eines kleinen Bürgerhauſes mutig und heiter ihren vergnüglichen Gang in die Welt angetreten hatte, die zu genießen und zu vergeſſen wußte, weil Genuß ihr Element und der beflügelte Wechſel, deſſen anderer Name Treuloſigkeit heißt, ihre Kraft war, dieſe Frau hatte im ſchall- und lichtloſen Bezirk eines Geiſterſpiels verbluten müſſen? Was hatte ſie ſo verfeinert? was ſo entherzt? was ſo in die Tiefe gezerrt? was ſo geadelt? Leben allein? Leben und Liebe? Todesgewißheit?

Von ähnlichen Gedanken war ſicherlich auch Lamberg bewegt, deſſen Geſicht eine ruhige und ſtolze Würde nie entbehrte, wo es ſich darum handelte, Schickſal und Menſchheit vom einſamen Beobachterpoſten aus aneinander zu meſſen. Cajetan ſtarrte mit ſeinen dumpfen Augen ſonderbar abweſend vor ſich hin. Ihm war, als habe er eine Dichtung vernommen. Das Geſchehene war ſo weit, Schmerz nur eine Kunde, die hingeſchleuderte ergreifende Figur, Bericht von alledem Rhythmus und Melodie; wie ſchön zu wiſſen, im Verborgenen und Offenbaren das unerbittliche Geſetz zu verehren, und Wege zu ſchauen, auf denen die Duldenden und die Geopferten ſchritten, und andere

Wege, wo die Prieſter und die Richter gingen! Sein beſchäftigter Blick ſtreifte mehrmals das Geſicht Hadwigers, der die Hand an der Stirn, die Lippen gepreßt, ſehr bleich und gleichſam im Innerſten verſtummt, den Freunden und ſich ſelbſt entzogen war, und immer wieder kehrte er dann den Blick ein wenig erſchrocken zur Erde. Franziska mochte nicht mehr länger unter dem Druck des Schweigens bleiben. Sie richtete ſich empor, und wie ſie plötzlich zu lächeln imſtande war, erinnerte daran, daß ſie eine Schauſpielerin geweſen. Cajetan ſprang auf, ging raſch zu ihr hin und küßte ihr die Hand. Sie blickte ihn prüfend an und ſchüttelte den Kopf, halb verwundert, halb dankbar. „Jetzt, wo ich mich ſo ſicher unter euch fühle", ſagte ſie, „wo jeder Tag etwas ſo Wahres hat, jedes Wort etwas ſo Menſchliches, kommt es mir vor, als hätt ich das Jahr garnicht wirklich gelebt; ich ſpür es bloß, denken kann ichs nicht, freilich, glauben muß ich es. Aber wir wollen nicht darüber ſprechen", fuhr ſie lebhafter fort, „ihr habt es hingenommen, und nun laßt es wegziehen wie eine Wolke."

Die Freunde erwiderten nichts. Fürſt Siegmund nickte, atmete tief auf, vermied es aber, Franziska anzuſchauen. Dieſe wandte den Blick gegen Hadwiger, und ihre Stimme hatte einen bittenden Klang, als ſie ſagte: „Heinrich, du weißt wohl nicht mehr, daß du mir einen Lohn ſchuldig geworden biſt?"

Hadwiger zuckte zuſammen. „Was für einen Lohn?" ſtieß er kurz und heiſer hervor.

„Soll ich dir dein Verſprechen vorhalten?" entgegnete ſie mit erzwungener Leichtigkeit im Ton.

„Ich habe dir ein Verſprechen gegeben, das iſt wahr", murmelte Hadwiger, indem er unwillig einen Nachdruck auf das Anredewort legte.

„Und doch biſt du die Einlöſung uns allen ſchuldig," beharrte Franziska, „denn du haſt viel geſchwiegen, während wir uns verſchwenderiſch mitgeteilt haben."

„Ich habe ja nicht herausfordern, ich habe mich nur verſtecken wollen," gab Hadwiger unruhig zurück.

„Als Herausforderung konnte es auch nicht aufgefaßt werden", nahm Cajetan Partei, „aber in jeder Geſellſchaft und Geſelligkeit errichtet der Schweigende gewiſſe Schranken, auch genießt er dadurch, daß er ſich niemals bloßſtellt, einen Vorteil, den zu rechtfertigen ſeiner Einſicht und Courtoiſie überlaſſen werden muß."

„Na, ſo kritiſch hab' ich mir meine Situation nicht vorgeſtellt", erwiderte Hadwiger mit humoriſtiſchem Anflug. „Ich begreife überhaupt nicht, wie ihr auf den Verdacht kommt, daß ich etwas zu erzählen haben könnte."

„Jetzt windet er ſich ſchon", bemerkte Borſati lächelnd, „gebt acht, daß er nicht entſchlüpft."

„Daß etwas in deinem Leben iſt, wovon du niemals ſprichſt, noch geſprochen haſt, das weiß ich, Heinrich", ſagte Franziska ſanft. „Du haſt es oft angedeutet, und wider Willen, ſcheint mir. Wir verlangen ja nicht ein Abenteuer, nicht eine beliebige Geſchichte, auch nicht eine Enthüllung. Wir, oder wenigſtens ich, ich möchte wiſſen, was es iſt, worüber du ſo ſtumm biſt, daß es förmlich aus dir ſchreit. Sieh, wer weiß, wann und ob wir je wieder ſo aufgeſchloſſen beieinander ſind. Mir kommt vor, heute iſt ein

Abend, wie ſie ſelten ſind im Leben. Sprich nur, du ſprichſt zu Freunden."

„Ich hoffe nicht, daß Sie mich von dieſer Bezeichnung ausſchließen", wandte ſich der Fürſt an Hadwiger; „als flüchtiger Gaſt habe ich allerdings keine Rechte, nicht einmal das Recht zu bitten, aber ich würde es zu ſchätzen verſtehen, wenn Ihnen meine Anweſenheit nicht beengend oder ſtörend erſchiene."

„Davon kann ſicher nicht die Rede ſein, Fürſt", ſagte Lamberg, und etwas ſpöttiſch fügte er hinzu: „er wird umworben wie der große Medizinmann; wäre er nicht er ſelbſt, er müßte eiferſüchtig werden."

Franziska, die den Augenblick nicht günſtig fand für Neckereien, ſchüttelte mit lebhaften kleinen Bewegungen den Kopf gegen ihn, und Lamberg verbeugte ſich lächelnd, zum Beweis, daß er ſie verſtanden habe. Hadwiger bemerkte das Zwiſchenſpiel nicht. Von allen Seiten in die Enge getrieben, kämpfte er noch. Während er die Lehne des Seſſels mit beiden Händen umfaßt hielt, irrte ſein Auge ſcheu, und die Muskeln ſeiner Wangen zuckten. Die alte Wanduhr ſchlug ſiebenmal mit kräftigen Schlägen. Er wartete, bis ſie ausgeſchlagen hatte, dann fing er an.

„Was ich mitzuteilen habe, iſt im Grunde nur die Geſchichte einer Nacht; freilich einer Nacht, die länger als drei Monate dauerte. Was vorher geſchah, kann ich nicht übergehen, auch von meiner Jugend muß ich einiges berichten.

Ich wuchs im Kohlengebiet auf. Wenn ich zurückdenke, ſcheint es mir, als ob die Luft, die ich als Kind atmete,

her dieſes Mitleid auf irgend eine Weiſe in Trotz, in Zorn, in Empörung gegen die Welt umſetzen. Eine ſolche Verwandlung war hier gehemmt durch das Gefühl eines kaum zu beſiegenden Erſtaunens, eines Erſtaunens, das von Wißbegier entfacht war. Denn was bedeuteten die Worte, die Ereigniſſe? was erklärten ſie? eines höchſtens: daß die Möglichkeiten des menſchlichen Herzens ohne Grenzen ſeien. Und dieſe Franziska, die aus den kleinen Umſtänden eines kleinen Bürgerhauſes mutig und heiter ihren vergnüglichen Gang in die Welt angetreten hatte, die zu genießen und zu vergeſſen wußte, weil Genuß ihr Element und der beflügelte Wechſel, deſſen anderer Name Treuloſigkeit heißt, ihre Kraft war, dieſe Frau hatte im ſchall- und lichtloſen Bezirk eines Geiſterſpiels verbluten müſſen? Was hatte ſie ſo verfeinert? was ſo entherzt? was ſo in die Tiefe gezerrt? was ſo geadelt? Leben allein? Leben und Liebe? Todesgewißheit?

Von ähnlichen Gedanken war ſicherlich auch Lamberg bewegt, deſſen Geſicht eine ruhige und ſtolze Würde nie entbehrte, wo es ſich darum handelte, Schickſal und Menſchheit vom einſamen Beobachterpoſten aus aneinander zu meſſen. Cajetan ſtarrte mit ſeinen dumpfen Augen ſonderbar abweſend vor ſich hin. Ihm war, als habe er eine Dichtung vernommen. Das Geſchehene war ſo weit, Schmerz nur eine Kunde, die Hingeſchleuderte ergreifende Figur, Bericht von alledem Rhythmus und Melodie; wie ſchön zu wiſſen, im Verborgenen und Offenbaren das unerbittliche Geſetz zu verehren, und Wege zu ſchauen, auf denen die Duldenden und die Geopferten ſchritten, und andere

Wege, wo die Prieſter und die Richter gingen! Sein beſchäftigter Blick ſtreifte mehrmals das Geſicht Hadwigers, der die Hand an der Stirn, die Lippen gepreßt, ſehr bleich und gleichſam im Innerſten verſtummt, den Freunden und ſich ſelbſt entzogen war, und immer wieder kehrte er dann den Blick ein wenig erſchrocken zur Erde. Franziska mochte nicht mehr länger unter dem Druck des Schweigens bleiben. Sie richtete ſich empor, und wie ſie plötzlich zu lächeln imſtande war, erinnerte daran, daß ſie eine Schauſpielerin geweſen. Cajetan ſprang auf, ging raſch zu ihr hin und küßte ihr die Hand. Sie blickte ihn prüfend an und ſchüttelte den Kopf, halb verwundert, halb dankbar. „Jetzt, wo ich mich ſo ſicher unter euch fühle", ſagte ſie, „wo jeder Tag etwas ſo Wahres hat, jedes Wort etwas ſo Menſchliches, kommt es mir vor, als hätt ich das Jahr garnicht wirklich gelebt; ich ſpür es bloß, denken kann ichs nicht, freilich, glauben muß ich es. Aber wir wollen nicht darüber ſprechen", fuhr ſie lebhafter fort, „ihr habt es hingenommen, und nun laßt es wegziehen wie eine Wolke."

Die Freunde erwiderten nichts. Fürſt Siegmund nickte, atmete tief auf, vermied es aber, Franziska anzuſchauen. Dieſe wandte den Blick gegen Hadwiger, und ihre Stimme hatte einen bittenden Klang, als ſie ſagte: „Heinrich, du weißt wohl nicht mehr, daß du mir einen Lohn ſchuldig geworden biſt?"

Hadwiger zuckte zuſammen. „Was für einen Lohn?" ſtieß er kurz und heiſer hervor.

„Soll ich dir dein Verſprechen vorhalten?" entgegnete ſie mit erzwungener Leichtigkeit im Ton.

„Ich habe dir ein Verſprechen gegeben, das iſt wahr", murmelte Hadwiger, indem er unwillig einen Nachdruck auf das Anredewort legte.

„Und doch biſt du die Einlöſung uns allen ſchuldig," beharrte Franziska, „denn du haſt viel geſchwiegen, während wir uns verſchwenderiſch mitgeteilt haben."

„Ich habe ja nicht herausfordern, ich habe mich nur verſtecken wollen," gab Hadwiger unruhig zurück.

„Als Herausforderung konnte es auch nicht aufgefaßt werden", nahm Cajetan Partei, „aber in jeder Geſellſchaft und Geſelligkeit errichtet der Schweigende gewiſſe Schranken, auch genießt er dadurch, daß er ſich niemals bloßſtellt, einen Vorteil, den zu rechtfertigen ſeiner Einſicht und Courtoiſie überlaſſen werden muß."

„Na, ſo kritiſch hab' ich mir meine Situation nicht vorgeſtellt", erwiderte Hadwiger mit humoriſtiſchem Anflug. „Ich begreife überhaupt nicht, wie ihr auf den Verdacht kommt, daß ich etwas zu erzählen haben könnte."

„Jetzt windet er ſich ſchon", bemerkte Borſati lächelnd, „gebt acht, daß er nicht entſchläpft."

„Daß etwas in deinem Leben iſt, wovon du niemals ſprichſt, noch geſprochen haſt, das weiß ich, Heinrich", ſagte Franziska ſanft. „Du haſt es oft angedeutet, und wider Willen, ſcheint mir. Wir verlangen ja nicht ein Abenteuer, nicht eine beliebige Geſchichte, auch nicht eine Enthüllung. Wir, oder wenigſtens ich, ich möchte wiſſen, was es iſt, worüber du ſo ſtumm biſt, daß es förmlich aus dir ſchreit. Sieh, wer weiß, wann und ob wir je wieder ſo aufgeſchloſſen beieinander ſind. Mir kommt vor, heute iſt ein

Abend, wie ſie ſelten ſind im Leben. Sprich nur, du ſprichſt zu Freunden."

„Ich hoffe nicht, daß Sie mich von dieſer Bezeichnung ausſchließen", wandte ſich der Fürſt an Hadwiger; „als flüchtiger Gaſt habe ich allerdings keine Rechte, nicht einmal das Recht zu bitten, aber ich würde es zu ſchätzen verſtehen, wenn Ihnen meine Anweſenheit nicht beengend oder ſtörend erſchiene."

„Davon kann ſicher nicht die Rede ſein, Fürſt", ſagte Lamberg, und etwas ſpöttiſch fügte er hinzu: „er wird umworben wie der große Medizinmann; wäre er nicht er ſelbſt, er müßte eiferſüchtig werden."

Franziska, die den Augenblick nicht günſtig fand für Neckereien, ſchüttelte mit lebhaften kleinen Bewegungen den Kopf gegen ihn, und Lamberg verbeugte ſich lächelnd, zum Beweis, daß er ſie verſtanden habe. Hadwiger bemerkte das Zwiſchenſpiel nicht. Von allen Seiten in die Enge getrieben, kämpfte er noch. Während er die Lehne des Seſſels mit beiden Händen umfaßt hielt, irrte ſein Auge ſcheu, und die Muskeln ſeiner Wangen zuckten. Die alte Wanduhr ſchlug ſiebenmal mit kräftigen Schlägen. Er wartete, bis ſie ausgeſchlagen hatte, dann fing er an.

„Was ich mitzuteilen habe, iſt im Grunde nur die Geſchichte einer Nacht; freilich einer Nacht, die länger als drei Monate dauerte. Was vorher geſchah, kann ich nicht übergehen, auch von meiner Jugend muß ich einiges berichten.

Ich wuchs im Kohlengebiet auf. Wenn ich zurückdenke, ſcheint es mir, als ob die Luft, die ich als Kind atmete,

immer ſchwarz geweſen wäre. Wir waren neun Geſchwiſter; ſechs ſtarben im Lauf von zwei Jahren. Meine Mutter überlebte dieſes Morden nicht, und mein Vater nahm ſich eine zweite Frau, die ihm und uns die Hölle heiß machte. Mein Vater war ein Mittelding zwiſchen einem Spekulanten und einem Fantaſten; je nach ſeinen Projekten wechſelte er ſeinen Beruf, und da ſein praktiſcher Blick der Gewalt ſeiner Einbildungen mit der Zeit immer weniger ſtandhalten konnte, litten wir große Not. Bei einem Streik der Kohlenarbeiter, wo er im Intereſſe der Grubenbeſitzer zu wirken und zu vermitteln ſuchte, geriet er in ein Handgemenge und wurde von einem Schlag ſo unglücklich getroffen, daß er nicht mehr aufkam. Ich hatte einen Freiplatz in einer Ingenieur- und Maſchinenbauſchule. Ich ſah, daß ich in der Heimat wenig Förderung erwarten konnte, und ich beſchloß, nach England zu gehen, ein Vorhaben, das unerſchütterlich war, obwohl ich nicht einmal die Mittel zur Überfahrt hatte. Ein Jahr lang arbeitete ich Tag und Nacht; ich kopierte Akten und Baupläne, war Austräger bei einer Zeitung und Gehilfe bei einem Photographen und legte Pfennig um Pfennig beiſeite, bis ich im Beſitz der Summe war, die ich zur Reiſe brauchte. Auch eine notdürftige Kenntnis der Sprache hatte ich mir angeeignet. Ich war achtzehn Jahre alt, als ich obdachlos in London herumirrte. Ein Bekannter meines Vaters hatte mir eine Empfehlung mitgegeben, auf dieſe hatte ich gebaut; ſie war mir von keinem Nutzen.

Die Jugend muß ihren beſonderen Gott haben, anders läßt es ſich nicht erklären, daß ich damals nicht verſunken

bin. Aber es iſt nicht entſchieden, ob uns überſtandene Not und Entbehrungen frommen. Manche behaupten, es ſei ſo. Wollte ich ins Einzelne gehen, ſo wäre der Abend zu kurz für den Bericht, auch ſträubt ſich vieles gegen das Wort. Ich ſehe mich in nebligen Gaſſen; ich bin müde und habe kein Bett. Mit verſchlagener Freundlichkeit redet mich ein halbwüchſiger Burſche an; er führt mich zu einem Tor und fragt, ob ich Geld habe. Ich zeige ihm eine Münze, und er nickt: das ſei genug. Ich komme durch ein übelriechendes Stiegenhaus in eine noch übler riechende Kammer; dort ſind fünf oder ſechs Lagerſtätten und mehr als ein Dutzend Burſchen und Mädchen, darunter auch Kinder. Ich höre nicht ihre lauten und rohen Stimmen, ich falle auf eins der ſchmutzigen Betten und ſogleich ſchwindet mir im Schlaf das Bewußtſein. Ich bin in eine Diebsherberge geraten. Die fünf Schillinge, die ich noch in der Taſche gehabt, ſind am Morgen fort. Ich ſehe mich in einem Hof nächtigen, von dem Mauern emporſteigen wie in einem Felſental. Ich arbeite in einem Magazin, in dem Arzneimittel verſandt werden, und ziehe mir durch Einatmen giftiger Stoffe eine Krankheit zu. Ich liege im Spital an einer feuchten Wand und muß die Geſellſchaft eines delirierenden Mulatten und eines prahlenden Krüppels aus Südafrika ertragen. Ein deutſcher Schneider nimmt mich auf; ſein Weib iſt eine Kupplerin. Eines Nachts vernehm' ich im Halbſchlaf ein Schluchzen; ich finde in der Küche ein junges Mädchen. Sie liegt auf dem Strohſack und weint ſich ihr Elend aus den Augen. Sie iſt aus Deutſchland herübergekommen, weil man ihr eine Stelle als Souver-

nante verſprochen hat. Ich führe ſie beim Tagesgrauen aus dem Haus. Sie nennt mir die Adreſſe einer Verwandten, die in Whitechapel wohnt, und von der ſie daheim als von einer reſpektablen Perſon gehört hat. Es erweiſt ſich, daß ſie Soubrette an einem der gemeinen Tingeltangel iſt, von denen die ungeheure Stadt wimmelt. Mein Schützling hat eine friſche, hübſche Stimme; man will ihr ein Aſyl gewähren, wenn ſie aufzutreten und Lieder zu ſingen bereit iſt. Ich, nicht wiſſend, wovon ich leben ſoll, werde Türſteher bei demſelben Etabliſſement. Sieben Wochen lang defiliert der buntaufgeputzte Auswurf der Menſchheit an mir vorüber, meine Augen ſind voll von den Grimaſſen des lachenden Elends, meine Ohren voll von herztötendem Lärm, und die ſüßlichen Parfüms des Laſters, die ich einatmen muß, machen mich nach ſtarken Spirituoſen bedürftig. Hinweg treibt es mich erſt, als ich das zarte und liebliche Mädchen, das ich hergeführt, verwelken und verkommen ſehe.

Laßt mich nicht ſagen, wo ich dann überall geweſen bin, um welch hohen Preis ich den jämmerlichen Biſſen Brot erworben habe. Denk ich an die Türen, vor denen ich geſtanden, die Stuben, in denen ich gewohnt, die Betten, in denen ich gelegen bin, oft ſchlaflos und oft glücklich eingeſargt in einen Schlummer, von dem zu erwachen bitter war; denk ich daran, aus welchen Händen ich Lohn empfing, an die verzweifelte Plage, an die Müdigkeit, an das hoffnungsloſe Hinfließen der vielen Tage, an den nervenzerrüttenden Kampf gegen Schurkerei aller Art, gegen die Hinterliſt, die ſich am Armen bereichert, gegen die Taubheit, deren Opfer der Stumme wird, gegen die eigene

Schwäche, die nicht ſo ſehr Unvermögen iſt als Feſſelung und der Mangel rettender Zufälle; denk ich daran, daß ich zähneknirſchend am Gitter eines feſtlich illuminierten Parks gelehnt, die Finger um die Stäbe gekammert wie ein Tier im Käfig tut, daß endlich Haß, unſagbarer Haß in mir aufwuchs und meine zwanzig Jahre gleich einem Ausſatz zerſtörte, — denk ich wieder daran, ſo will ich kaum glauben, daß ich noch der Menſch bin, der es gelebt hat, ich, der hier ſitzt und es als etwas Fernes ſchildert.

Ja, ich haßte die Menſchen mit einem aus Nihilismus und Furcht gemiſchten Gefühl. Dieſe Millionen, ihre Anſtrengungen, ihre Eile, ihr Wetteifer, ihre raſenden Gelüſte, — ſie erdrückten mich. Mir ſchien, daß alle vorhandenen Wege beſetzt ſeien und daß ich keinen Weg mehr finden könne. Es war mir, als ob für mich kein Platz in der Welt ſei und als ob mich die Fülle der Dinge ſozuſagen bei lebendigem Leib begraben hätte. Ich hatte keinen Platz und keine Luft, ich kann es nicht anders ausdrücken, und ſo war ich nur unter dem Geſetz der Trägheit nach einer beſtimmten Richtung hin tätig. Und nicht nur die Menſchen haßte ich, ſondern auch all ihre Einrichtungen, das Zwangvolle und mich Erdroſſelnde der geſellſchaftlichen Ordnung, den Staat, die Kirche, die Schule, die Zeitungen, ſogar die Bücher. Dies klingt entſetzlich genug, es weiter auszumalen, wäre vom Übel, meine Bahn ſchien unabänderlich zur Tiefe zu führen, ich war ein verlorener Menſch, und was noch an Kraft und natürlichem Temperament in mir ſteckte, das faulte gleichſam ab, verpeſtet von dem Anhauch meiner unterirdiſchen Exiſtenz.

Dies Wort iſt nicht nur bildlich zu verſtehen. Es war mir damals gelungen, mich wieder meinem eigentlichen Beruf zu nähern; ich hatte die Stelle eines zweiten Maſchiniſten auf einem der kleinen Themſe-Dampfer. Der Dienſt verhinderte mich, während des Tages das Licht der Oberwelt zu ſehen, und den Abend wie den größten Teil der Nacht verbrachte ich in einer Taverne bei den East-India-Docks. Ich hatte um jene Zeit einen jungen Ruſſen kennen gelernt und mich ihm angeſchloſſen. Sein Name war Rachotinsky. Er war Arzt geweſen und hatte fünf Jahre in der Verbannung am Baikalſee gelebt. Sein Vater war in der Schlüſſelburg geſtorben, zwei Schweſtern und ein Bruder hatten den ſibiriſchen Tod gefunden. Sein Gemüt war düſter; ſein Geiſt war von einer Rachſucht erfüllt, deren Übermaß ihn lähmte und deren Glut mich gleichfalls ergriff. Ich wußte nichts von ſeinen Plänen, er war trotz aller Beredſamkeit verſchwiegen; hätte er mich zu einer Tat aufgefordert, ich hätte mich ohne Beſinnen geopfert. In jener Taverne, wo wir uns trafen, kam er häufig mit einigen ſeiner Landsleute zuſammen, und wenn ſie miteinander ruſſiſch ſprachen, merkte ich an ihren Mienen, daß ſie nicht leeres Stroh, ſondern volle Ähren droſchen. Eines Abends geſchah es, daß einer der ruſſiſchen Flüchtlinge mit einer jungen Frau kam, deren vollendete Schönheit in dieſer ſchmutzigen Spelunke ſo wirkte wie wenn ein glühender Körper durch eine tiefe Finſternis ſchwebt. Eine ſolche Miſchung von bleich und ſchwarz, von Hoheit und Verzweiflung, von Kraft und atemloſem Gehetztſein hatte ich noch in keinem Geſicht geſehen. Ich kannte die Frau als

Arbeitstier; ich kannte die Dirne; ich glaubte zu wiſſen, was eine Luxusdame ſei, aber die Heldin und die Gefährtin der Helden, die Opferfrohe, die ihr Blut vergießt für eine Idee, von der wußte ich nichts. Es fiel mir auf, daß das herrliche Geſchöpf taſtend in den Raum trat. Wir erfuhren, daß ſie blind war. Natalie Fedorowna war geblendet worden. Sie hatte einen der tückiſchen Machthaber und Bedrücker ihres Vaterlands durch einen Revolverſchuß getötet. Im Gefängnis hatte man ſie mißhandelt, ein betrunkener Offizier hatte ſie zu ſchänden verſucht und ihr raſender Widerſtand hatte den Unhold ſo erbittert, daß er ſie durch zwei ſeiner Kreaturen des Augenlichts berauben ließ. Das Verbrechen wurde in der kleinen Gouvernementsſtadt ruchbar, eine allgemeine Revolte brach aus, ergebene Freunde befreiten das junge Mädchen, und es gelang, ſie über die Grenze zu ſchaffen. Vor wenigen Stunden war ſie in England angekommen, aber die Polizei war ihr auf den Verſen, die ruſſiſche Regierung forderte ſie unter der Behauptung zurück, ihre Tat entbehre des politiſchen Motivs und ſei nichts weiter als ein Akt der Eiferſucht geweſen. Das alles erfuhr ich nur in Bruchſtücken; die Ruſſen waren höchſt erregt, und während ſie Natalie Fedorowna wie eine Schutzgarde umgaben, zeigten ihre Mienen äußerſte Entſchloſſenheit. Rachotinsky, indem er auf einige verdächtige Geſtalten hinwies, gebot ihnen Stillſchweigen, jedoch es ereignete ſich jetzt etwas ſehr Sonderbares. In einem verräucherten Winkel der Taverne ſaßen zwei Männer, die durch ihr Ausſehen und ihre Mienen meine Aufmerkſamkeit ſchon längſt erweckt hatten. Ihre

Kleidung ſchien zwar verlumpt, auch in ihrem Gehaben unterſchieden ſie ſich durch nichts von den Elendsgeſtalten, die man hier zu ſehen gewohnt war, aber irgend etwas an ihnen, der Blick vielleicht, oder eine Geſte und nicht zuletzt ein edler und geiſtiger Ausdruck der Züge verkündeten Menſchen aus einer fremden Welt. Und ſo war es auch. Der eine von den beiden Männern begab ſich in den Kreis um Natalie Fedorowna und redete Rachotinsky in franzöſiſcher Sprache an. Ein tiefes Befremden und im Verfolg des Zwiegeſprächs eine tiefe Überraſchung malten ſich im Geſicht des Ruſſen. Er wandte ſich an ſeine Leidensgenoſſen; dieſe verhielten ſich gegen ſeine Worte ſtumm und ſahen zur Erde. Natalie Fedorowna faltete die Hände und ließ den Kopf ſinken. In dieſem Augenblick erſchien mir ihre Schönheit ſo hinreißend, ihr Leiden ſo über alles Maß erſchütternd, daß ich mein Herz aufquellen fühlte, ja das Herz tat mir weh wie ein Geſchwür. Ich ſprang empor, ich trat an ihre Seite, alle ſchauten mich an, meine Empfindungen müſſen derart geweſen ſein, daß ſie keinem verborgen bleiben konnten, denn ich bemerkte viel Wohlwollen in den beſinnenden Mienen, und Rachotinsky legte den Arm um meine Schultern und ſprach ſo mit dem Fremden weiter. Indeſſen hatte ſich auch der Genoſſe dieſes Unbekannten zu der Gruppe begeben, und als ich den näher anſah, gewahrte ich ſofort, daß ſein Anzug nur eine Verkleidung war, und daß durch dieſe Hülle der Armut eine angeborene Vornehmheit und gewiſſe unverkennbare Allüren des Mannes von Stand nicht verdeckt werden konnten.

Ich will ohne Umſchweife berichten, was über dieſe beiden Männer zu ſagen iſt, die in meinem Leben eine ſo wichtige Rolle ſpielten. Sir Allan Mirmell und ſein Freund Trevanion waren Leute von großem Reichtum und aus alten Familien. Beide waren inmitten eines verſchwenderiſchen Luxus aufgewachſen, und ihre Bildung war mehr als weltmänniſch, ſie war von ſublimer Art. Man findet ein ſo ſenſitives und zugleich erleuchtetes, ſo umfaſſendes und zugleich beflügeltes Weſen des Geiſtes faſt nur bei jungen Engländern von Rang, als ob in dieſer Nation, die als Ganzheit ſo ſtarr, ſo begrenzt, ſo voll von Vorurteilen und ſo bar der Phantaſie ſich zeigt, die Einzelnen, Erwählten einen umſo bewunderungswerteren Schwung nehmen könnten. Allan Mirmell, in der Mitte der Dreißig ſtehend, war um zwölf Jahre älter als Trevanion. Er war durch das Leben geſtürmt mit einer Begier, die nichts verſchmähte, nichts verachtete. Er hatte in allen Ausſchweifungen geſchwelgt, zu denen das Gold, der Wille und die Paſſion führen. Er hatte verſchwendet, Mut verſchwendet, Liebe verſchwendet, ſeine Gaben verſchwendet. Er hatte alle die Übeltaten begangen, die der Leichtſinn, die Gedanken- und Gewiſſenloſigkeit, Stolz, Raubgier, Eitelkeit und innere Anarchie zu begehen vermögen. Ihm war kein Glück fremd; auch kein Laſter; kein Frieden heilig; Treue hatte er nie gekannt. Im Taumel war er plötzlich müde geworden. Aus der Müdigkeit ward Ekel; ein Ekel, den zu beſchreiben ich kaum wage; der das Himmelreich beſpie und in der Menſchenwelt eine Kloake ſah; der natürliche Bande mit Hohn zerriß, urſprüngliche Gefühle

mit Kälte leugnete, jede Heiterkeit zerſetzte, alles was brennen wollte, in Aſche verwandelte, ſich abkehrte vom Tag und die Nacht ſuchte, die Einſamkeit und das Grauen. In dieſer Gemütsverfaſſung hatte er den jungen Trevanion gefunden; unglückſelige Fügung, die den Freund am Freund zu vernichten gewillt iſt. Trevanion war zart, beinahe ätheriſch. Er war der Sohn eines Muſikers, ſeine Mutter war eine Herzogin geweſen. Er hatte in einer dünnen Luft gelebt, ohne Windſtoß. Fähig, jede Krankheit aufzunehmen, den Miasmen eine Beute, jeden Inhalt, denn ſeine Seele war ein leeres Gefäß, das auf den Träger wartete, war er für Mirmell nur der geleitende Schatten und das rührende Echo aller Anklagen und Verdammungen.

Seltſam wie dieſe beiden von der Höhe des Daſeins kamen, zu uns herunter, die in ähnlichem Trotz, in ähnlichem Schmerz, in ähnlichem Haß, wenn ſchon aus anderer Urſache, gefangen waren. Dort Überfluß und Überdruß, hier Not und eine dumpfe Stimmung des Verzichts; die Endpunkte der ſozialen Welt. Senſationskitzel und Luſt an der Selbſterniedrigung treiben dieſe reichen und ſatten jungen Leute häufig zu den Schauplätzen des Laſters und des Elends; man findet ſie in Opiumkneipen und in den Verbrecherasylen, und ſie wiſſen wohl, daß ſie in vielen Fällen ihr Leben riskieren, wenn ſie nicht Meiſter in der Verkleidung und äußeren Verwandlung ſind. Aber nur die Gefahr iſt es, die ſie berauſcht. Durch einen Beſuch in der Taverne zur roten Katze war Allan Mirmells Aufmerkſamkeit auf Rachotinsky gelenkt worden, und er hatte Nachforſchungen anſtellen laſſen, hatte ſpäter auch

von ihm geleſen. Nächtelang beobachtete er ihn und ſeine Gefährten. Der Anblick dieſer Erniedrigten und Ausgeſtoßenen, von denen Jeder Freiheit, Vermögen, Lebensgenuß und Zukunft für eine Idee hingegeben hatte, war ihm Vorwurf und Anſporn. Die frappante Erſcheinung Natalie Fedorownas, die durch ihr Weſen wie durch die Aufnahme, die ſie fand, alles Geſchehene erraten ließ, bewog ihn, ſich Rachotinsky zu erkennen zu geben und ihm das Anerbieten zu ſtellen, das verfolgte und leidende Mädchen in ſeinem Haus aufzunehmen, wo es Niemandem einfallen würde, ſie zu ſuchen. Rachotinsky und ſeine Freunde überlegten den Vorſchlag, der unter der Bedingung akzeptiert wurde, daß Rachotinsky ſelbſt Natalie Fedorowna begleiten und zunächſt bei ihr bleiben ſolle.

Über die unmittelbar folgenden Ereigniſſe bin ich nur ſchlecht unterrichtet; auf welche Weiſe ſich der Selbſtmord Natalie Fedorownas zutrug, kann ich nicht ſagen. Rachotinsky hatte mich zwei oder dreimal nach dem Landhaus Mirmells mitgenommen, und ich hatte ſie geſehen. Die Pracht und der Luxus jenes Hauſes machten keinen Eindruck auf mich; ich gewahrte nur ſie; Tag und Nacht war ſie mein einziger Gedanke. Einer der Ruſſen ſagte, daß der junge Trevanion ſie geliebt habe; Rachotinsky geſtand mir, daß Trevanions Stimme einen unheilvollen Zauber auf ſie geübt habe, ihr alles Vergangene, ihren Kummer, ihre Beſudelung, ihre Blindheit quälend zu Bewußtſein gebracht. Aber was eigentlich vorgegangen war, habe ich nicht erfahren können. Sicher iſt nur, daß nach der Kataſtrophe der Aufenthalt der jungen Ruſſin im

Hauſe Mirmells bekannt und daß dadurch ſeine geſellſchaftliche Situation unhaltbar wurde. Auf mich wirkte Natalie Fedorownas Tod verheerend; ich gab meinen Dienſt auf und ließ mich treiben wie ein Stück Holz im Waſſer. Eines Tages kam Rachotinsky zu mir und fragte mich, ob ich außer Landes gehen wolle. Mirmell, Trevanion und er ſeien entſchloſſen, der Kulturwelt den Rücken zu kehren; wenn ich Luſt hätte, meinem entwürdigenden Daſein zu entfliehen, brauche er nur mein Jawort. „Früher gingen die Weltmüden in ein Kloſter", ſagte er, „wir wollen eine Abgeſchiedenheit ſuchen, wo die Natur ſelbſt ein Bollwerk gegen den zerſtörenden, frechen und lärmenden Sohn dieſer Erde errichtet hat. Wir wollen den Tod erleben, im Tode leben und das Leben erkennen, Gott aufbauen in unſerer Seele und nie mehr nach den Menſchen Verlangen hegen. Unſere Entſagung wird dauernd ſein, unſer Vorſatz unverbrüchlicher als das Gelübde an einem Altar. Ich werbe dich für unſern Bund, dies Recht habe ich mir ausbedungen, und ich ſehe nichts, was dich ſonſt retten könnte."

Ich war derſelben Meinung. Ohne Hilfsquellen, dem Verhungern nahe, eröffneten mir dieſe Worte, deren myſteriöſen Sinn ich zunächſt wenig beachtete, doch die Möglichkeit zu exiſtieren. Mirmells Schiff, eine ſtattliche Yacht, lag im Hafen von Tilbury. Ich begab mich zu Fuß dorthin. Rachotinsky, der mich in einem Wirtshaus erwartet hatte, führte mich an Bord und zu Allan Mirmell. Dieſer begrüßte mich ſchweigend und bemerkte dann gegen Rachotinsky, er möge Sorge tragen, daß ich an nichts Mangel

leide. Am andern Tag lichtete das Schiff die Anker, und es begann unſere ſonderbare Reiſe, deren Ziel mir unbekannt war. Von der Seekrankheit verſchont, wurde ich in anderer Art krank, und ich weiß heute noch nicht, unter welcher Krankheit ich durch ſo viele Wochen litt. Vielleicht war die Ruhe ſchuld, deren ich genoß. Es kommt ja vor, daß Leute, die ſich ein ganzes Leben hindurch abgearbeitet haben, plötzlich ſterben, wenn Mühe und Sorgen aufhören. Ich lag und ſchaute in die Luft. Hin und wieder ſpürte ich, daß ich weinte. Oft ſaßen Rachotinsky und Mirmell neben mir, ſei es nun, daß ich auf Deck in der Sonne gebettet war oder bei ſchlechtem Wetter im Raum. Kraft ſeines myſtiſchen und durchdringenden Geiſtes hatte Rachotinsky unbegrenzten Einfluß über Mirmell gewonnen. Allan Mirmell hatte eines der intereſſanteſten Männergeſichter, die ich je geſehen. Seine Züge waren hager und von äußerſter Feinheit; ſeine Haut war glatt und weiß wie Email; das Kinn ſtark, die Lippen dünn wie ausgepreßte Früchte; die allzuklaren Augen begegneten nie dem anſchauenden Blick, obwohl ſie nicht zur Seite wichen; ſie empfingen den Blick und ſaugten ihn auf. Dies war beklemmend. Trevanion zeigte ſich nur ſelten. Er war immer in ſeiner Kabine, las oder ſchrieb. Rachotinsky trieb mit ihm geologiſche Studien aus Büchern und Tiefſeeſtudien mit Hilfe des Plankton-Netzes, das wir an Bord hatten. Einmal ſtand Trevanion bei Mondſchein am Kompaßhäuschen und ſtarrte unbeweglich aufs Meer. Seine Knabengeſtalt ergriff mich. Doch weder ihm noch Mirmell konnte ich mich ohne eine knechtiſche Regung nähern, und

dieſes Überbleibſel meiner proletariſchen Vergangenheit ſchleppte ich noch lange. Erſt gemeinſame Leiden erweckten kameradſchaftliche Empfindungen.

Wir waren durch die Tropenmeere und durch den ſüdlichen Teil des atlantiſchen Ozeans gefahren, dann weſtlich, lange weſtlich, dann wieder ſüdwärts. Wir liefen die am Rande der Eisregion gelegene Macquarie-Inſel an, aber Mirmells Abſicht, dort eine Niederlaſſung zu errichten, wurde durch die Anweſenheit einiger Schiffe vereitelt, denn Mirmell und Rachotinsky waren gewillt, die Menſchheit zu fliehen. Wir ſuchten die Nimrod-Inſel, deren Exiſtenz jedoch heute noch nicht ſichergeſtellt iſt, und als dies erfolglos war, ſteuerten wir in das Roß-Meer. Eisberge ſchwammen auf dem Waſſer, und eines Tages war das Meer von Packeis bedeckt. Es öffneten ſich ſchmale Straßen, in denen der Dampfer freie Fahrt hatte. Wir überquerten den fünfundſiebzigſten Grad und ſahen bald auf allen Seiten Land, den geheimnisvollen Kontinent der Antarktis. Ich war um jene Zeit wieder geſund geworden. Ich wurde nicht müde, dieſe neue Welt zu betrachten; der immer bleibende Tag erſtaunte mich, denn es war Mitte Dezember, der Sommer jener Breiten, und die Sonne ging nicht unter. Indeſſen begann die Mannſchaft zu murren, und der Kapitän und der erſte Maat wagten es, auf die Gefahren hinzuweiſen, die einem Schiff, das für ſolche Exkurſionen nicht geeignet war, vom Eiſe drohten. Mirmell blieb ihren Vorſtellungen gegenüber taub. Es war in ihm ein Ingrimm und eine Lethargie, die alle praktiſchen Maßregeln mißachteten. Er glich dem Ritter der alten Sage,

der ſich ſtumm und trotzig zur Höllenfahrt anſchickt. Daß er unbewußt dem hypnotiſierenden Einfluß Rachotinskys unterlag, iſt nicht zu bezweifeln; dieſer lebte auf; ſein Blick ſchien zu triumphieren, wenn er die Entfernung maß, die ihn von allem trennte, was ihn ehedem gefeſſelt hatte. Ich ſelbſt war ihm verfallen. Ich dachte an ſeine Worte: wir wollen den Tod erleben, im Tode leben und Gott aufbauen in unſerer Seele. Der Wille zum Untergang ließ mich ſchaudern, und mein Gemüt fing an, dem entgegenzuſtreben.

Wir ſteuerten in eine weite Bucht, in der uns das feſte Eis halt gebot, und warteten, da wir der Küſte näher zu kommen hofften. Am zweiten Tag ſprengte der Sturm die gefrorene See, und wir fuhren nahe an die Küſte heran. Mirmell und Rachotinsky begaben ſich ans Land und ſuchten einen Platz für den Bau einer Hütte und eines Vorratshauſes. Es erwies ſich, daß das Schiff mit allen Bedürfniſſen für einen jahrelangen Aufenthalt in unzugänglicher Eisöde befrachtet war. Unter vielen Mühſeligkeiten transportierten die Matroſen Balken und Bretter an den Strand; darnach die Betten, die Tiſche, die Stühle, die Bücher, die Kleidungsſtücke, die Hunderte von Kohlenſäcken, die zahlloſen Proviantkiſten mit Konſerven, Früchten, Tee, Salz, Mehl, Gläſern und Flaſchen. Als die hölzernen Gebäude ſtanden und gegen die ſchwerſten Stürme durch Steinblöcke und Drahtſeile befeſtigt waren, bat der Kapitän des Schiffes Sir Allan um eine Unterredung. Der wackere Mann zeigte ſich ſehr beſorgt; er glaubte warnen zu müſſen; ohne nach den Gründen unſeres Vorhabens zu forſchen

die ja auch wiſſenſchaftlicher Art ſein konnten, malte er beredt die Schrecken einer Überwinterung. Es handle ſich nicht um eine Überwinterung, antwortete Mirmell ſchroff; er erteile ihm den Auftrag, nicht früher als nach Verlauf von fünf Jahren wieder an dieſe Küſte zu kommen, um ſich zu überzeugen, ob die Anſiedler noch am Leben ſeien. Der Kapitän war ſprachlos vor Entſetzen, aber Mirmell wiederholte dieſen Entſchluß noch einmal vor der ganzen Mannſchaft und verpflichtete ſie alleſamt zum Stillſchweigen; ſo lange keine Kunde in die Welt drang, ſollten Kapitän und Schiffsvolk die Löhnung weiter beziehen, im andern Fall hatte der Vermögensverwalter Sir Allans die genaue Weiſung, ſie zu entlaſſen. In der zweiten Woche nach unſerer Ankunft waren alle Arbeiten beendigt, und das Schiff verließ uns. Wir ſtanden am Rand des Eiſes und blickten ihm nach, bis es unterm Horizont verſchwunden war und ſeine Dampfſäule ſich mit den Wolken vermiſcht hatte.

Hier war das Abenteuer zu Ende; das Gefühl des Unerwarteten in mir erloſchen; alles das hörte auf, Verwunderung in mir zu erzeugen; die Gegenwart bändigte mich, das Unentrinnliche umſchlang mich wie ein ſichtbarer Kreis; es galt zu kämpfen, ſich zu wehren, ſich zu verantworten, zu leben. Unmöglich kann ich ſchildern, was in mir vorging, dieſen Wirrwarr von Gedanken, dieſe Auflehnung gegen das Abſurde, dieſes Erwachen aus einem traumartigen Zuſtand; ich muß mich damit begnügen, die folgenden Ereigniſſe zu erzählen.

Rachotinsky hatte teils durch Spekulation, teils durch Forſchungen die Überzeugung gewonnen, daß auf dem

Kontinent der Antarktis ausgebreitete Kohlenlager vorhanden seien, und er hatte die etwas fantastische Absicht, diese noch verborgenen Reichtümer aufzufinden und sie für die unglücklichen, bedrückten Söhne seines Vaterlands nutzbar zu machen. Täglich unternahm er, mit seinem Hämmerchen versehen, lange Wanderungen und brachte allerlei Arten von Felsgestein mit. Derselbe Mann, der die Gefangenschaft in den sibirischen Einöden nur mit Aufbietung seiner ganzen Seelenkraft ertragen hatte, war hier, in der freiwillig gewählten Abgeschiedenheit und vollkommenen Loslösung von der menschlichen Gesellschaft auf eine wunderbare Weise erglüht, und ich fragte mich umsonst, was es wohl sein möge, das seine Augen oft so hoffnungstrunken erschimmern ließ. Eindringlich widerriet er mir, mich dem Müßiggang hinzugeben, und in der Tat war jede unausgefüllte Stunde erschöpfend für Körper und Geist. Jeder hatte einen Tag, an dem er Koch und Aufwärter war, für das Feuer sorgen und die Hütte rein erhalten mußte. Ich begleitete Mirmell zu den Pinguinen, deren Eier wir sammelten, und Erstaunlicheres sah ich nie als diese Menschenvögel, diese gravitätischen, tiefsinnigen, eitlen und neugierigen Wesen innerhalb der gebundenen Ordnung ihres Brutstaates. Wie sie uns mißbilligen, wie sie uns mit dem breiten weißen Rand um ihre Augen, der einer Brille glich, ernsthaft musterten und unsere Gesellschaft nur mit gröblichen Beschimpfungen duldeten; wie sich zwei der Vornehmsten mit zeremoniöser Ehrfurcht gegeneinander verneigten, ehe sie ihre wichtigen Verhandlungen pflogen! Sie glichen den verzauberten Geschöpfen in einem Märchen so

ſehr, daß ſie der Landſchaft einen geheimnisvollen Reiz von Verwandlung gaben, etwas von Bann und Schuld und Harren auf Erlöſung. Nicht ſelten ſchloß ich mich auch dem ſchweigſamen Trevanion an, der Algen, Diatomeen, Polypen und Schwämme aus dem Meerwaſſer fiſchte, oder in die kleinen vereiſten Binnenſeen Bohrlöcher grub, oder Wolken und Felſen zeichnete oder mit der Spirituslampe in die ſtalaktitiſchen Eishöhlen hinabſtieg. Noch lieber wanderte ich allein über Schnee und Eis und ſchaute zum bleichen Himmel empor, an dem eine bleiche Sonne ſtand, und über die bleiche weiße Erde. Die dauernde Helle ſtumpfte das Zeitgefühl ab und man ging wie in der Ewigkeit, die auch keinen Wechſel von Tag und Nacht hat. Ich vernahm das Seufzen der Eisſchraubung auf dem Meer, und die Klagelaute der rieſenhaften Gletſcher, die ſich gegen den Ozean ſchoben, um ihn mit ſchwimmenden Bergen zu bevölkern, und dieſe gedehnten Laute klangen wie das Stöhnen eines Tieres in den Wehen der Geburt. Fern über mir flackerte das Feuer eines Vulkans, erhob ſich wie ein ſchwarzer Rieſenpilz der Rauch aus ſeinem Schlund; die Nähe der mütterlichen Weltenglut, der ſchöpferiſchen Erdflamme ließ mich bisweilen vergeſſen, daß ich ein wollender und müſſender Menſch war. Ich erblickte den mathematiſch geraden Rand der Hunderte von Meilen langen Eisbarre, die grün ſchillerte wie eine ungeheure Smaragdplatte, und im Süden, gegen das Ende der Welt, ſah ich viele Berggipfel, zahlloſe Kuppeln, die jungfräulichen Brüſten glichen, bedeckt von dem blauen, durchſichtigen Schleier der Atmoſphäre. Die klarſten, zarteſten und ſtärkſten

Gedanken ſtiegen empor wie ſelbſtändige Geſchöpfe; Natur hörte auf, ein Wort zu ſein, hörte auf, das Andere zu ſein; ſie ſprach nicht, ſie gab nicht, ſie behütete nicht, ſie handelte nicht, ſie war bloß.

In immer niedrigeren Kreiſen rollte der Sonnenball um unſer gefrorenes Reich; auch an dem Steigen der Kältegrade merkten wir, daß es Winter wurde. Es kam die Stunde, wo die rote bebende Scheibe den bebenden Horizont berührte. Die Wellen des Meeres erſtarrten mitten in der Bewegung und ſahen aus wie ein Haufen wild übereinander geworfener Purpurtücher. Das ganze Schneegefild hinter uns ward zum Spektrum, das in Billionen Eiskriſtallen glitzerte. Hoch in der Luft glühten die ſeltenen Iriswolken, Robben und Pinguine waren verſchwunden, und wir ſtanden vor der Hütte, frierend bis ins Mark, und warteten, bis die letzten Protuberanzen der Sonne erloſchen waren, — und damit alles Leben. Es wurde Nacht. Bitter war es jetzt um uns beſtellt. Mir ahnte ſchon Übles, als, da ich Licht anzündete, Trevanion unabläſſig in die Herdflamme ſtarrte, und zwar mit einem Ausdruck, den ich nie vergeſſen werde, einem Ausdruck kindlicher Angſt und ſeelenvoller Beſorgnis.

Zweieinhalb Monate hatten wir in Eintracht gelebt. Ich darf ſagen, daß wir einander lieb gewonnen hatten. Wir verſtanden und achteten einander. Es wurde über vieles lebhaft und gut geſprochen, und ich verdanke dieſer Zeit die reichſten Erfahrungen, die mannigfaltigſten Lehren und Aufſchlüſſe. Tag um Tag, Stunde für Stunde mit denſelben Menſchen dasſelbe enge Haus teilen, Zeuge zu ſein

aller Lebensäußerungen, Beobachter jedes Schweigens und jeder Geberde, das heißt einander kennen lernen. Und ſchließlich kannten wir einander ſo genau, daß wir die Worte hörten, ehe ſie geſagt wurden, daß wir auf dem noch unbewegten Geſicht die Stelle angeben konnten, wo ein Lächeln, eine Erinnerung, ein Unbehagen die ſtereotypen Falten einkerben mußten, ja, daß wir die Verſchiedenheit in der Biegung und Länge einzelner Wimpernhaare gewahrten, und häufig richtete man während eines Geſpräches das Augenmerk geſpannter auf gewiſſe Eigentümlichkeiten der Miene und Geſte als auf Frage und Antwort. Jeder war dem Andern wie Glas. Der Mangel alles Neuen und Überraſchenden weckte bisweilen Ungeduld, die ſich langſam in ſtummen Hohn verwandelte. Noch bevor die große Nacht einbrach, herrſchte oft ein bedrohliches Schweigen unter uns, aber wir konnten die verwundeten Nerven durch Tätigkeit im Freien beruhigen. Dies war jetzt unmöglich. Ohne eine Vermummung, die das Sehen ſehr erſchwerte, konnte man draußen nicht weilen, und wenn der Schneeſturm wütete, war man in Gefahr zu erſticken, ehe man ſich drei Schritte vom Haus entfernt hatte. Wir waren alſo gezwungen, ununterbrochen beiſammen zu bleiben. Die dauernde Dunkelheit verdüſterte das Gemüt nachhaltig. Das matt ſchwelende Licht in unſerm Wohnraum ward zu einem beſtändigen Druck auf das Auge und das Gehirn. Die Kälte war ſo fürchterlich, daß wir trotz unabläſſigen Heizens die Temperatur der Hütte nicht über drei Grad Reaumur brachten. Unſere Ausdünſtungen und die Dämpfe der Speiſen hatten ſich an den Wänden als Eis-

verkleidung niedergeſchlagen, und das oben erwärmte Eis, das in Zapfen hing, tropfte auf den Boden, der infolgedeſſen ein Moraſt wurde. Wenn die Fenſter und Balken nicht unter dem Anprall des Orkans ächzten und klapperten und die auf das Dach geſchleuderten kleinen Steine quälend und eintönig klopften, verſetzte uns die Stille der Natur in einen Zuſtand, daß wir hätten ſchreien mögen, um ſie zu bannen. O, dieſe Stille! Sie donnerte in den Ohren, ſie ließ den eignen Herzſchlag wie den Lärm aus einer Maſchinenhalle erſcheinen, ſie brüllte aus der Finſternis, ſie verſcheuchte den Schlaf und verurſachte angſtvolle Einbildungen des Gehörs. Ich vermute, daß wir nur aus Furcht vor ihr zu ſtreiten anfingen. Es waren vollſtändig ſinnloſe Streitereien, aus den albernſten Anläſſen böswillig in die Breite gezerrt. Einmal wollte ich Frieden ſtiften, da hob Allan Mirmell grimmig die Fauſt gegen mich, Trevanion ſchluchzte, und Rachotinsky lief mit verſchlungenen Händen und gefletſchten Zähnen auf und ab. Und aus welchem Grund dies alles? Wir hatten uns nicht darüber einigen können, ob der Kapitän von Mirmells Schiff blaue oder graue Augen beſaß. Wir konnten den Klang unſerer Stimmen nicht mehr ertragen; ich ſelbſt zitterte bei der gleichgültigſten Redewendung. Doch das wahre Inferno begann erſt, als eines Abends, — es gab Abende, die letzten bleiernen Stunden verwachter Nacht-Tage, — als eines Abends Trevanion, der leſend am Tiſche ſaß, ein weißes Tuch über ſein Geſicht hängte. Unſer Anblick erregte ihm Ekel. Und wir andern hatten im Nu die gleiche Empfindung. Wir ſtierten wie Beſtien, die ſich anſchickten,

einander zu zerfleiſchen. Täglich um dieſelbe Zeit derſelbe Vorgang in geſteigerter Abſcheulichkeit! In einer ſolchen Stunde wurde Trevanion von Grauen überwältigt, er hüllte Kopf und Rumpf in den Pelz und ſtürzte hinaus. Mich erfaßte Beſorgnis um ihn und nachdem ich die nötige Schutzkleidung ebenfalls angelegt, folgte ich ihm. Die friſche Spur vor der Hütte zeigte, daß er gegen den Gletſcher hinaufgegangen war. Über dem Schnee lag eine ſchwache grünliche Helligkeit. Die Luft war ruhig, aber die Kälte fraß wie ein Brand.

Plötzlich flammte der Himmel vor mir auf. Dichte Wellen von Licht bewegten ſich von Südoſt nach Südweſt und ſchienen unabläſſig neue Lichtſtärken von Südoſt zu holen. Sie warfen blendende Strahlen zur Erde, und die Farben wechſelten von weiß zu grün und gelb. Ich ſpürte nichts mehr von der Beſchwerde des Marſches, das herrliche Phänomen gab mir ein Gefühl des Schwebens. Da erblickte ich Trevanion. Er ſchaute regungslos in das glühende Firmament. Mich überrieſelte es eigen, als ich den entgeiſterten Ausdruck ſeines Geſichts bemerkte. Er ertaſtete meine Nähe mehr als daß er mich ſah; er ſtreckte den Arm gegen das Südlicht und fragte flüſternd, ob ich die Geſtalt gewahre. Was für eine Geſtalt? flüſterte ich zurück. Mit ungeſtümer Geberde deutete er. Ich folgte der Richtung. Es iſt ein Eisblock, ſagte ich. Er preßte die Hände zuſammen und drückte ſie auf ſeine Bruſt. Natalie, hauchte er, Natalie iſt es. Wieder überlief es mich. Wir ſtanden auf dem Kirchhof der Welt, und er ſah die Geſpenſter des Lebens. Mit einer hingebenden und

flehentlichen Stimme nannte er unaufhörlich den Namen Natalies. Der Gletſcher begann im Schein der Aurora rötlich zu leuchten. Und nun war es mir ſelbſt, als erblickte ich ein Weib. Sie winkte mir nicht, ſie zog mich nur hin. In ihrem Körper rann durchſichtiges Blut. Aus dem bläulichen Gewand erhoben ſich mädchenhafte Schultern. Ihre Hände, obwohl an ſchlaffen Armen, hatten eine Feſte der Abwehr. Ihr Antlitz enthüllte ſich nur allmählich wie ein Stern aus Nebeln. Die Züge waren leidend, aber voll von einer unerwarteten Sinnlichkeit. Wir können ſie nicht erreichen, ſagte Trevanion, und indes er einige Schritte tat, ſchwand die Lichterſcheinung dahin. Eilen wir, ein Schneeſturm zieht auf, drängte ich ihn und wies auf einen weißlichen Dunſt, der im Süden lag und ſich mit unheimlicher Schnelligkeit ausbreitete.

Man mag die übernatürlichen Kräfte ſkeptiſch beurteilen; Man leugne oder erkläre ſie; ſicher iſt, daß jeder Organismus unter beſtimmten Vorausſetzungen ihrer Einwirkung unterliegt und dann gleich einem Körper, der ſeinen Schwerpunkt verloren hat, der gewohnten Bahnen ſpottet. Wir hatten die Gemeinſchaft der Menſchen aufgekündigt, des Anrechts auf Liebe uns begeben; wir hatten nicht bedacht, daß dort, auch wenn ſich das Geſchick in Bitterkeit und Haß erfüllt, dennoch ein Strom ſchwebender Möglichkeiten den Einzelnen umgibt, Möglichkeiten der Liebe, und daß magnetiſche Berührungen ſeine Seele ungewußt mit dunkler Zuverſicht nähren. Hier aber ſchuf ein tiefer Wille in uns das Phänomen der Liebe aus dem Nichts; die Verzweiflung gebar ein Schemen, das über uns Ge-

richt hielt, die beleidigte Menſchheit nahm Rache. Mirmell und Rachotinsky waren verhältnismäßig nüchterne Charaktere, und gerade ſie wurden von der Frauengeſtalt im Feuerſchein der Aurora auſtralis am unwiderſtehlichſten gepackt, denn ſie ſahen, was Trevanion und ich geſehen hatten, es brauchte kaum einen Hinweis, ihr Geiſt war vorbereitet, ihre Fantaſie durch peinigende Wünſche, Wünſche des Schlafs, des Traums und des dumpfen Wachens, Wünſche, wie ſie nur der kaſteite Leib hegen kann, längſt entſchloſſen, das Unfaßliche zu ergreifen. Es war ein erotiſcher Wahnſinn, der uns hintrieb. Mit Grauen geſtehe ich, daß wir eiferſüchtig aufeinander waren. Bei den folgenden Malen entfaltete ſich der Glanz der Aurora immer glorioſer. In einem mächtigen Bogen flammte das Licht bis zum Zenit und erreichte im Sternbild des Zentauren ſeine größte Intenſität. In jeder Nacht gingen wir aus, um die Aurora zu ſehen; ſchweigend und vermummt marſchierte jeder ſeinen Weg. Aber allzuoft blieb das Firmament ſchwarz und nur das ferne Feuer des Vulkans lohte rauchverdüſtert. Bisweilen ſtand in wolkenreiner Höhe der Mond wie eine Magneſiumlampe. Die ganze Landſchaft glich einer Mondlandſchaft. Ich fühlte mich ſo unirdiſch, ſo außer mir, ſo nah den letzten Grenzen! Orion und der herrliche Sirius drehten ſich in großem Kreis. In der ſiebenten Nacht erblickten wir die Aurora zum dritten mal. Es war milderes Wetter, und die Viſion zeigte ſich in ſtarkem Kontur. Wir wanderten keuchend den Gletſcher hinan, Trevanion allen voraus. Er ſchien mir das Weſen eines Somnambulen zu haben. Er war in dieſer Zeit ſo

verinnerlicht, daß ſein Lächeln wie ein flüchtiger Aufenthalt zwiſchen Schlummer und Tod wirkte. In ſeinen Augen wohnten eine Anbetung, eine transzendente Leidenſchaft, daß ihn zu betrachten ſchmerzlich war. Auch in den finſtern Nächten ſuchte er weit draußen auf dem heimtückiſchen Rücken des Gletſchers; einmal hörte ich ihn laut, mit erſchütternden Tönen, ſchreien; er ſchrie nach ihr. Ihn verlangte nach der Umarmung der Eisjungfrau, und am Morgen ſagte er zu mir: wenn ſie nicht blind wäre, Henry, ſie würde ein Mittel finden, daß ich zu ihr gelangen könnte. Allan Mirmell verfiel auf eine beſorgniserregende Art, als ob ein Gift an ihm zehre. Er tappte wie ein Greis. Licht, Licht, murmelte er oft, wenn er aus dem Schlaf emporſchrak. Die anſtrengenden Märſche nach dem Wohnſitz der bleichen Aurora warfen ihn ſchließlich entkräftet aufs Lager. Zu meinem Entſetzen bemerkte ich auch an Rachotinsky alle Anzeigen einer krankhaften Melancholie. Stundenlang kauerte er betend auf den Knieen. Er wuſch ſich nicht mehr; Schmutz, Ruß und Unrat bedeckten ihn. Wodurch ich mich aufrecht erhielt, kann ich nur ſchwer ſagen. Es war Hoffnung in mir. Dieſe Hoffnung wurde von Tag zu Tag ſtärker. Und es war noch etwas anderes als Hoffnung, es war Sehnſucht. Immer wenn ich die Aurora ſah, ſchritt ich durch eine Halle aus Eisſäulen, an deren Ende mich die belebte Erde grüßte. Die Blinde, die Unerreichbare, das zarte Gebild aus Strahlen und Kriſtall lehrte mich, daß ich mich ſelbſt lieben ſolle, mich in den Menſchen, mich in der Welt. Der Strahlenbogen, deſſen eines Ende ſie trug, erſchien mir wie eine meiſterlich geſchwun-

gene Brücke, die den Abgrund der Finsternis überwölbt. Da stand es fest in mir, daß ich Brücken über Abgründe bauen wollte, wirkliche, ja, wirkliche Brücken. Und während ich im Wegloſen wanderte, dem blendenden Licht entgegen, wuchs in mir die Luſt, Wege anzulegen, denn daß ich ehemals keine Wege mehr für mich gehabt, das lag daran, daß ich keine geſchaffen. Das erkannte ich jetzt. Wege überwinden die Trägheit; je mehr Wege deſto mehr Bewegung, deſto mehr Wille, deſto mehr Umwandlung. Auf den Wallfahrten zur Aurora habe ich den Gedanken an Brücken und Wege lieben gelernt, und dies bewahrte mich vor dem Verderben.

In der letzten Nacht vor dem Aufgang der Sonne ſah ich Trevanion zum letztenmal. Dämmerung lag auf dem Eis. Der Gletſcher zuckte, Krämpfe in ſeinem Innern zerbogen ſeine kalte Hülle. Auch der Vulkan grollte, und die Schwefelfumarolen auf dem Gipfel waren von gelben Dünſten umzogen. Trevanion war an meiner Seite, als das Südlicht aufflammte, nur in mattem Schein freilich, bloß wie zum Abſchied. Noch ehe es verblaßt war, rief ich Trevanion zu, wir müßten hinunter laufen, der Blizzard ſei im Anzug. Er ſchüttelte den Kopf und beachtete meine Warnung nicht. Er ging weiter. Ich wußte nicht, ob ich ihm folgen oder mich in Sicherheit bringen ſollte, und blieb unentſchieden ſtehen. Der Sturm fing an zu brauſen, da ſah ich, daß Trevanion, der ſchon ziemlich weit oben war, jählings verſchwand. Offenbar war eine Schneebrücke geborſten, und er war in die Spalte geſtürzt. Ich ſuchte die Stelle im Gedächtnis zu behalten, denn nacheilen konnte

ich ihm nicht, die Atmoſphäre verfinſterte ſich raſch, ich warf mich flach auf den Boden, und um nicht fortgeſchleudert zu werden, klammerte ich meine Arme um einen Eisblock. Es war eine Raſerei in den Elementen, die das Herz zum Stocken brachte. Trotzdem waren meine Gedanken nur mit Trevanion beſchäftigt; es war, als ob ſich ein Tor im geheimnisvollen Haus der Aurora geöffnet hätte, um ihn einzulaſſen. Wie lange ich regungslos und mit Anſpannung aller Kräfte ſo lag, weiß ich nicht; als die Heftigkeit des Orkans geringer wurde, kroch ich auf Händen und Füßen gegen die Hütte hinab, und erſt als ich den Schutz einer Felswand erreicht hatte, wagte ich mich zu erheben.

Rachotinsky, von einem mechaniſchen und beinahe verbiſſenen Pflichtbewußtſein an das Lager Mirmells geſchmiedet, der mit dem Tode rang, war nur mühſam zu überreden, mich auf den Gletſcher zu begleiten. Wir warteten, bis der Sturm vorüber war, dann gingen wir, mit Stricken verſehen, hinauf. Meine lauten Rufe blieben unbeantwortet. Das Schneetreiben hatte jede Spur verwiſcht. Wohl entdeckte ich in der Richtung, in der Trevanion verſchwunden war, eine offene Spalte, aber ſie war breit, ein bodenloſer Schlund. Ich ſchrie hinab, ich warf den Strick hinab, umſonſt. Da ſagte Rachotinsky, der an einer mächtigen Eisplatte lehnte, mit heiſerer Stimme: „Die Sonne". Ein glühendes Segment tauchte über dem Horizont empor. Alles Land war von einem brennenden Scharlach übergoſſen.

Wie viele Tage vergingen, bis das Schiff in Sicht kam, deſſen entſinne ich mich nicht mehr. Ich entſinne mich bloß,

daß ich feſt überzeugt war, es müſſe kommen, feſt überzeugt, mein Schickſal ſei an der Wende angelangt. Eine zweite antarktiſche Nacht hätte ich nicht überlebt. Was ſich an Bereitſchaft in mir geſammelt hatte, durfte und konnte nicht betrogen werden. Das Geſchick iſt mir verſchuldet, ſagte ich mir, und ich trotzte ihm die Entſcheidung ab. Allan Mirmell war ſchon längſt unter die Erde geſenkt, als ſein Schiff an der Küſte anlegte. Der Kapitän, tief beſorgt um unſer Los und den Entſchluß ſeines Herrn als eine traurige Verirrung betrachtend, hatte es einfach riskiert, den erhaltenen Befehlen zuwider zu handeln. Es war hohe Zeit, daß ſie kamen; ich war nahe daran, in Geſellſchaft des ſchwermütigen und ſchweigenden Rachotinsky verrückt zu werden. Als ich das Deck des Schiffes betrat, hatte ich das Gefühl von Auferſtehung. Man fragte nach unſeren Erlebniſſen. Rachotinsky konnte nicht antworten; er hatte den Verſtand verloren. Was mich betrifft, ſo war ich unfähig, etwas anderes mitzuteilen als die äußerlichſten Vorgänge, die ſich in drei Sätzen wiedergeben laſſen. Ich habe niemals und zu keinem Menſchen darüber geſprochen bis auf den heutigen Tag. Ich bat den Kapitän, mich in Sydney in Auſtralien ans Land zu ſetzen, und dort habe ich mein Leben von vorn angefangen."

„Dieſe Wendung: das Leben von vorn anfangen, habe ich ſelten mit ſo triftigem Grund gebrauchen hören", ſagte Cajetan, als Hadwiger geendet.

„Und wie wir wiſſen, kann er mit dem Erfolg zufrieden ſein", fügte Borſati hinzu, indem er einen langen milden Blick auf Hadwiger heftete.

„Wie kompliziert, wie vielfältig, wie unerſchöpflich, wie reich, wie groß iſt doch das menſchliche Daſein!" rief Cajetan ergriffen. „Ich fühle mich in einer Stimmung wie jener Bramarbas auf der Plaſſenburg. Man möchte ſich manchmal wirklich zum Ertrinken tief hineinſtürzen. Aber man muß ſchwimmen können, das ſeh ich wohl ein. Und eine umpanzerte Seele braucht man".

„Eine umpanzerte Seele und ein unverſchloſſenes Herz", ſagte Lamberg ernſt.

Hadwiger ſah ſie alle mit einem ſonderbar glänzenden Blick an, als wolle er antworten: wißt ihr es denn? habt ihr es denn erfahren, ihr Reichen, Reichgeborenen, Verwöhnten, ihr, die ihr Zeit gehabt, Zeit und Raum, Freiheit und Beſtimmungsrecht? Borſati erriet ſeinen Gedanken. „Es gibt auch eine mittelbare Art zu leben und zu erleben", meinte er; „obſchon ſie nicht ſo zwingt, zum Entſchluß nicht und zur Verwandlung nicht, iſt ſie oft doch viel ſchmerzlicher, — dem unverſchloſſenen Herzen nämlich, das dann ſo belaſtet, ſo verwundet, ſo zerriſſen ſich findet, ſo zerteilt in die wechſelnden Loſe, daß es nicht einmal

zu einer Tat der Selbſtbewahrung mehr die Kraft hat. Das heißt mit gefeſſelten Gliedern dem Moloch überliefert werden."

„Und iſt Ihnen dieſe Stunde nicht wie ein Märchen?" wendete ſich Fürſt Siegmund an Hadwiger, „iſt es nicht wunderbar, daß Sie hier, von einer freundlicheren Natur umgeben, wieder unter Freunden weilen, denen Sie zum erſtenmal von jenen außerordentlichen und weittragenden Begebenheiten erzählen? Ich täuſche mich vielleicht, oder ich kann meiner Empfindung nicht den rechten Ausdruck verleihen, aber für mich hat dies etwas von einer Spiegelung, etwas, das ſinn- und bedeutungsvoller iſt, als Sie ſelbſt im Augenblick denken. Das Wort iſt nicht immer bloß ein geſagtes Ding, es wird auch bisweilen zum Symbol der Erkenntnis und Erhöhung."

„Sie haben Recht, Fürſt", verſetzte Cajetan, „und das iſt auch weitaus das Schönſte, was man darüber ſagen kann."

„Und das Schönſte, was man dafür tun kann", ließ ſich jetzt Franziska hören, die bis zu dieſem Moment ganz verloren vor ſich hingeſchaut, „iſt, daß wir ihm den goldenen Spiegel geben".

„Ein Vorſchlag, der keinem Widerſpruch begegnen wird", erwiderte Lamberg lächelnd und quittierte mit einer reizend chevaleresken Geberde die ſtumme Zuſtimmung Cajetans und Borſatis. Hadwiger ſtand auf, errötend wie ein Schuljunge. „Bleiben Sie nur ſitzen, Heinrich", fuhr Georg Vinzenz ermahnend fort, „wir laſſen uns einen ſolchen Anlaß zur Feierlichkeit nicht entgehen, und Sie müſſen

warten, bis Ihnen die Trophäe mit den gebührenden Zeremonien überreicht wird."

„Vortrefflich", lachte der Fürſt, „da bekommen wir am Ende gar noch eine Rede zu hören".

„Wir ſind dem Spiegel zu vielem Dank verpflichtet", fuhr Lamberg fort; „wer von uns kann ihn von nun ab in die Hand nehmen, ohne eine Fülle von Geſichten und Geſtalten in ihm zu erblicken? Seine Scheibe, wie tief und wie ſeltſam! gibt kein Gegenbild des Auges, das hineinſchaut. Sie iſt matt. Und doch iſt eine Welt in ihr. Frauen und Männer, Tiere, Schiffe und Häuſer, Seefahrer und Landflüchtige, Ritter und Knechte, Bürger und Bauern, Eroberer und Künſtler, Liebende und Verbrecher, Sonderlinge und Beſeſſene, Verzweifelte und Narren, Prahler und Dulder, der Zufall, der Traum und das Wunder, alles das iſt in ihr. Keiner von uns, die wir dies Gewebe von Schickſalen geſponnen haben, war bemüht, den Partner zu übertreffen, ja, nicht einmal von einem Wetteifer war die Rede. Es war kein Werben, es war ein Verſchenken. Und wir ſprechen Ihnen, Heinrich, den Spiegel zu, weil Sie am meiſten geſchenkt haben, aus Ihrem eigenen Innern geſchenkt. Das wollte ich noch ſagen, und damit iſt auch mein Bedürfnis nach Feierlichkeit im Grunde ſchon befriedigt."

Cajetan und der Fürſt klatſchten Beifall, Hadwiger blieb mit geſenktem Kopf ſtehen. Lamberg ſchritt zur Türe und drückte auf den elektriſchen Knopf, um von Emil den Spiegel heraufholen zu laſſen. Der Fürſt verabſchiedete ſich indeſſen von Franziska. Sie ſprachen mit leiſer Stimme. Da der

Diener nicht kam, läutete Lamberg noch einmal, und als auch dies vergeblich war, öffnete er ungehalten die Türe, um zu rufen. Nun erſchien an Emils Statt die Köchin und teilte ihrem Herrn ziemlich erregt mit, der Affe ſei entflohen und Emil verfolge ihn. „Entflohen? es iſt ja Nacht", erwiderte Lamberg und begann die verwirrte Perſon auszuforſchen. Es ſtellte ſich heraus, daß Quäcola ſchon am Nachmittag, um die Zeit, da der Fürſt gekommen, den goldenen Spiegel aus dem Speiſezimmer entwendet hatte und damit verſchwunden war. Emil ſei ſehr aufgebracht geweſen und habe das Tier im ganzen Haus geſucht, in allen Zimmern, im Keller, auf dem Dachboden, zwei Stunden lang und ohne eine Spur von ihm zu finden. Schließlich ſei er auf den Balkon hinausgetreten, und da ſei nun Quäcola in einem Winkel ganz zuſammengekauert unterm Efeu geſeſſen, mit einem Radmantel bedeckt, den er ebenfalls geſtohlen, und den Spiegel in der Pfote. Emil habe verſucht, ihm den Raub zu entreißen, doch der Affe habe ihn bösartig angeknurrt und ſich überhaupt ſo betragen, daß man ſich habe fürchten müſſen. Da habe Emil die Peitſche geholt und habe die widerſpenſtige Beſtie geſchlagen. Quäcola habe wütend gefaucht, ſich über das Geländer geſchwungen, ſei an dem Baumſtamm vor dem Haus hinabgeklettert und gegen den Wald hinauf gerannt. Und Emil ſei nun hinter ihm her.

„Jetzt? in der Finſternis? im Wald?" fragte Lamberg erſtaunt. Die Freunde, Franziska und der Fürſt hatten dem Bericht mit Neugier und Verwunderung gelauſcht. Man hielt Rat, was zu tun ſei, und Lamberg meinte, es

ſei das Beſte, wenn er ſelbſt gehe, um den Flüchtling heimzulocken, dieſer idiotiſche Emil habe nicht ſo viel Grütze im Kopf, um ein unſchuldiges Tier harmlos zu faſſen. Die andern erklärten ſich bereit, ihm beizuſtehen. Fürſt Siegmund äußerte lächelnd ſein Bedauern über den Zwiſchenfall; er fragte, ob er Leute herüberſchicken ſolle, die mit Fackeln den Wald abſuchen könnten; Lamberg dankte und antwortete, er hoffe, daß Quäcola den Aufenthalt unter den feuchten Bäumen von ſelbſt unbehaglich finden und zum Gehorſam zurückkehren werde. Voll Herzlichkeit drückte der Fürſt allen die Hand und ging.

Mit Laternen verſehen, machten ſich Lamberg und die drei Freunde auf den Weg. Als ſie ſich fünfzig Schritte oberhalb der Villa befanden, kam ihnen Emil aus dem dunkeln Forſt entgegen. Er war ohne Hut oder Mütze und keuchte erſchöpft. In der Hand trug er eine Fuhrmannspeitſche, deren Schnur an den Stiel gebunden war, augenſcheinlich zu dem Zweck, um ſie als Laſſo benutzen zu können. Lamberg hob die Laterne gegen das Geſicht des Dieners, und er ſah, daß es voller Blut war; Zweige und Buſchwerk hatten ihm die Haut zerriſſen. „Sie haben das Tier nicht gefunden?“ fragte Lamberg. Der unglückliche Menſch konnte nicht reden, er zuckte verzweifelt die Achſeln. „Und Sie wiſſen genau, daß Quäcola den Spiegel bei ſich gehabt hatte, als er entwiſchte?“ Emil nickte. „Das iſt es ja eben“, ſtammelte er, „das iſt ja die Niedertracht; er wollte mich in Schuld bringen, er wollte mich dem gnädigen Herrn verhaßt machen. Die Herren müſſen das begreifen“, wandte er ſich aufgeregt und faſt ſchreiend

an die Freunde, „der Schabernak war auf mich gemünzt, mich wollte das Vieh verderben . . ."

„Bis wohin haben Sie ihn verfolgt?" unterbrach Lamberg mit Unwillen den sich ausbreitenden Redeschwall.

„Bis an die Trisselwand hinüber", erwiderte der Diener zaghaft.

„So weit?" rief Cajetan betroffen; „dann ist unsere nächtliche Unternehmung aussichtslos. Warten wir den morgigen Tag ab."

Trotzdem Lamberg das Vergebliche der Nachforschung zugab, wollte er noch einen Gang in den Wald tun. Er rief den Namen Quäcola hundertmal, und ein sanftes Echo antwortete ihm aus der Einsamkeit des Gebirges. Auch pfiff er, wie er gewohnt war, wenn er den Affen zur Gesellschaft zu haben wünschte. Nach einer halben Stunde kehrte er enttäuscht um und löschte am Waldrand die Laterne, da inzwischen der Mond aufgestiegen war. Sehr verspätet nahmen die Villenbewohner das Abendessen und es wurde nur wenig gesprochen. Lamberg war verstimmt, Franziska müde, die andern überließen sich ihren Betrachtungen. Der Diener hatte sich zu Bett begeben müssen; bei der Jagd im nassen Wald hatte er sich erkältet, und ein Fieberfrost schüttelte den armen Affenhasser.

Am andern Morgen, nach weitläufigem Marsch über Waldpfade und Felsensteige entdeckten die Freunde den Affen. Er lag am Ufer des Sees, der Unterkörper im Wasser, der braunbehaarte Kopf zerschmettert auf einem Stein. Die Situation erlaubte keinen Zweifel darüber, daß er sich oben in den Felsen verirrt und an der überhängen-

den Wand herabgeſtürzt war. Lamberg ſetzte ſich an die Seite des Leichnams und ſagte: „Schaut doch nur ſein verzogenes Geſicht an, da iſt irgend ein menſchlicher Kummer drinnen und eine menſchliche Angſt. Bedauernswerter Quäcola! Auch du haſt unter der Dummheit leiden müſſen, auch aus dir hat ſie einen Märtyrer gemacht. Deine roten Höschen und dein blauer Frack ſehen närriſcher aus als du ſelber warſt; du warſt ein Sokrates unter den Affen, und wer weiß, was für erhabene Regungen deine Schimpanſen-Seele beherbergt hat."

Borſati und Cajetan lächelten, Hadwiger ſchüttelte verwundert den Kopf.

Der goldene Spiegel war und blieb verloren. Lamberg ließ die ganze Gegend durch Scharen von Bauernkindern abſuchen, doch ohne Erfolg. Es mußte angenommen werden, daß während ſeines Sturzes dem Affen der Spiegel entglitten und in den See gefallen war, der an dieſer Uferſtelle ſich zu einer ſteilen Tiefe ſenkte. So wurde die ſchöne Koſtbarkeit dem Beſtand menſchlicher Schätze für immer geraubt.

Hadwiger und Franziska reiſten noch an demſelben Abend in die Stadt zurück, Cajetan und Borſati erſt zwei Tage darnach.

Es ſteht ein kleines Landhaus in einem Garten, der zwiſchen Weinbergen ſein herbſtliches Laub aufflammen läßt. Es iſt ein ſpäter Nachmittag, und die Hügel flimmern im nebligen Sonnenlicht. Aus dem Hauſe tönt eine leidenſchaftlich klagende Mazurka von Chopin; am Gitter lehnen

zwei lauſchende Menſchen, ein Mann und eine Frau, die einander die Hand gegeben haben. Und drinnen im halbdunklen Gemach liegt Franziska; Hadwiger, das Geſicht in die Dämmerung des Raums gewandt, blickt vom umleuchteten Fenſter aus nach ihr hin. Sie muß ſterben, die Liebreizende. Er weiß es. Ihm iſt, als hätte ſie ſtets vergeblich auf ihn gewartet und er vergeblich ſie zu erreichen geſtrebt. Vorüber, ach vorüber! Sie aber empfindet die Stunde voll, nicht nur wegen der Muſik, die aus dem Nachbarzimmer klingt, — es iſt, wie wenn ein Namenloſer ſie ſpielte, — ſondern auch wegen der Muſik, die harmoniſch ihrem Innern entquillt. Denn es iſt ihr bewußt, daß ſie ihr Leben in Wahrheit zu Ende gelebt hat; ſo bis an den letzten Rand, daß es nur eines leichten Hinüberbeugens bedarf, und das Herz hört auf zu ſchlagen gleich einer Uhr, die nicht mehr tickt, weil die Ewigkeit beginnt. Auch iſt ihr bewußt, daß manche trauern werden, denen ſie viel geweſen iſt, und einige weinen werden, die ſie geliebt haben.

Ende

Begonnen: April 1907 Beendet: Mai 1911

UNIV. OF MICH.

JAN 11 1913

Kapitelfolge

Franziska und die Freunde 1
Was über den Spiegel beſchloſſen wurde . 13
Die Peſt im Vintſchgau 25
Der Stationschef 47
Geronimo de Aguilar 63
Von Helden und ihrem Widerſpiel . . . 89
Der Tempel von Apamea 107
Die Gefangenen auf der Plaſſenburg . . 135
Paterner 176
Nimführ und Willenius 196
Herr de Landa und Peter Hannibal Meier 212
Begegnung 231
Die Geſchichte des Grafen Erdmann Promnitz 242
Franziskas Erzählung 275
Aurora 291
Der Affe und der Spiegel 323

*****

Werke von Jakob Wassermann

Die Juden von Zirndorf
Roman. Neubearbeitete Ausgabe. Vierte Auflage. Geheftet 4 Mark, in Leinen 5 Mark.

Die Geschichte der jungen Renate Fuchs
Roman. Elfte Auflage. Geheftet 6 Mark, in Leinen 7 Mark 50 Pfennig.

Der Moloch
Roman. Neubearbeitete Ausgabe. Vierte Auflage. Geheftet 4 Mark, in Leinen 5 Mark.

Der niegeküßte Mund — Hilperich
Novellistische Studien. Geheftet 2 Mark, in Leinen 3 Mark.

Alexander in Babylon
Roman. Dritte Auflage. Geheftet 3 Mark 50 Pfennig, in Leinen 4 Mark 50 Pfennig, in Leder 6 Mark.

Die Schwestern
Drei Novellen. Dritte Auflage. Geheftet 2 Mark, in Halbleder 3 Mark, in Leder 4 Mark.

Die Masken Erwin Reiners
Roman. Siebente Auflage. Geheftet 5 Mark, in Leinen 6 Mark.

Caspar Hauser oder die Trägheit des Herzens
Roman. Neunte Aufl. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Die Juden von Zirndorf

Der Verfasser der „Geschichte der jungen Renate Fuchs", Jakob Wassermann, hat seinen vor zehn Jahren erschienenen Roman „Die Juden von Zirndorf" in einer neu bearbeiteten Ausgabe herausgegeben, der die Kürzungen trefflich zustatten gekommen sind. Ein merkwürdiger Roman, diese „Juden von Zirndorf". Kaum je hat ein jüdischer Poet seinen Glaubensgenossen und über das Judentum der Gegenwart überhaupt schärfere und zutreffendere Dinge gesagt als Wassermann in diesem Buche. Die besten Eigenschaften des jüdischen Volkes erscheinen in ihm selbst verkörpert, vor allem der kritisch-skeptische Sinn, der auch sich selbst nicht schont. Mit diesem verbindet sich auch bei Wassermann eine starke, jedoch mehr mystisch als sinnlich glühende Phantasie, der namentlich in dem phantastischen „Vorspiel" des Romans, welches eine mit dem Erscheinen des merkwürdigen Messias Sabbatai Zewi verknüpfte Judenverfolgung im siebzehnten Jahrhundert behandelt, eine glänzende poetische Leistung gelungen ist. (Neue Zürcher Zeitung)

Die Geschichte der jungen Renate Fuchs

Jedes große, befreiende Buch muß ein Buch der Erlösung und der Wiedergeburt sein. Dies ist ein Buch von der Erlösung der Frauen, „die alten sinnlichen Vorurteilen zu mißtrauen beginnen, die ihr Schicksal, ihr Frauenschicksal, erleben und nicht länger leibeigen sein wollen". — Seit dem „Grünen Heinrich" Kellers ist in deutscher Sprache kein so interessanter und tiefsinniger Roman erschienen. (Die Zukunft)

Der Moloch

Ein bedeutendes Werk! Bedeutend durch die ernste Idee, die ihm zugrunde liegt, bedeutend durch die psychologische und gestaltende Kunst, mit der Wassermann jene Idee zu einem groß und breit angelegten, lebensvollen Gemälde gestaltet hat! . . . Man kann schon aus dieser gedrängten Inhaltsangabe ersehen, daß es sich hier vorwiegend um ein psychologisches Problem handelt; der Verfasser hat dieses Problem in der Tat auch voll-

ständig, seinem Wesen entsprechend, psychologisch behandelt, und zwar in geradezu bewundernswerter Weise. Ja, so groß ist des Autors Kunst seelischer Schilderung, daß der Leser alle die Vorgänge mitzuerleben glaubt und sie in Wahrheit mitempfindet.

(Berner Bund)

Der niegeküßte Mund — Hilperich

In diesen Novellen hat die Wassermannsche Erzählungskunst eine mehr als respektable Höhe erreicht. Es sind belletristische Kunstwerke von einer so feinen und sicheren Arbeit, wie wir ihrer in der heutigen deutschen Literatur nicht viele besitzen. Was sie vornehmlich auszeichnet, ist ihre gute Haltung im Sinne der epischen Kleinkunst. Wie hier alles in den Verhältnissen abgewogen ist, wie anmutig und doch streng die Linie fließt, wie der Zierat sich verteilt, Licht und Schatten sich verhalten, Ausführung und Andeutung zueinander stehen — alles das verrät einen in Deutschland sehr seltenen Kunstverstand und ungemein viel Talent. In dieser Hinsicht wären nur wenig Aussetzungen zu machen, so wenige, daß man sie verschweigen darf und erklären: der künstlerisch Genießende, der Kenner, wird hier sein volles Genügen finden. (Die Zeit, Wien)

Alexander in Babylon

Nichts als der reale Gang der geschichtlichen Ereignisse von Alexanders Rückkehr aus Indien bis zu seinem vorzeitigen Tode wird uns erzählt, dies freilich in farbigreicher kulturhistorischer Ausmalung und mit ebenso kühner als intensiver Psychologie. So ist dieses Buch weit mehr ein Prosaepos als ein Roman, und es bietet weit mehr eine faszinierende Ausdeutung der Geschichte als etwa eine Spannungserzeugung durch pragmatische Verwicklungen. Auf jeden Fall aber ist es ein Kunstwerk, sowohl durch die Geschlossenheit seiner Komposition wie durch seine kaum genug zu preisende sprachliche Behandlung. Es gehört zu unsern schönsten deutschen Prosabüchern. Manche Kapitel verdienten in den Schulen gelesen zu werden. Auf solche Weise wird Geschichte lebendig gemacht und beseelt.

(Neue Freie Presse, Wien)